

Lebenserinnerungen  
des

## **Adam Johann Heilmann**

weiland Pfarrer  
der reformierten Gemeinden  
zu Waldenburg,  
Spanbeck und Göttingen



Inhaltsverzeichnis :

Vorbemerkung über den Namen Heilmann.....	3
Aus der Heilmannschen Familiengeschichte.....	4
Aus meinem Leben.....	18
Schlüchtern.....	28
Die Umwelt in Hohenzell.....	35
Wer zu uns ins Haus kam.....	38
Wirtschaftliche Verhältnisse.....	42
Bildungsstand.....	52
Glaube und Aberglaube.....	54
Der Herr Pfarrer.....	57
Auf dem Gymnasium.....	60
Auf der Universität.....	68
Marburg.....	68
Trennung.....	76
Erlangen.....	77
Das letzte Jahr in Marburg.....	79
Der Tod meiner Mutter.....	80
Die Studienreise.....	82
Eine Zwischenzeit und Selbstbesinnung.....	86
Gelnhausen.....	88
Die kirchlichen Verhältnisse.....	90
Das gesellige Leben.....	97

Pfarrer der Umgebung.....	98
Weitere Tätigkeit und Vorschläge.....	99
Ein wertvoller Besuch .....	101
Gründung des reformierten Bundes.....	102
Neue Aussichten .....	103
Waldensberg .....	104
Die erste Amtstätigkeit.....	107
Meine Vorgänger.....	113
Fortsetzung meiner Tätigkeit.....	115
Zerwürfnisse in der Gemeinde.....	119
Mein häusliches Leben .....	122
Meine Verlobung und Hochzeit .....	123
Die letzte Zeit in Waldensberg.....	127
Spanbeck .....	128
Land und Leute .....	129
Kirche und Schule.....	131
Das Schulwesen.....	134
A r b e i t e n.....	135
Briefkränzchen .....	140
Unser häusliches Leben.....	140
G ö t t i n g e n.....	145
Der Einzug .....	145
Meine Vorgänger.....	147
Die Konföderation .....	148
Arbeiten.....	149
Konfirmandenunterricht.....	150
Kindergottesdienst.....	152
Gründung : Christlicher Verein Junger Männer .....	154
Das Presbyterium.....	158
Einführung der Kirchensteuer .....	160
Liebestätigkeit.....	162
Das Pfarrhaus .....	164
Die Kirche .....	165
Die Vergangenheit .....	166
Besondere Veranstaltungen .....	167
Freunde des Hauses.....	169
Nebenbeschäftigungen und Liebhabereien .....	172
Erholungsreisen .....	175
Unser Gesundheitszustand.....	183
Die Familie.....	185
Der Krieg - Verluste und Gewinne .....	189
Der Abschied.....	194
Das reformierte Studienhaus und die reformierte Professur .....	195
Wappen der Familie Heilmann .....	199
Ergänzende Hinweise von Dr. Wilhelm Lütkemann .....	200

## Vorbemerkung über den Namen Heilmann

Der Familienname Heilmann kommt vor im Elsaß, in der Pfalz, in Hanau, in der Wetterau, in Gellenhausen, im Isenburgischen, in der Obergrafschaft Hanau, besonders in Elm, aber auch in der Gegend um Meppen und in Schlesien. Die Wanderung scheint von Süden nach Norden gegangen zu sein. In Straßburg war ein berühmter Bürgermeister Heilmann. In der Pfalz gab es viele Pfarrer, in Heidelberg viele Professoren dieses Namens im 17. und 18. Jahrhundert. Im Mittelalter lag vor Hanau ein ausgegangenes Dorf Heilmannshausen. In der freien Reichsstadt Gellenhausen haben schon im Mittelalter angesehene Bürger dieses Namens gelebt. In der Obergrafschaft Hanau, in Schwarzenfels, war 1453 ein Kaplan Johannes Heilmann, der am 1. Februar d.J. in einem Brief an den Grafen Reinhard III. von Hanau (Staatsarchiv zu Hanau) mitteilt, daß er auf seine Stelle an der Kapelle zu Schwarzenfels verzichte. - In der Grafschaft Isenburg führte ein Pfarrer Heilmann die reformierte Lehre ein.

Ein Pfarrer Heilmann war während des dreißigjährigen Krieges in Wächtersbach. - In Isenburgischen Diensten standen zahlreiche Verwaltungsbeamte aus der Familie Heilmann. Um 1740 war ein Johann Georg Heilmann Hofgerichtsrat in Hanau und Amtmann des Büchertals. Eine Tochter von ihm, Christiania, war verheiratet mit dem verdienten Pfarrer Friedrich Grimm in Steinau (geh. 2. im dritten 1707, gestorben 20. im dritten 1777). Dieser war der Großvater der Gebrüder Grimm. Die Tochter von Wilhelm Grimm, Auguste, nahm an, daß wir miteinander durch ihre Urgroßmutter Christine geb. Heilmann verwandt seien und schenkte mir einen kirschbaumnen polierten Tisch, an dem ihr Vater abends immer lesend gesessen hat. Ich habe der Fräulein Grimm in ihren letzten 10 Lebensjahren freundschaftlich nahe gestanden; sie ist gestorben in Berlin, wenn ich mich recht erinnere, im Sommer 1918. - Nachweisbare Verwandtschaft ist zwischen der Juristenfamilie Heilmann und der unsern nicht vorhanden. -

Unsere Familie stammt aus Elm bei Schlüchtern; dort hatten die Heilmanns Laßgüter (d.h. Lehnsgüter) des Klosters Schlüchtern in Besitz, waren auch Schultheißen im 17. und 18. Jahrhundert, soweit die Kirchenbücher zurückgehen. - Ich besitze ein Büchlein von Johannes Jakob Heilmann, Pfarrer und Hofprediger der Pfalzgräfin Catharina Charlotte in Zweibrücken, -Vorbereitung zum Heiligen Abendmahl. 1633. - Ein Wappen hat die bäuerliche Familie Heilmann wohl nie gehabt, dagegen der Hofgerichtsrat Heilmann hat das beifolgende Wappen geführt. Es ist ein sogenanntes redendes Wappen; auf dem rechten Feld ist eine blühende Pflanze dargestellt, die offenbar mit Anspielung auf den Namen Heilmann eine Arzneipflanze sein soll. Ich habe im Jahre 1888 mir ein eigenes Wappen entworfen, das der bekannte Heraldiker Professor Hildebrand in Berlin ausgeführt und in die amtliche Wappenliste des Heroldsamtes in Berlin hat eintragen lassen. Ich habe daher dieses

später gefundene Heilmanns-Wappen, das ja auch unsere Familie nichts angeht, nicht als das Meine angenommen.

Auf Grund von Orts- und Nachnamen nehme ich an, daß in das Kinzigtal Allemannen eingewandert sind und zwar aus dem Gebiet des badischen Schwarzwaldes, wo dieselben Namen wie in meiner Heimat in ziemlich großer Anzahl vorkommen. Und da der Familienname Heilmann von Süd aus dem allemanischen Gebiet nach dem Norden gewandert ist, so wäre es möglich, daß die Heilmanns unter den Allemannen gewesen sind, die um's Jahr 250 den römischen Limes bei Hanau zerstört und sich dort niedergelassen haben, wie aus Gräberfunden in der Nähe von Hanau zu ersehen ist. Dies kann natürlich nur eine Vermutung sein.

### **Aus der Heilmannschen Familiengeschichte**

Die Heilmann'schen Vorfahren saßen als Laßbauern (Lehnbauern) des Klosters Schlüchtern in Elm. Ihre Spur verliert sich in bäuerlichem Dunkel. Der Name erscheint außer in Elm in der Stadt Gelnhausen und in Hanau. Aus der in Hanau ansässigen Familie, deren Glieder Beamte und Rechtsgelehrte waren, stammte die Großmutter der Brüder Grimm, die Frau des Pfarrers Grimm in Steinau, woselbst noch die Grabsteine des Ehepaares vorhanden sind. Die Tochter von Wilhelm Grimm, Auguste, mit der ich bekannt geworden war, und längere Jahre regen Verkehr unterhielt, nahm an, daß wir als Heilmanns-Sprossen verwandt seien, und schenkte mir zum Zeichen der Zusammengehörigkeit den Tisch, an dem ihr Vater regelmäßig abends sitzend zu lesen pflegte.

Das Wappen dieser Familie Heilmann ist ein sogenanntes redendes: eine blühende Pflanze, offenbar eine Anspielung auf den Namen Heilmann. Ich habe dieses Wappen gesehen auf einem silbernen Schildlein, das auf einer Familienbibel befestigt war. Diese war im Besitz von Fräulein Johanna Schaub in Kassel. –

Die Glieder der Familie Heilmann in Gelnhausen sind seit alters Metzger. Irgend-eine Zusammengehörigkeit mit ihnen ist nicht nachzuweisen. Sonst findet sich der Name in Deutschland häufiger im Elsaß, wo ein Heilmann ein berühmter Bürgermeister von Straßburg gewesen ist und im nördlichen Teile des Münsterlandes, in der Gegen von Meppen. Diese letzteren Familien sind ihrem Wohnsitz entsprechend, römisch-katholischer Konfession, während die Heilmanns in der alten Grafschaft Hanau der reformierten Konfession zugehörten. - Auch in Schlesien soll der Name häufiger vorkommen. - Daß aber die obere Grafschaft Hanau die Heimat der dortigen Heilmanns ist, schließe ich aus einer Urkunde vom Jahre ( 1360 ? ), wonach der Capellanus Johannes Heilmann in Schwarzenfels auf seine Stelle verzichtete.

Von meinen väterlichen Vorfahren habe ich nur meine Großmutter gekannt. Sie war am 1. September 1799 geboren, und ist gestorben 1886 ? Sie hatte einen kleinen Kramladen in Elm und versorgte uns daraus mit Kaffee und Zucker. Sie war

eine energische, hübsche Frau mit sehr regelmäßigen Gesichtszügen. Gegen uns Kinder war sie nach Großmütter Art sehr gütig, und steckte uns, wenn ich in Ferien als Gymnasiast oder Student war, manchen Taler in die Tasche. Sie wohnte bei ihrer Tochter, die mit dem Gastwirt Adam Stoppel in Elm verheiratet war. Durch einen Sturz in den Keller hatte sie in ihren späteren Jahren ein lahmes Bein davongetragen, was ihr längeres Gehen schwer machte. Sie war gesund bis in ihr hohes Alter, wo sie an Altersschwäche starb. Der Einführungsfeier der Union, die in Steinau gehalten wurde, wo die einzige lutherische Kirche neben einer reformierten in der ganzen Gegend war, hat sie im Jahre 1819 beigewohnt und mir davon erzählt. Neben ihrer Energie war sie überaus heiteren Gemüts, machte und erzählte gern allerlei Scherze. Von den Vorfahren mütterlicherseits habe ich nur meinen Großvater gekannt. Von seinen Vorfahren habe ich nur ein Glied weiter zurück verfolgen können.

Sein Vater war Johann Michael Rupp, der sich als Musikus und lutherischer Schulmeister in Weichtersbach bei Schwarzenfels niedergelassen hatte und sich dort verheiratete. Nach dem Eintrag im Sterbebuch zu Bieber stammte er aus Rosbach ( oder Rosdorf ? ) im Sachsen-Eisenach'schen. Diese Angabe ist aber nicht richtig. Seine Frau war die Tochter des Poliermeisters auf der landgräflichen Spiegelfabrik im Blaufarbenwerk bei Mottgers. Sie soll nach dem Bieberer Kirchenbuch aus Braunschweig stammen. Daß sie in der Stadt Braunschweig nicht geboren ist, habe ich festgestellt.

Mein Großvater Wohlrath Rupp war geboren am 31. Januar 1801 zu Bieber im Spessart. Er hatte mehrere Brüder und Schwestern. Einer seiner Brüder ist in Wilna auf der französischen Retirade gestorben. Ein anderer Bruder war besonders musikalisch begabt, neigte aber daneben zum Studium der Medizin, und um dies ermöglichen zu können, machte er mit seiner Violine eine Reise nach Amerika, erwarb sich dort durch Konzerte soviel Geld, daß er das Studium in Marburg aufnehmen konnte. Durch die überaus großen Anstrengungen, die besonders durch das scharfe Lernen hervorgerufen wurden, wurde er geistesgestört und starb als Kandidat der Medizin zu Marburg.

Ein anderer Bruder meines Großvaters, Karl, war Kaufmann und Posthalter in Bieber, gleichfalls sehr musikalisch, besonders im Cello-Spiel ausgebildet. Von ihm stammen die Geschwister Witzel, die nach Amerika auswanderten, und die Willmanns. Mein Großvater wuchs in Bieber, und in der Gegend von Frankfurt auf, wohin sein Vater versetzt worden war. Er besuchte die Schule seines Vaters, und bildete sich bei ihm in der Musik und im Lehrerberuf aus -Lehrerseminare gab es damals noch nicht. Von seinem 16. Lebensjahr an begann er selbst zu unterrichten, und zwar in Lanzingen bei Bieber.

Der Unterricht fand damals nur im Winterhalbjahr statt, während des Sommers hielt er sich bei seinen Eltern auf, und besuchte dabei in dem nahen Frankfurt das Senckenbergische Institut, wo er besonders die Feldmeßkunst erlernte, die damals

noch nicht von staatlich angestellten Geometern betrieben wurde. Das Essen wurde ihm reihum in den Haushaltungen gegeben, und als Gehalt bezog er 9 Gulden ( 1 Gulden = 1 M 71 Pfg ) im Jahr. Neun Jahre hat er diese Stelle in Lanzingen verwaltet. Er war ein hagerer, großer Mann, gesund bis an sein Lebensende im Jahre 1884. Er wurde nachher Lehrer in Bieber und dann in Steinau. Seine Unterrichtsmethoden hatte er sich selbst ausgedacht, und erzielte damit besonders bei den Kindern der ersten Schuljahre große Erfolge.

Als man noch nicht an Rechen- und Lesemaschinen dachte, hatte er sich selbst für den Bedarf seiner Schüler solche Maschinen ersonnen und ausgeführt. Seine Handschrift war sauber, deutlich und charakteristisch, seine Notenschrift klar und gut. Neben der Schule beschäftigte ihn und vermehrte seine kargen Einkünfte seine Feldmeßkunst, die er in der Umgebung ausübte. Freude und auch geldliche Beihilfe gewährte ihm die Musik. Er spielte Klavier, Orgel, Flöte, Klarinette, Geige, und besonders sein Cello. Er besaß mehrere von diesen Instrumenten. Ich sehe ihn noch vor mir sitzen, wie er in seinem einsamen Witwerstübchen in dem Schulhaus zu Seidenroth, das schwarze, runde Samtkäppchen auf den grauen Haaren, auf dem Cello spielte und dazu sang : " Freund, ich bin zufrieden, geh' es, wie es will. " Er war äußerst genügsam, und hat die ganze traurige Lage des gedrückten Schulmeisterstandes erfahren. In früheren Jahren hat er sich sogar dazu herbeilassen müssen, mit anderen Musikanten bei Tanzmusiken aufzuspielen. Seine Frömmigkeit war in früheren Jahren die rationalistische seines Zeitalters, später näherte er sich der gläubigen Auffassung des Christentums.

Er war ein frommes Gemüt, in seinem Temperament rasch, schnell im Wort, dabei aber auch still und gelassen. Mit der musikalischen Fähigkeit verband sich die mechanische bei ihm; so hat er sich z.B. selbst ein Tafelklavier gebaut. Als die seminarristisch gebildeten Lehrer in größerer Zahl vorhanden waren, wurden die älteren Lehrer, wenn sie in Städten waren, zum Teil auf Dörfer versetzt. Auf Betreiben eines der Steinauer Pfarrer, der zugleich Rektor war, und dem " Präzeptor " Rupp sehr mißgünstig gesinnt, verstandesmäßig rechtgläubig und gegen alle abweichenden Meinungen unduldsam, wurde er nach Seidenroth, einem armen Dörfchen 1/2 Stunde von Steinau entfernt am Walde gelegen, versetzt. Dort ist er bis zu seinem Lebensende geblieben.

Zuerst erhielt er später einen Gehilfen, im Jahre 1874 wurde er pensioniert mit einem Gehalt von 600 M jährlich. Verheiratet war er seit 1828 mit Susanne Gottschalk, Tochter eines Gutsbesitzers auf den Hirzbacher Höfen bei Marköbel, Kreis Hanau, der später nach Gelnhausen verzog. Die Familie Gottschalk stammte aus dem Taunus und war katholisch. Die Ehefrauen waren aber in mehreren Generationen evangelisch, und die Söhne folgten der Konfession des Vaters, die Töchter der Mutter. Daher waren die Brüder meiner Großmutter und deren Nachkommen katholisch, soweit nicht wieder die Söhne evangelische Frauen heirateten.

Das Einvernehmen in der Familie ist aber meines Wissens nie gestört worden. Eine Schwester meiner Großmutter war auf den Hirzbacher Höfen verheiratet. Sie bekam einen plötzlichen Zufall, und ihr Mann schickte sofort einen reitenden Boten nach dem Arzt. Während der Knecht das Pferd gesattelt hatte, war es schlimmer geworden und in der Eile tat der Knecht einen Fehltritt und brach das Bein. Ehe Hilfe erschien, war die Frau gestorben. Ihre etwa 1 Stunde entfernt wohnende verheiratete Tochter wurde benachrichtigt und beim Eintritt in das Haus fiel auch sie tot nieder mit dem Ruf : Meine Mutter ! "

Auch meine Großmutter fürchtete dasselbe Schicksal wie ihre Schwester zu haben und gab ihrer Tochter Anweisung, wenn sie ohnmächtig werde, sie an den Füßen mit heißem Wasser zu bürsten. Und wirklich hat meine Mutter die Großmutter aus einer schweren Ohnmacht durch dieses Mittel in Leben zurückgerufen. Im September oder Oktober 1857 aber wurde die Großmutter wieder von einem solchen Anfall heimgesucht. Man schickte eiligst nach dem 1 ½ Stunde entfernten Hohenzell, um meine Mutter herbeizurufen. Sie aber war in dem etwa 3 Stunden entfernten Hintersteinau zu Besuch. Ein Bote wurde eiligst dorthin geschickt, und meine Mutter, die wenige Wochen darauf ihren 3. Sohn gebar, eilte so schnell sie konnte den weiten Weg nach Seidenroth, fand aber die Mutter schon tot. Immer hat sie gemeint, wenn sie rechtzeitig dagewesen wäre, daß sie der Mutter das Leben erhalten hätte.

Aus der Ehe meiner Großeltern gingen drei Kinder hervor. Karoline, Marie und Karl. Karoline, geboren den 22. Mai 1829 in Bieber, verheiratete sich 1850 mit dem Lehrer Johannes Heilmann in Hohenzell; Marie gegen den Willen des Vaters und der Schwester mit einem großsprecherischen Schreiner und Holzhändler namens Spielmann. Sie hat ein sehr schweres Leben gehabt, bemitleidet und unterstützt von ihrer Schwester. Karl war Lehrer in Steinau bis an sein Ende. Seine älteste Schwester hat Mutterstelle an dem viel jüngeren Bruder versehen.

Nach dem Tode seiner Frau lebte der Großvater ganz allein im Schulhaus und wurde fast wieder Junggeselle in seiner Art und seinen Gewohnheiten. In den letzten Jahren war er bei seinem Sohn, und dann bei seiner Tochter in Seidenroth, beschäftigte sich mit leichter körperlicher Arbeit und sagte : " Ich sitze hier in Ruh, mach Reime immerzu ". Er hatte eine besondere Gabe im Machen von Reimen, die ihm leicht und ohne viel Überlegung immer zuflossen. Er schrieb ganze Briefe in Reimen, machte gereimte Denksprüche auf die Wochentage und bei allen möglichen Veranlassungen. Wenn er bei uns zu Besuch war und wir Kinder ihn baten, auf ein Wort einen Reim zu machen, so hatte er ihn zu unserer großen Belustigung immer gleich bei der Hand. Zu Ostern bemalte er Eier mit Wachs oder Scheidewasser mit schönen Figuren und Aufschriften. Diese wurden besonders bewundert und wertgehalten.

An dem Ergehen seiner Enkel nahm er lebhaften und herzlichen Anteil. Er hat noch eine Reihe von Urenkeln gesehen. Besonders eindrucksvoll ist mir ein Besuch

vom 2. Ostertag 1883. Ich hatte in Steinau meine Kandidatenpredigt gehalten, und ging dann mit meinen Brüdern August und Wilhelm zum Großvater nach Seidenroth. Wir trafen ihn in seinem Lehnssessel sitzend, und als ich hereintrat, erhob sich der ehrwürdige Greis, der eine besondere Hochachtung vor dem Pfarrerstand hatte, nahm sein Samtkäppchen vor mir ab, und mit einer Verbeugung reichte er mir die Hand: "Guten Tag, Herr Pfarrer", und wir mußten ihm dann von der Predigt erzählen.

Von seinem kargen Gehalt unterstützte er vor allem seine Tochter Marie. Während er in früheren Jahren gern ein Gläschen Branntwein in Ermangelung von Wein getrunken hatte, und aus den sieben, nach den Wochentagen geordnet an der Wand hängenden Pfeifen seinen billigen Knaster geraucht hatte, stellte er beides gegen Ende der siebziger Jahre völlig ein. Er starb ohne Krankheit im Frühjahr 1869.

Mein Vater Johannes Heilmann ist geboren am 23. März 1823 zu Elm, wo er seine Jugend in bäuerlicher Umgebung verbrachte, bis er in das Schullehrerseminar zu Schlüchtern, gegründet 1836, eintrat. Er hatte früh Neigung zum Predigen, band sich eine Schürze in den Rücken und hielt auf einem Stuhl stehend, Reden an die anderen Kinder. Die Pfarrer trugen damals noch keinen Chorrock, sondern nur das sogen. Mäntelchen, einen schmalen Flor, der den Rücken herunterhing. Als er 18 Jahre alt war, hatte er die 3jährige Seminarzeit hinter sich, und wurde 2. Lehrer in Hintersteinau, einem etwa 2 1/2 stunde von Schlüchtern im Vogelsberg gelegenen größeren Dorfe.

Der erste Lehrer war dort Wilhelm Leimbach, der zuvor am reformierten Waisenhaus in Kassel Lehrer gewesen, dort von der Erweckungsbewegung zu Anfang der dreißiger Jahre ergriffen worden, zur Strafe dafür aber vom rationalistischen Konsistorium mit anderen Pfarrern und Lehrern von Kassel versetzt worden war. Er war ein besonders liebevoller, freundlicher, frommer Mann, damals jung verheiratet. Mein Vater war der Pate seines ältesten Jungen, des nachmaligen Seminarlehrers und Schulrats Leimbach, der in unserem Hause deswegen das "Pätterje" (Patchen) genannt wurde. Mein Vater war noch in Elm durch Pfarrer Emmel zum Glauben geführt worden. Diesem Mann bewahrte er ein lebenslanges dankbares Andenken. Mit Leimbach verband ihn die Gleichheit der Gesinnung, und eine herzliche Freundschaft, die bis zum Tode währte.

Der junge Lehrer war rührig, hatte aber Zeit zu allerlei Nebenbeschäftigungen, eignete sich allerlei Kenntnisse an, kaufte sich, soweit das spärliche Gehalt reichte, allerlei Bücher, trieb Bienenzucht, Jagd und Fischerei. Das Gehörn seines erst erlegten Rehbockes hing in unserer Kammer als Handtuchhalter. Die von ihm gefangenen Krebse und Fische, besonders Forellen gab es viel, brachte unter anderem ein Schnelläufer namens Stork, genannt das Störkelje, nach dem etwa 12 Stunden entfernten Hanau, der den Weg in weniger als der halben Zeit zurücklegte. Später hat dieses Störkelje am Mordgraben, einer Stelle der Landstraße Schlüchtern-Fulda am Distelrasen, einen Mann ermordet, ist zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigt worden. Die Jagd übte mein



lichem Zuchthause begnadigt worden. Die Jagd übte mein Vater auch später noch aus, beteiligte sich an Treibjagden, und lehrte uns Wald und Wild kennen.

In Hinter-Steinau war der junge Lehrer sehr beliebt. Er machte dort das schreckliche Hungerjahr 1847 mit durch, und das wilde Revolutionsjahr 1848. Er stand auf Seiten der Regierung, weswegen auch nach seinen Fenstern geschossen wurde. Er schloß sich einem Kreise von Lehrern an, die in Gelnhausen ihre Zusammenkünfte hielten, um sich in persönlichem Christenleben und in ihrem Beruf zu vervollkommen. Später verließ er diesen Kreis, als in den 50er Jahren der Minister Hassenpflug die reaktionäre Politik in Kurhessen verfolgte, die auf den Absolutismus des Kurfürsten und Bestreitung aller Volksrechte hinauslief. Das Privatleben des Kurfürsten ließ zudem keine Hochachtung vor ihm aufkommen. Nach 1866 schloß er sich der nationalliberalen Partei an, und erstrebte in ihr die Einigung Deutschlands, und eine freiheitliche Entwicklung in gemäßigten Bahnen, während die früheren Freunde in dem sogenannten Treubund sich für die Hassenpflug'schen Ziele einsetzten.

Er sprach in politischen Veranstaltungen gern und zündend. Die meisten Lehrer wurden von der konservativen Richtung weggedrängt durch die Vilmar-Hassenpflug'sche Bewegung. Die ihr ergebenen Pfarrer waren Hirarchen, wollten den Lehrerstand in der völligen Abhängigkeit von den Pfarrern, und in entwürdigenden nicht mehr zeitgemäßen Diensten, wie Glockenläuten, Kirchenreinigung, Uhr-Aufziehen u.dgl., festhalten, und stemmten sich jeder Hebung des Standes, der sich seiner Bedeutung bewußt wurde, mit Härte und Unverstand entgegen.

Diese kirchliche Partei hat vor allem die Entfremdung zwischen Lehrern und Pfarrern hervorgerufen und unheilbar gemacht. Mein Vater war ein eifriges Mitglied des hessischen Lehrervereins, lange Jahre Vorsitzender des Schlüchternen Verbandes und eifriger Vorkämpfer für die Ziele des Standes, ohne jedoch natürlich die widerkirchlichen Bestrebungen und Kritiken zu billigen. Die Besoldung war allgemein überaus dürftig, bestand zumeist in Naturallieferungen, die widerwillig und in schlechter Beschaffenheit von den Bauern gegeben wurden, in den kirchlichen Gebühren für Taufen, Trauungen und Todesfälle, und in einem Staatszuschuß. Geregelt wurde das Gehaltswesen der Lehrer erst durch den Minister Falk im Anfang der 70er Jahre. Ihm hing deswegen die Lehrerschaft in dankbarer Verehrung an.

Den Übergang Kurhessens an Preußen verschmerzte mein Vater leicht. Es war dies möglich, weil das hessische Fürstenhaus in seinen letzten Vertretern durchaus keine Hochachtung und Liebe sich erworben hatte, sondern nur Ärger und Kummer bei den christlich Gesinnten erregt hatte, während das preußische Königshaus seit Jahrzehnten geachtet und rein dagestanden hatte. Die Einigung des Reiches unter dem verehrten alten Kaiser Wilhelm und Seinen Paladinen begrüßte mein Vater mit der tiefsten Freude, und es war einer der glücklichsten Tage seines Lebens, als er bei einem Besuch in Berlin Ende der 70er Jahre den Kaiser zu sehen bekam.

Es sei hier angeschlossen eine Geschichte, die der Verfasser als emeritus am Abend des 11. Februar 1922 in Groß-Schneen seinen Brachmann's Kindern und Enkelkindern erzählt hat:

Mein Vater war von 1840 - 1848 Lehrer in Hintersteinau, einem Dorf, das 2 1/2 Stunden von der Kreisstadt Schlüchtern sehr abseits im Vogelsberg liegt. Er war einmal in Schlüchtern, und hatte sich dort länger beabsichtigt aufgehalten. Im Gasthaus traf er den ihm bekannten Müller von der Kressenbacher Mühle, der ihm zuredete, in der Nacht nicht den schweren Weg nach Hintersteinau zu machen, sondern mit ihm nach Kressenbach zu reiten; er habe gerade zwei Pferde bei sich; er könne bei ihm übernachten und am andern Morgen nach Hintersteinau gehen. Mein Vater willigte ein, und nach dem Abendessen wurde er in seine Schlafkammer geleitet, die auf der Oberstube war.

Bald darauf hörte er, wie der Schweinehirt des Müllers, ein armer Mensch von beschränktem Verstand, in einem Verschlag sein Lager aufsuchte; hörte aber auch, wie dieser Mensch, indem er sich hinlegte, laut sprach: " Gott walt's" ! Dies Wort des armseligen Sauhirten traf den jungen Lehrer ins Herz. " Ach " dachte er, " dieser verachtete Mensch legt sich mit dem Gedanken an Gott zu Bett, und ich habe heute mein Abendgebet versäumt ". Alle stolzen, pharisäischen Gedanken wurden niedergeschlagen; der verachtete Hirte erschien ihm frömmer und besser als er selbst, und für sein Leben lang war es ihm eine Lehre, niemanden gering zu achten, da gering geschätzte Menschen vielleicht wertvoller sein können als solche, die im Besitz der Erkenntnis und, wie sie meinen, großer Frömmigkeit sind . Auch mir ist die Geschichte, die mir mein Vater oft erzählt hat, immer wertvoll gewesen .

Im Jahre 1849 wurde mein Vater nach Hohenzell versetzt. Das Dorf liegt 3/4 Stunden von Schlüchter entfernt, durch den steilen Hohenzeller Berg von der Stadt getrennt. Die meisten Güter des Dorfes waren lehens- und zinspflichtig an das Kloster Schlüchtern. Kirchlich gehörte das Dorf mit etwa vier anderen auch nach Schlüchtern, erst etwa 1846 wurde es zu einer Pfarrei erhoben, und zwei Filiale, Bellings und Ahlersbach, dazugelegt. Der erste Pfarrer war Rollmann, später " Geistlicher Inspektor " in Fulda. Er malte Landschaften und Porträts. Die Bilder meiner Eltern aus den ersten Jahren ihrer Ehe stammen auch von ihm. Eine herzliche und dauernde Freundschaft verband Pfarrer und Lehrer.

Im Oktober 1850 führte der junge Schullehrer Johannes Heilmann seine Braut in das Schulhaus zu Hohenzell als Frau ein. Karolina Rupp war geboren den 22. Mai 1829 zu Bieber, war dann als Kind mit ihren Eltern nach Steinau gekommen und erzählte uns Kindern gerne von der Jugend, die sie dort mit ihren Freundinnen erlebt hat. Eine besonders große Freude war die Feier des Pfingstfestes für die Jugend. Groß und Klein zog auf die Pfingstwiese, wo Spiele gemacht wurden und die Kinder mit " Pfingstinselchen " beschenkt wurden. Insel nennt man in der dorti-

gen Gegend irdene Krüge mit engem Hals, die zum Teil seitlich einen Ausguß haben und eine besondere Kunst beim Trinken erfordern, damit nicht aus dem Hals das Wasser auf den Trinkenden überschwappt. Das Töpfer- oder "Euler"-Gewerbe ist in Steinau und Umgegend sehr alt, wie der Familienname "Euler" beweist.

Zeitlebens hat sie ihren dortigen Freundinnen die Freundschaft gehalten. Unter der Aufsicht ihrer Mutter wurde sie in die Haushaltsgeschäfte eingeführt, und das Nähen lernte sie bei der Frau Gelhaar, der Frau des Turmwächters auf dem großen Turm des Schlosses in Steinau. Ganz oben auf dem Turm war die Wohnung des Wächters und man hat von hier, durch deren Fensterhöhlen jetzt der Wind hereinstreicht, eine weite Aussicht rings umher. Das Steinauer Schloß ist ein noch jetzt fast ganz erhaltener Bau aus dem Mittelalter und der Renaissance-Zeit, den sich die Grafen von Hanau errichtet hatten. Noch stehen die Tortürme und die Zugbrücken, nur werden diese nicht mehr aufgezogen. In manchen Stuben sind noch schöne Malereien, besonders in der Kemenate, die für die Gräfin, eine geb. Herzogin von Württemberg, hergerichtet war. Der innere Schloßhof ist weit und ansehnlich. Um das Schloß her läuft ein Graben, der sogenannte Hirschgraben, in dem jetzt keine Hirsche, sondern Gärten sind.

Ein Stück vor dem Schloß im Feld liegt das Judendorf. Nachdem die Juden in der Stadt die Brunnen vergiftet hatten, durften sie nicht mehr in ihr wohnen, so erzählte man. Noch heute halten sich in Steinau die Juden nicht, während sie in Schlüchtern in Mengen wohnen. Vor dem Torturm in Steinau hatten wir als Kinder große Angst, denn es hieß: wer zum ersten Mal durch ihn gehe, müsse erst eine eiserne Kette durchbeißen. Und neben dem Turm in einem Seitengebäude des Schlosses war das Gefängnis, wo unter Aufsicht des alten Dillenburger die Gefangenen bei Wasser und Brot eingesperrt waren. Mit Schauder hörte man davon als Kind, wenn jemand dahin abgeführt wurde und mit Mitleid ging man, sich fürchtend, an dem Hause vorbei. Froh war ich aber, als ich durch das erste und dann auch durch das zweite Tor hindurchkam und die eiserne Kette nicht ausgespannt war. Schlimmer aber als die Gefangenen hatten es doch noch die Verdammten in der Hölle, die kriegten nicht etwa Wasser und Brot, sondern Laussuppe und eiserne Klöße, wie mir die Kinder erzählten.

In das Turmwächterstübchen bin ich später oft einmal emporgestiegen und habe mir vorgestellt, wie in der niedrigen Stube, um die außen her ein Gang für den Wächter geht, meine Mutter als junges Mädchen bei der frommen Frau Gelhaar gesessen und genäht hat. Sie selbst sprach mit Liebe, Verehrung, mit dem Gefühl für die Poesie des Ortes von ihrem dortigen Aufenthalt. Bei ihrem Vater lernte Karolinchen nicht nur das, was man in der Schule lernt, sondern natürlich auch Musik, Klavierspiel und Gesang. Ihre Klavierschule habe ich noch und auch ein Lied, das sie gesungen hat. Unter den Dichtern stand damals Schiller obenan. Sie kannte seine Balladen und führte manchmal etwas daraus an. Noch mehr aber liebte sie die geistlichen Poesien, die ihr allerdings erst später mehr in die Hand kamen.

Eine kleine Sammlung " Harfentöne " hatte sie immer in ihrem Nähtisch liegen. Zu ihrer Ausbildung wurde sie nach Kassel zu den Verwandten Witzel geschickt. Der Onkel Witzel war an der Post und hielt als früherer Soldat auf peinliche Sauberkeit und Ordnung. Eine Tochter war ihr gleichaltrig eine andere jünger. Beide bildeten sich als Lehrerinnen aus und gingen nach Amerika, wo Elise noch jetzt lebt. Auch der Bruder Peter, ein Geometer, wählte dieses Land zu seiner Heimat. Als er auf dem Posthof einmal als Knabe stand, fragte ihn ein fremder Reisender, während die Pferde angeschirrt wurden, wie er heiße und als er antwortete " Peter " – da gab ihm der Fremde, weil er ein Russe war und Peter den Großen verehrte, ein namhaftes Geldstück.

Ein anderer Onkel Morel war Burgwart auf der Löwenburg und oft lenkten die jungen Leute ihre Schritte nach der Wilhelmshöhe hin und gern hörten wir der Mutter zu, wenn sie uns von den Wundern der Wasserkünste auf Wilhelmshöhe, besonders der Vexierwassern, all den Schönheiten und Merkwürdigkeiten, in der Löwenburg, dem chinesischen Dörfchen Mulan und all den Herrlichkeiten Kassels erzählte. Im Jahre 1848 während der Revolution war sie in Bieber bei ihrem Onkel, dem Bruder Karl ihres Vaters. Auch dort gingen die Wogen der Revolution recht hoch und sie sang uns manchmal das Lied von Hacker und Struve, das damals besonders beliebt war, und das Schleswig-Holstein-Lied vor. Darauf ging sie in die " lutherisch Schul " in Schlüchtern, die aber damals keine Schule mehr sondern im Besitz des Kaufmann Schäfer war. Wie wahrscheinlich bei ihrem Onkel in Bieber, der Kaufmann und Posthalter war, so war sie auch hier bei dem Kaufmann tätig und dort lernte sie auch der junge Schullehrer Heilmann kennen.

Als er sie zum ersten Mal bei ihrem Vetter, dem Lehrer Will in Schlüchtern sah, sagte er sich: " Die und keine andere ", so hat er mir erzählt und er fand für seine Bewerbung Gegenliebe und die Zustimmung ihrer Eltern. Die Braut war klein von Statur, aber gesund und beweglich, mit schönem offenem Gesicht, das dunkel kastanienbraune Haar nach der Sitte der damaligen Zeit in der Mitte gescheitelt, auf die Seiten herunterfallend und hinten mit dem Zopf zu einem Knoten vereinigt. Die Aussteuer war eine gute, lauter selbstgemachtes Leinen, das zum Teil noch jetzt in täglichem Gebrauch ist. Auch aus der Großmutter Rupp Aussteuer und der Urgroßmutter sind noch Servietten da.

Was die junge Frau ihrem Manne mitbrachte, war aber nicht allein Geld und Gut, sondern vor allem ein treues, frommes Herz, hellen Verstand, regen unermüdlichen Fleiß. Und ihr Mann hat zeitlebens seine Wahl gepriesen und seine Frau hochgehalten, und als sie ihm genommen wurde, gar tief getrauert. In allen häuslichen Arbeiten war sie geschickt. Kochen, Backen, Nähern verstand sie aufs Beste. Für ihre Kinder schneiderte sie aus alten Anzügen neue zurecht. Für sich selbst beanspruchte sie fast nichts und ihr Mann war auch durchaus gegen jeden Staat. Als ihr alter Hut abgängig geworden war, war der Preis für einen neuen meinem Vater zu hoch, und so hat sie jahrelang Ende der 60er und Anfang der

70er Jahre nur ein seidenes Chenilletüchelchen, wie es andere Frauen im Haus trugen, auch in der Kirche auf dem Kopf gehabt. Erst später trug sie wieder einen Hut. Der große Hut von der Großmutter und der große Schildpattkamm lagen unbenutzt auf der Oberstube.

Ihr religiöses Leben war stark. Anfang der 50er Jahre kam von England die baptistische Bewegung herüber und brachte die evangelischen Gedanken mit Kraft und Wärme unter die Leute neben den besonderen baptistischen Lehren. Auch meine Mutter wurde damit bekannt gemacht durch die Frau Lehrer Sauer. Im Herzen war sie von der Richtigkeit der baptistischen Lehre überzeugt. Gegenüber der toten Kirchlichkeit der Pfarrer und der Gemeinden, die zum großen Teil noch im Rationalismus steckten, stand ihr der Zustand der baptistischen Gemeinschaft als Ideal vor. Sie hat, dem Beispiel der Freundin nicht folgend, auf Bitten ihres Mannes und der Verwandten den Übertritt nicht vollzogen, war aber stets dankbar für das, was sie dort empfangen hatte. Der Pfarrer Reinhard predigte das Evangelium, je länger, je mehr aber in späteren Jahren gar zu unlebendig und ohne alle Anwendung, sich Jahr für Jahr beschränkend auf die evangelischen Perikopen. Da nährte sie sich immer wieder an Ludwig Hofackers Predigten, der ihr eigentlicher Prediger war.

Gar herzlich hat sie mit uns Kindern gebetet, und ich weiß, daß sie auch für uns viel gebetet hat. Auch mein Vater war ein Beter; morgens pflegte er, an dem Gartenfenster stehend, aus des alten Nell Gebetbuch " Die Lust der Heiligen an Jehova " sein Morgengebet zu lesen. Und häufig ließen ihn Kranke aus dem Dorf rufen, daß er mit ihnen bete. Der Pfarrer Reinhard war zu befangen dazu und tat es nur ganz selten bei Kranken. Als im Jahre 1853 der Pfarrer Rollmann nach Hintersteinau versetzt wurde, übertrug das Konsistorium für die Vakanzzeit dem jungen Lehrer die Konfirmandenstunden und sicher hat er mit Ernst und Geschick diese Aufgabe erfüllt. Denn wiewohl ich nur bis zum 10. Lebensjahr seinen Unterricht genossen habe, erinnere ich mich doch der Wärme und des Ernstes der Religionsstunden. Ich mag wohl 7 Jahre alt gewesen sein, als ich zum ersten Mal die Geschichte von dem Taubstummen ( Hephata ! ) von ihm hörte. Sie war mir besonders eindrucksvoll. Das Haus in das der junge Lehrer im Herbst 1850 seine junge Frau einführte, war zwar groß, hatte aber für die Lehrerfamilie nur sehr beschränkte Räume. Man trat von der Haustür in einen quadratischen Vorraum, den in jener Gegend so genannten Ern ( in Württemberg Örn ), von diesem weiter in die Küche , von der aus auch der Kachelofen der Stube geheizt wurde. Das Rumoren der Magd beim Feuermachen an den Wintermorgen, während wir noch im Bett lagen, hatte etwas Unheimliches, und doch wieder weckte es das Gefühl des Geborgenseins in dem warmen Bett bei den Kindern.

Von der Küche führte die Hintertüre sogleich ins Freie, die hohe Steintreppe hinunter in den engen Hof, wo der Holz-, Schweine- und Schafstall waren nebst der Miete. Rechts von dem Hausern lag die Schulstube, an deren Decke sich ein Durchzugbalken herzog, gestützt durch eine runde, profilierte dicke Säule. Hinter dieser Schulstube war die Schlafstube, ein nach Norden und Osten gelegener, nicht

sehr breiter, aber langer Raum, erwärmt durch eine Platte des Stubenofens, vor dem die Falltüre zum Keller lag, die im Winter benutzt wurde, während die eigentliche Kellertüre im Hof während der kalten Jahreszeit mit Stroh dick verwahrt war. Links neben dem Hausern lag die sogenannte Nebenstube, ein Raum, der zwar groß genug war, aber durch die nahestehenden Stallgebäude wenig Licht hatte.

Eine Treppe hoch lag der Betsaal, der fast die ganze Fläche des Hauses einnahm. In ihm wurden die Lesegottesdienste und kirchlichen Handlungen vorgenommen. Ein Instrument war nicht vorhanden; der Lehrer pflegte vorzusingen und so den Gesang der Gemeinde zu leiten. In dem großen Dachgeschoß waren Vorratsräume sowie die Uhrkammer. Auf der Westseite des Dachgiebels war ein Türmchen, dessen Glocke zur Schule und Kirche einlud. In diesem großen Hause standen dem Lehrer nur die Nebenstube und die Schlafstube zur Verfügung. Frühere Lehrer hatten allerdings in der Schulstube selbst ihre Wohnung und auch ihren Webstuhl aufgeschlagen, da ja das Schulehalten allein keine Familie ernähren konnte.

Diese Verhältnisse änderten sich, als im Jahre 1863 die Kirche gebaut wurde. Die Schulstube wurde nach oben in den bisherigen Betsaal verlegt, von dem nach zwei Kammern abgetrennt werden konnten, und der Boden wurde nach Osten zu zu einer schönen großen Stube ausgebaut, so daß links und rechts nach Süden und Norden zwei große "Abseiten" und eine Räucherammer und oben der Fruchtboden bestehen blieben. Auf diesem siedelten sich öfter Wespen oder auch Hornissen in ihren papiernen Nestern unter dem Dache an. Später anfangs der achtziger Jahre wurde die Haustüre verlegt, so daß von ihr aus die Kinder sofort die Schultreppe hinaufgehen konnten, und der Hausern zu einer erweiterten Stube wurde, wodurch auch die kalte, zugige Küche viel gewann.

Um diese Zeit ließ mein Vater auch das Türmchen entfernen, weil er durch die Schwingungen der Glocke nachteilige Wirkungen für das Haus fürchtete. Vor der Ostseite des Hauses lag ein keilförmiges Gärtchen, mit zwei Blumenrabatten, einigen Beerenbüschen, Gemüsebeetchen und Obstbäumen. Der eigentliche Gemüsegarten lag vor dem Dorf in den sogenannten Kräutgärten. Den Raum an der Südseite des Hauses bis zur Haustüre habe ich anfangs der achtziger Jahre zu einem Blumengärtchen umgestaltet. An der Westseite des Hauses, durch einen schmalen Raum getrennt, lag die kleine Scheune und der Kuhstall.

Das war das Reich, in dem wir Kinder aufwuchsen. Und das Haus bevölkerte sich. Am 12. August 1851 wurde dem jungen Ehepaar der erste Sohn geboren, Johannes August genannt. Am 27. Januar 1854 kam der zweite Sohn Wilhelm, am 18. Oktober 1857 der dritte Sohn Karl, am 5. April 1860 der vierte Sohn Adam. Es war ein Gründonnerstag Nachmittag. Unmittelbar vorher hatte meine Mutter noch im Garten gegraben. Am 21. Oktober 1863 ward den beglückten Eltern ein Töchterchen geboren, Karolina, Lina genannt. Trotzdem wurde die Kindtaufe sehr einfach gefeiert, so daß die Hebamme ärgerlich sagte: " Von der Daffet wird die Katz hinnern Ofen nichts gewoar ! " Und am 6. Juni 1865 folgte ein zweites Töch-

terchen, Anna. Lina war blond, ruhig und sanft. Annachen braun mit dunklen Augen und sehr lebhaft. Mit ihnen und Karl wuchs ich auf, während die beiden älteren Brüder auf den Schulen zu Schlüchtern und Hanau waren. Auch Karl kam Ostern 1868 auf das Progymnasium nach Schüchtern. Kindliche Spiele aus jenen Jahren sind mir noch in Erinnerung.

Ein jähes Ende fand dieses glückliche Familienleben im Winter von 1868 auf 69. Karl bekam an die linke Seite des linken Knies eine Wunde, die allen ärztlichen Künsten trotzte. Besonders schmerzhaft war es, wenn ihm geschabter weißer Zucker auf die Wunde gestreut wurde, der das wilde Fleisch wegfressen sollte. Er war von klein auf schwächer und reizbarer gewesen. Manche Nacht hat ihn sein Papa stundenlang auf den Armen in der Stube umhergetragen, um ihn in Schlaf zu bringen. Jetzt wo er noch dazu krank war, wurde er noch eigenwilliger, und es wurde ihm oft der Wille getan, auch wenn es nicht das Richtige war. Monate hindurch lag er zu Bett und selbst das "Ochsenmütterchen" namens Ackermann, ein Mann, der weit und breit durch seine Besprechungen Krankheiten berühmt war, und den auch meine Eltern, wiewohl unter Bedenken religiöser Art, aus dem fuldischen Lande kommen ließen, konnte nicht helfen. Ich stelle mich nahe zu ihm, als er seine flüsternde Besprechung machte, konnte aber nur die ersten Worte verstehen, die lauteten: "Ich ging mal in den roten Wald - da kam ne rote Königin ". Ich erkrankte dazu im Januar an den Masern, und wurde nach einigen Wochen vollständig blind.

Gegen Ende Januar erkrankte mein jüngstes Schwesterchen an Gehirnentzündung, und starb nach einigen Tagen. Im Februar erkrankte das ältere Schwesterchen, und zwar an der damals zuerst auftretenden Diphtheritis, die für die Ärzte etwas ganz neues war und von ihnen mit Brechmitteln bekämpft wurde. Unter großem Quälen wurde das Kind genötigt, immer wieder Brechmittel einzunehmen, aber der Hals wurde immer mehr verengt und am 2. März starb auch dies Kind. Es war am Abend vor dem Sterben Linachens. Nachbar Michelchen trug es auf seinen Armen in der Stube herum. Die Abendglocke läutete. Da faltete das fromme Kind seine Hände und betete sein gewohntes Gebet: "Gott Vater Dir befehl ich mich, Herr Jesu, ich bin Dein, o heiliger Geist, ich bitte Dich, nimm meine Seele ein." Alle Anwesenden waren davon tief bewegt, als das Kind mit leiser, aussetzender Stimme so betete. Die Eltern, der Herr Pfarrer, den ich noch im Sofa sitzen sehe, und wer sonst in der Stube war. Große Teilnahme erweckten diese beiden Todesfälle in der ganzen Gegend.

Man schrieb unter anderem von einem Pfarrer von Bodelschwingh in Westfalen, der in wenigen Wochen seine sämtlichen vier Kinder verloren habe. Meine Eltern trauerten tief über den Verlust, und meine Mutter hat die Trauerfarbe nie wieder abgelegt. Für mein Augenleiden wurde Dr. Brehm in Schwarzenfelde um Rat gefragt, der nach ungenügenden Studien auf der Universität durch eigene Fortbildung das Fehlende ersetzt, und in einer Verbindung von Homöopathie und Allopathie sich seinen Weg selbst gesucht hatte. Er war in der ganzen Gegend berühmt, und

seine Arznei schlug auch bei mir an. Zum ersten Mal konnte ich wieder in meines Vaters großgedrucktem Gebetbuch von Mel einige Buchstaben erkennen. Mit dankbarem Jubel wurde diese Heilung begrüßt. Auch Karls Bein heilte allmählich zu. Er konnte an einer Krücke gehen, und an einem schönen Frühlingstag fuhren wir zum ersten Mal in einem Handwagen aus.

An der Sandkante neben dem Bach fanden wir eine besonders große Ringelnatter, die wir in der Meinung, sie sei giftig, tot warfen, und dann an einem Busch aufhängen, wie es die Jungen immer taten, wenn sie eine Schlange getötet hatten. Wir meinten außerdem, Schlangen stürben erst, wenn sie aufgehängt wären und dann auch erst nach Untergang der Sonne. Eine nähere Kenntnis der Schlangen ging uns ganz ab, und so wurde jede Schlange, die es ziemlich viel gab, so dick wie ein Rechenstiel zum Teil, verfolgt. Das geschah immer mit einem gewissen Grausen und mit Aufbietung von Mut. Karl konnte Ostern 1869 wieder in das Progymnasium zu Schlüchtern eintreten, mich aber wollten meine Eltern nach diesem schweren Winter noch nicht von sich lassen.

So wurde ich noch mehr als bisher von meiner Mutter in allen häuslichen Angelegenheiten zum Helfen verwandt, besorgte das Abwischen der Möbel, und tat auch mancherlei Dienst in der Küche. Die erworbenen Fertigkeiten und Kenntnisse sind mir später mannigfach zugute gekommen. Oft begleitete ich aber auch meine Mutter zu den Gräbern der Schwesterchen. Ein 1. Maitag ist mir besonders in Erinnerung, wo ich am Bach der Dorfweiese mit ihr Vergißmeinnicht ausgrub, die sie dann mit vielen Tränen auf die Gräber pflanzte. Sonst war der Kirchhof ein etwas gefürchteter Platz, auf dem es natürlich nachts nicht geheuer war. Es stand auf ihm ein alter Bau aus Balken gefügt, doch ohne zugemauerte Gefache. Vorne war eine Art Kanzel angebracht, die aber nicht mehr benutzt wurde, da die Leichenpredigten in der Kirche gehalten wurden. An der Ostmauer war außen noch von katholischer Zeit her eine gotische Nische. Ich erinnere mich noch, daß ich mit meinem älteren Schwesterchen einmal an dem etwa 10 Minuten vom Dorf entfernt liegenden Kirchhof vorbeiging, es fest an der Hand nahm, und dann um mir die Furcht zu vertreiben, "Wachet auf! ruft uns die Stimme" sang. Ich muß damals etwa acht Jahr alt gewesen sein. Am 21. Oktober 1872 am Geburtstag des verstorbenen Lina chens wurde meinen Eltern zu ihrer und aller Verwandten großer Freude wieder ein Töchterchen geschenkt. Es wurde Maria Apollonia genannt und erfüllte das bis dahin so tief trauernde Haus mit neuer Freude. Ich besonders als ihm im Alter am nächst stehend, habe das kleine Schwesterchen viel gewartet und gar herzlich geliebt.

Als ich 1874 nach Hanau kam, hatte ich nicht bloß nach den Eltern, sondern auch nach ihm starkes Heimweh. Gegenüber unserm Hause in Hanau wohnte ein Ehepaar, das zwei kleine Mädchen hatte. Lange habe ich da oft an meinem Fenster gesessen und mir die spielenden Mädchen angesehen und nach ihnen Ausschau gehalten, wenn sie sich längere Zeit nicht am Fenster gezeigt hatten, sehnsüchtig dabei gedenkend an das kleine Schwesterchen daheim. Es war wohl begabt, lernte



früh den Struwelpeter auswendig und wurde in den häuslichen Arbeiten von der fleißigen Mutter angewiesen, nur zum Stricken und Nähen hatte sie keine rechte Lust. In ihrem 9. Jahr fiel schon der Tod ihrer Mutter und ein tiefer Schatten legte sich von da ab auf das häusliche Leben, auf Gemüt und Körper des schnell alternenden Vaters.

Sie hat frühzeitig die Geschäfte des Haushaltes unter unverständigen Haushälterinnen mit übernehmen müssen und war für ihren Papa eine aufopfernde, liebevolle Pflegerin in seiner zunehmenden Schwachheit und Hilfsbedürftigkeit. Von 1885 bis 1893 war sie in meinem Hause mit einigen Unterbrechungen, während denen sie ein Jahr in Godesberg und Monate hindurch bei den Brüdern in Magdeburg und Eisleben war, bis sie in das Diakonissenhaus in Kassel als Schwester eintrat. Mit meiner Frau stand sie sich gut und beide waren in Liebe verbunden. Das Verhältnis zwischen uns beiden hat mit den Jahren an Wärme nicht abgenommen, auch für meine Kinder alle hat sie immer freundliches Gedenken und herzliche Liebe gehabt. Wo sie nur kann, sucht sie mir jetzt noch Liebe und Fürsorge zu erweisen.

Die Schule meines Vaters besuchte ich bis Ostern 1870. Ich hatte in den fünf Jahren meines Schulbesuchs alle Klassen der Schule durchgemacht, unterrichtete auch schon selbst die Kleinen und konnte in der Kirche schon als Vorsänger den Gesang leiten, kannte das Rechnen, soweit es geübt wurde, bis in die Regeldetrie. Die Realien wurden allerdings in jener Zeit noch wenig behandelt; nur was das Lesebuch davon enthielt, wurde durchgegangen.

Eingefügt sei hier eine Geschichte, die der Verfasser als emeritus am 11. Februar 1922 in Groß-Schneen seinen Brachmann's Kindern und Enkeln erzählt hat : Etwa im Jahre 1868, als ich 7 Jahre alt war, bekamen wir vom Gut Lindenberg einen kleinen jungen Hund, einen Teckel, den ich aus einem Korbe im Kuhstall nahm und nach Hause trug. Er wuchs mit uns Kindern heran als Spielgefährte, besonders auch für meine jüngeren Schwesterchen, die 1863 und 65 geboren waren. Wir spielten mit ihm, er wurde als Puppe angezogen, ins Bettchen gelegt, und saß beim Essen neben uns auf der Bank, und sah bei jedem Bissen, den wir in den Mund führten, uns nach, wartend, daß auch er etwas abkriege. Daneben wurde er auch mit auf die Jagd genommen, und versuchte sich im Luchse - und Fuchse - graben. Als im Frühjahr 1869 die beiden Schwesterchen im Laufe von 6 Wochen starben, war es meiner Mutter zu schmerzlich, den Hund zu sehen, der mit den Kindern so viel gespielt hatte. ( Damals hielt die Halsbräune zuerst ihren Einzug in der Gegend. Der Arzt gab Brechmittel, um den Belag herauszubefördern ) Der Hund wurde an einen Bauer in Niederzell, der die Jagd liebte, gegeben, und damit er den Weg nicht zurückfinde, die 3/4 Stunde in einem Sack getragen. Wir hörten mehrere Jahre nichts mehr von ihm, nur ein Mitschüler des Progymnasiums in Schlüchtern, in das ich 1870 eintrat, erzählte mir, daß Waldmann eine böse Sitte angefangen habe : er suchte und fraß Hühnereier, und war deswegen jetzt bei seinem Herrn recht unbeliebt.

Nach einiger Zeit, etwa im Jahre 1872, hörte meine Mutter, daß ein Hund an der Tür kratzte, und als sie sie aufmachte, stand Waldmann da. Sie freute sich sehr, ihn zu sehen; der Hund aber legte sich still an sein altes Plätzchen unter dem Ofen, und die Milch, die ihm meine Mutter brachte, rührte er kaum an. Mein Vater wurde aus der Schule gerufen; auch er begrüßte mit Freude das Hündchen, und dieserleckte ihm die Hand. Nach einiger Zeit stand er auf und ging wieder hinaus, nahm den Weg nach Niederzell. Unterwegs aber starb er.

### **Aus meinem Leben**

Schon oft wollte ich Erinnerungen aus meinem Leben aufzeichnen, nahm mir aber die Zeit nicht dazu, bis die Tage einer Rekonvaleszenz mir die Muße dazu darboten

Ich finde viel Gnade Gottes in meinem Leben, ich habe es erfahren, daß wir einen Gott haben, wie ihn der Sänger des 103. Psalms beschreibt. Das Wort Gottes wird auch an geringen Knechten wahrgemacht.

In meiner Jugend blicke ich auf kindliche Erfahrungen und Freuden, aber auch schon Sünden. Gott, Du bist gnädig und bedeckst alle unsere Schuld.

Ich wurde geboren als das vierte Kind und der vierte Sohn des Schullehrers Johannes Heilmann und der Karolina geb. Rupp zu Hohenzell am 05. April 1860, an einem Gründonnerstag Nachmittag. Ich war ein kräftiges Kind, hatte besonders starke Hände, so daß Frau Zipf meinte, ich müßte ein Schreiner werden. Am April wurde ich im Betsaal, der oben im Schulhause war, getauft von dem treuen Pfarrer Meinhard. Mein Pate war der Mann der Schwester meines Vater : Johann Adam Stoppel, Posthalter in Elm, der mir allezeit viel Liebe bewiesen hat.

Meine Erinnerungen reichen bis zum 2. oder 3. Jahr zurück. Ich weiß noch, daß ich mich danach sehnte, erst einmal über den Tisch wegsehen zu können; und unser Tisch war sehr niedrig. Ferner erinnere ich mich noch, daß ich einmal mit den Leuten, einem alten Mann mit einem langen blauen Rock nach, in den Betsaal lief. Von 1863 an aber wurde der Betsaal nicht mehr zum Gottesdienst benutzt. Auch erinnere ich mich der Einweihung der Kirche ( September 1863 ), freilich nur in der Form, daß wir Kinder an der Kirchtür standen und viele Leute in die Kirche gingen, während viele noch davor standen; auch weiß ich, daß nachher sehr viele Leute in unserer Stube saßen, was ich aber nur von außen her durch die geöffnete Stubentür sah. - Einer Szene aus dem Sommer 1864 erinnere ich mich besonders lebhaft. Bettchen, das Kindermädchen, ein Waisenkind aus Frankfurt, daher das " Frankfurter Bettchen " genannt, saß, mein Schwesterchen auf dem Arm, am Ende des untersten Treppentritts vor der Haustüre, und ich kniete oder lag davor. Wir hatten gelben Sand und ich preßte ein kleines blechernes Tellerchen in dem Sand ab, wie Bettchen mir vorgemacht hatte. Mit unendlicher innerer Freude wiederholte ich dies Kunststück. Das Schaffen im Spiel machte mir diese Freude.

In diesem oder dem folgenden Jahre war es wohl auch, die ich mit mehreren anderen Kindern auf dem Bauholz an Mülhausens Haus nach der Kirche hin saßen und kräftig mitsangen mit Kinderweisen und -lauten, als in der Kirche der Gesang erscholl. Dieser Kindergottesdienst am Sonntag Morgen im hellen warmen Sonnenschein, halb feierlich-ernst, halb fröhlich, machte besonderen Eindruck auf mich. Meine Gespielen im Haus waren die mir im Alter am nächsten stehenden: Karl 1 ½ Jahre älter als ich und Linachen, 2 ½ Jahre jünger als ich. Mit Karl schlug und zankte ich mich viel, Linachen war außerordentlich sanft und gut. Meine anderen Gespielen waren Nachbarskinder, 2 Jungen. 1 Jahr jünger als ich aus Lipsteklasen Haus ( Mich.Kolbs ) das Hannesje und aus Mülhausens Haus der Adam. - Bruder Johannes ( wie er damals hieß ), der älteste, war auf dem Progymnasium in Schlüchtern, Bruder Wilhelm kam 1863 ebendahin. Von beiden weiß ich daher weniger. Johannes kam 1865 nach Hanau, wozu Direktor Piderit von Hanau nach einer Visitation des Progymnasiums Papa bewog. Er wurde von da ab allmählich auf Drängen der Familie Fuchs mit seinem anderen Namen August genannt, weil der Name Johannes gar zu gemein erschien, besonders als " Hannes ". Nur zu seinem Ärger wurde er von uns noch öfter mit seinem alten Namen genannt.

Übrigens hatte jeder von uns seinen besonderen Abnamen, der meist durch die falsche Aussprache des richtigen Namens durch die jüngeren Geschwister entstanden war. Wilhelm hieß Netjedu, Karl hieß das Sparbrodchen, weil er immer sehr wenig aß, überhaupt ein dürres, schwächtiges Kerlchen war, auch Karellchen, Schawellchen. Ich wurde zu meinem großen Ärger von Linachen Hambes genannt, der Name haftete; ich behielt ihn, wiewohl ich mich immer sehr dagegen sträubte und ihn als Schimpfnamen ansah. Mit meinem rechten Namen wurde, ich später, als ich wegkam, auch sehr unzufrieden, weil ich stets damit geneckt wurde. Mama wollte es, wie sie mir oft sagte, auch gar nicht haben, daß ich Adam genannt würde, weil der Name nur unter den Bauern verbreitet, unter diesen aber sehr gemein, d.h. gewöhnlich ist.

Im Juni 1865 wurde ein zweites Schwesterchen geboren, Annachen. An eine Szene von ihrem Taufstage erinnere ich mich noch besonders gut. Ich saß mit zwei anderen Jungen auf der Haustürschwelle und kauten an Brot und Schinken, mit den Beinen " den Esel zu Grab läutend ". Der freundliche alte Herr Leimbach von Hintersteinau, der Pate von Wilhelm, kam herzu und fragte uns etwas, wohl : ob es uns schmecke. Wir antworteten lachend und kauend darauf.

Die Taufe von Linachen war fast gar nicht gefeiert worden, so daß die alte Ammenfrau ärgerlich darüber gesagt hatte : " Von der Daffet würd die Katz hinnerm Ofen nicht gewohr ".

1864 oder 65 kam ein anderes Kindermädchen, die " Marie " aus Hanau, die bis zu ihrer Konfirmation 1868 da blieb. Ihre Mutter lebte noch. Marie wurde von Wilhelm besonders viel geärgert und von ihm " Fettgans " genannt. Sie war faul, lügne-

risch, in der Schule dumm, hat später aber eine sehr große Anhänglichkeit gezeigt. Sie hatte noch ein Brüderchen, das Franzchen, das einmal zum Besuch da war und einen Bilderbogen uns schenkte, dessen Inhalt mir aber immer unverständlich blieb.

Von dem 5. Jahre ab besuchte ich die Schule regelmäßig, während ich vorher schon immer mitgelaufen war. Ich lernte leicht und mit Freuden. Vor dem Beginn der Schule war Spielen, zu dem sich die Kinder schon 1-2 Stunden vor dem Schulanfang einfanden. Mehr im Hause wurde gesungen : " Kreise, Kreise, Krine " bos esse mer das, bis drenke mer das, Abbelwein on Zucker enein, ob es Glos voll Bier abei ". Das schienen uns große Hochgenüsse. Viele Spiele kannten wir nicht. Den " Weih, Weih, Hünnerdieb " ahmten wir nach im Spiel; ein anderes war das " Vöge- lausgabe's ": Einer bestimmte Vogelnamen. die er dann auf die Einzelnen verteilte, auch wählte man sich selbst den Namen. Die Vögel flogen dann aus und wurden auf irgend welche Weise wieder eingefangen. Wir spielten " Gaul " und kannten zwei Ballspiele. - Außer der Schulzeit verrichteten wir im Spiel ländliche Arbeiten, hackten, machten Gärtchen mit Zäunen darum, die aus Hölzchen bestanden, buken, wuschen, spannen, droschen, fuhren mit Schweinen ( Holzstücken oder Tannen- zapfen) den sogenannten Wutzerchen. Gänsen (Federn ) aus, hüteten auch in Wirklichkeit die jungen Enten und Gänse. Eine Zeitlang war Lipsteklassen " Holz- ding " ein Ort mannigfaltiger und uns sehr schön dünkender Spiele; wir hatten von dem Ellerchen eine alte Kaffeemühle bekommen, mit der wir die Rinden von Buchen zu Mehl mahlten, das sehr verschiedene Verwendung fand - Gerne aber war ich allein, ich spielte für mich stundenlang, besonders gern an dem " Gräbchen " hinter dem Haus.

In meinem fünften Jahr war ich einmal längere Zeit krank, ich hatte das gastrische Fieber ( oder wie wir sagten " garstige Fieber " ). Als ich wieder gesund wurde, wurde mir Spielzeug gebracht. In besonderer Erinnerung steht mir ein Besuch des lieben Pfarrers Meinhard, der mir eine aus Holz geschnitzte mit einem roten Bändchen gezierte Tabakspfeife brachte. Auch sah ich Bilder von Soldaten, Pferden, Schlachten in einer illustrierten Zeitung. - Spielsachen hatten wir nicht viel ; es war damals noch nicht so Sitte, die Kinder so reich zu beschenken. Auch Bilderbü- cher hatten wir nicht, nur manchmal sahen wir ein Rätselbuch mit Bildern, das in der zweiten Schublade der Kommode der Mama lag.

Die ländliche Stille und die Ruhe der bisherigen Jahre wurde, als ich 6 Jahr alt war, durch Kriegslärm unterbrochen. Es war der deutsche Bruderkrieg. Die Preußen waren als halbe Barbaren geschildert worden, wir Kinder sahen sie wenigstens so an. In der Kirche wurde Betstunde gehalten, in der die Frauen sehr weinten. Die ernstesten, bekümmerten Gesichter der Männer, die Tränen der Mütter machten großen Eindruck auf mich und lehrten mich ahnen, daß Krieg etwas Schreckliches sein müsse. Eines Sonntags Nachmittags hieß es auf einmal : " Die Preußen kommen ! " Alles im Dorf war bestürzt, weinend liefen die Leute umher. Frau

Zipf vergrub ihr Silberzeug in dem Schweinestall. Wir sahen aus dem Türmchen auf unserem Hause auf die Straße nach Schlüchtern : und wirklich, da glitzerte es in der Sonne, eine lange Reihe. Ungeheuer viel mußten kommen. Es waren 1100 Mann. Und sie kamen, Schrecken verbreitend. Wir freilich bekamen zwei Hauptleute, die sehr bescheiden und freundlich waren. Mit ihrer Bedienten schlossen wir Kinder bald Freundschaft, verloren auch derart den Schrecken vor ihnen, daß wir ihre Gewehre anfaßten, die in unserer Nebenstube bei dem Ofen standen und sie zu heben versuchten, was mir freilich nicht gelingen wollte. Mit Entsetzen aber hörte ich dann den Schäfer von der Roheit seiner Soldaten erzählen. Sie verlangten Speck zu essen und die armen Leute hatten nicht einmal ein wenig zum Schmelzen. Aber die Menschen bestanden darauf. So kam denn der Mann angelaufen und bat vor der Haustür stehend meine Mutter um ein Stück Speck. Meine Mutter gab es ihm. Frau Zipf hatte ihre Preußen arg empfangen, ihnen auch offen gesagt, daß sie ihr Silberzeug versteckt habe und die Soldaten bekamen vor der geläufigen Zunge der entschlossenen Frau wirklichen Respekt, sie suchten sonstwo unterzukommen.

Noch erinnere ich mich aus dieser Zeit, daß ich mit anderen Kindern an dem Hohenzeller Berg stand, da wo das Brunnchen im Wald ist, und daß dort im Wald ungeheuer viele Soldaten lagen. Ob dies später war, oder ob es unsere wieder abziehenden Soldaten waren, weiß ich nicht. Es waren die kurhessischen Soldaten, als sie von Kassel nach Mainz zogen. Wir waren nun preußisch. Ich sehe noch das große Papier, das mit dicken Nägeln an unserem Haus befestigt war, in dem die Einverleibung Kurhessens in Preußen verkündet wurde. Viele der Leute wollten davon nichts wissen, auch der Pfarrer Meinhard konnte sich zuerst gar nicht hinein finden. Nachbar Michelchen's 7-jähriger Junge antwortete damals auf die Frage : " Was bist Du ? " " Ich sein en Körhess ". Die kurhessischen Soldaten waren gar nicht im Gefecht gewesen, auch die aus Hohenzell kamen daher unversehrt zurück. Ich selbst wollte auch Kurhesse bleiben und kein Preuße sein.

In diesem und den folgenden Sommern ging ich mit Papa am Nachmittag auf den Lindenberg, einen Hof, der ca.20 Minuten von Hohenzell entfernt liegt. Der Pfad führt durch Wiesen, an den Krautäckern vorbei, über die Auerbach, an der Kötzenmühle vorüber. Papa gab den 2 Mädchen des Pächters Trapp Stunde. Das zweite derselben, Emma, ein sanftes frommes und in meinem Alter, hatte ich besonders gern, und ich dachte damals ganz ernstlich daran, daß Emmachen meine Frau werden würde. Als es 8 Jahre alt war, starb es. Noch heute denke ich mit Rührung an das liebe Gesichtchen mit den runden Wangen, den blauen Augen und blonden Locken, das alles so ruhig tat, was seine Schwester es hieß und das immer so gut war. Ich trauerte um es. - Auf dem Lindenberg waren wir in dem blauen Stübchen, dessen Tapeten ich über alle Beschreibung schön fand. Auf den dunklen Gängen fürchteten wir uns vor einem Ungeheuer mit einem absonderlichen ( mir nicht mehr erinnerlichen ) Namen. Ich stellte es mir so vor im Großen, wie die Drahtpuppe im Kleinen war, die plötzlich aus einem Kästchen heraussprang, wenn man am Deckel desselben leckte, und die mit einem Pelz überzogen war. - Die Wege nach dem Lindenberg und der Aufenthalt daselbst waren mir immer ideal schön.

Ich hatte damals eine Schiefertafel von Blech, die ich dorthin mitnahm, die wurde immer wegen ihrer kostbaren Eigenschaft der Unzerbrechlichkeit sehr bewundert.

Im Jahr 1867 oder 68 wurde die Eisenbahn von Salmünster nach Steinau eröffnet. Papa und Herr Pfarrer gingen mit Karl und mir nach Steinau. Unterwegs machte Herr Pfarrer Karl glauben, daß die Eisenbahn von Pferden gezogen würde, die man aber nicht sehe. Ich glaubte das nicht, ohne natürlich eine Ahnung von dem wirklichen Hergang bei der Bewegung zu haben. Übrigens war ein alter Veteran in Hohenzell, der es nie geglaubt hat, daß ein Wagen ohne davorgespanntes Vieh fortgehen könnte, und deshalb das, was ihm von der Eisenbahn erzählt wurde, einfach nicht glaubte. - Wir wollten die erste Fahrt mit ansehen, aber als wir auf das Feld vor Steinau kamen, begegnete uns der Kirchenälteste Alt von Bellings mit einem anderen Mann, die uns erzählten, der Zug sei schon früher gefahren und sei mit Fahnen geschmückt gewesen, auch von der merkwürdigen Kraft und von dem, was sie sonst beobachtet hatten, erzählten sie. Wir aber konnten nicht einmal nachsehen.

Ich war damals nicht zum ersten Mal nach Steinau gekommen. Zuerst war ich mit meinem Vater dort. Im Geheimen fürchtete ich mich etwas vor der fabelhaften Kette, die jeder durchbeißen müßte, der zum ersten Mal nach Steinau komme. Unangefochten ging ich aber an Papas Seite über die Brücke des Hirschgrabens durch den Torturm und das Schloß. Um so herzhafter und freudiger biß ich hernach in den Treppenweck, wie sie in Steinau so besonders gemacht werden. Der Treppenweck ist eine " Pallisade ", ein Weck feinerer Art, mit halb rot angestrichener Wange, ist aber auf der anderen Seite gezackt.

Steinau, eine altertümliche Stadt mit 2 Kirchen und einem Schloß, eine alte Residenz der Grafen von Hanau, hatte für mich immer eine besondere Anziehung. Mama hatte einen Teil ihrer Jugend dort verlebt, als ihr Vater dort Präzeptor war. Sie erzählte mir vom Graf Reinhard und wie schön es ehemals im Schloß gewesen sei, und daß um das Schloß ein tiefer Graben sei, der mit Wasser gefüllt worden wäre, wenn Feinde kamen und sonst seien Hirsche darin gewesen. Auch von den Amtmann erzählte sie, der die Totenkirche gebaut habe und den Armen so viel Geld hinterlassen.

Sie sagte davon, wie sie als Mädchen zu den alten Türmersleuten Gelhaar auf den Schloßturm gegangen sei und von den Wendeltreppen, die hinaufführten; in deren Stube dort oben in dem Turm, den sie mir zeigte, habe sie gegessen und genächt, indessen der alte fromme Türmer viele Geschichten erzählt habe aus alter Zeit. - Diese Erzählungen meiner Mutter weckten das erste historische Interesse und die Liebe zu dem Alten, Vergangenen. Ich horchte überall gespannt auf, wenn ich etwas von der Vergangenheit erfahren konnte. Der Bernhardswald mit seinem " wilden Tisch " und " wilden Häusern ", das Ratzeroth, ein ausgegangenes Dorf im Walde südlich von Hohenzell, das Kloster in Schlüchtern interessierten mich lebhaft. Den Rest des Wartturms bei Bellings, den man von Hohenzell sieht, sahen

wir jedoch - ich weiß nicht, wie wir dazu kamen - für ein Äffchen an, das oben auf dem Berge sitze.

Schlüchtern hat nicht diesen auffallend altertümlichen Charakter wie Steinau. Zum ersten Mal ging ich dahin mit den guten " Butterdorthchen ", das die Butter von Hohenzell nach Schlüchtern trug und andere Sachen von da mitbrachte. Unter seiner Führung staunte ich zuerst die Stadt an. Damals war ich gewiß noch nicht über 6 Jahre alt. Später mußte ich schon selbst nach Schlüchtern gehen, um Besorgungen zu machen. Den Weg bis zum Tor fand ich schon, aber das Durcheinander der Straßen schien mit unentwirrbar. Einmal - es mag wohl unter den ersten Malen gewesen sein - konnte ich mich gar nicht zurecht finden, zum Klostertor ging ich hinein und stets langte ich nach vielem Umherlaufen wieder an demselben an. Weinend fragte ich Maurer, die an dem (Jostschen) Hause an der Stadtmauer arbeiteten: " Wo wohnt denn der Onkel? " Diese fragten lachend: " Was für ein Onkel? " Aber ich wußte den Namen nicht. Durch Fragen kamen sie auf die rechte Spur und brachten auch mich auf dieselbe.

Von meinem 8 Jahr an mußte ich an den Sommernachmittagen mit unsern zwei Kühen ausfahren, d.h. sie auf die Wiese treiben und sie dort hüten. Schon früher war ich als kleiner Junge einmal mitgelaufen. " Der Keßler ", unser Hütejunge, hatte mich dabei auf die alte gute " Weil " gesetzt. Was aber aus so einem Jungen werden kann! Keßler kam nach seiner Konfirmation nach Hanau, Frankfurt, zog weiter nach Frankreich, Belgien, England, war Kellner, Ausläufer, Gärtner, Kutscher, Reitknecht und ein gefährlicher Hochstapler. Zuletzt las ich 1886 von ihm, daß belgische Justizministerium bat um Auskunft über ihn. Wer hätte dem Jungen solch eine Laufbahn prophezeit? Ich erbte von Karl das Amt des Hüters, da dieser 1868 auf das Progymnasium nach Schlüchtern avancierte. Nur ungern trat ich das Amt an. Ich hatte Angst, zeigte aber noch mehr, als ich hatte. Wenn zum ersten Mal ausgefahren wird, ist das Vieh nach dem langen im Stall Stehen wild, stößt sich und " biest ", d.h. läuft davon, oft weithin und nach verschiedenen Richtungen. Als Entschädigung für die größere Mühe bekommt daher der Junge das erste Mal " Bieseier ". Die verzehrte ich nun bald und lief dann des Trostes bar weinend hinter den Kühen her. Zeitweise bekam ich einen gleichaltrigen Adjunkt, den " Schäfer's Jakob ". So war die Langeweile doch nicht so groß und die Mühe des " Jagens ", d.h. des Wegtreibens von angrenzenden Wiesen oder Äckern halbiert. Ließ man das Vieh auf andere Grundstücke gehen, so wurde einem wohl von nahen anderen Leuten zugerufen: " Hute, Hute, Höre, das Vieh geht zu Schöre ( Schaden ) ". Als Erbschaft hatte ich von Karl eine Lidgrube auf dem Mühlacker bekommen. Da wurde nun Tag für Tag geformt. Ich machte Töpfe, Bienenhäuser, Häuschen, Männerchen; ich hatte auch im Gebüsch mir eine Art Bergungskammer gemacht, in die die täglich befundenen Produkte der bildenden Kunst gestellt wurden. Aber am anderen Tag waren sie gerissen oder vom Regen aufgelöst. Das hielt mich je-

doch nicht ab, immer von neuem die Kunst zu treiben, in der Hoffnung, noch bessere Resultate zu erzielen.

Obgleich der Mühlacker weiter war, als der Aspen, zog ich ihn doch vor, weil ich dort Beschäftigung fand, die auf dem Aspen nicht war. Auch Gesellschaft hatte ich manchmal auf dem Mühlacker, nämlich an dem Kotzenmüller, dem Herrn von Velsen. Er würdigte mich eines Gesprächs, wenn er auf seiner benachbarten Wiese in Holzpantoffeln sehr gravitatisch einherschritt und mit Stentorstimme den "Gühen" zurief, was sie tun sollten. Herr von Velsen war mit seiner Familie im Jahr 1857 in Hohenzell angekommen, und hatte sich die Kötzenmühle gekauft. Er stammte vom Niederrhein, war in Wesel Soldat gewesen, hatte aber zu nichts anderem getaugt, und so kaufte ihm seine Mutter nacheinander einige Gütchen, obwohl er von der Landwirtschaft nichts verstand. Die Mühle ging meistens nicht, einmal war kein Wasser und einmal kein Getreide da. Die Familienmitglieder sprach plattdeutsch untereinander, wodurch sie uns ganz fremdartig wurden. Johannes, der etwas älter als ich war, bat ich einmal, mich die Sprache zu lehren. Er meinte, das könnte ich nicht. Ich bestand aber darauf und er fragte dann, ob ich verstände was das sei: en riek heer. Ich besann mich hin und her, heer meinte ich, würde Häher sein (was wir Här aussprachen). Ich war überrascht und von der Schwierigkeit genug überzeugt, als er mir sagte, das heiße: ein reicher Herr. Darauf gab ich das Erlernen dieser Sprache auf, da ich auch sah, daß der Hannes sie mich nicht lehren könnte, da es mit dem Schreiben schlecht bei ihm ging.

Herr von Velsen war aber ebenso wie seine Frau sehr geschickt in der Sympathie. Die Leute wurden uns dadurch noch geheimnisvoller. Karl hat die Frau den Spruch vom Blutstillen gelehrt. Ich ließ mir von ihm einmal, kühn entschlossen, wiewohl der Schaden gar nicht so groß war, einen Finger besprechen, in den ich mir einen Dorn gestoßen hatte, und der dann eiterte. Herr Baron, wie er sich gern nennen ließ, blies drei Mal darüber und sprach etwas leise dazu. Dann machte er mit einer Stecknadel Öffnung und der Finger heilte. Man nennt das "Sympathie-Ausüben" geradezu "Blasen". "Ich hab mir's blasen lassen". Daher kommt das "Blasen" bei Kindern, was gewöhnlich so gut dem Schmerz abhilft.

Auf der Kötzenmühle holten wir uns auch gewöhnlich in einem Topf Kohlen oder Streichhölzchen zum Anmachen eines Feuers. Das war ein großes Vergnügen, wenn im Herbst die Zeit des Feueranmachens kam. Nach Michaelis waren die Wiesen "preis", man brauchte kaum noch auf das Vieh zu achten, viele Jungen kamen zusammen, es wurde gespielt und große Feuer gemacht, in dem dann eine köstliche Delikatesse bereitet wurde: gebratene Kartoffeln. Die Regel beim Feueranmachen, die wir dabei deklamierten, lautete: "Erst klare, klanne Zenklerje, nöch Knorre, wie mei Ba" (dazu wurde scherzhaft manchmal gesetzt: sad das Ba-stetztie (Bachstelzchen) - siehe Pfister, Idjotikon von Kurhessen: Zinkel -. Oft fuhren wir im Herbst weithin bis nach dem Kohl, der Schwarzen Platten. Am Abend beim Heimfahren sang ich, wie das alle Hirten taten. Oft suchte ich auch nur die Stärke der Stimme zu versuchen. So laut ich konnte, rief, johlte und sang ich: eine gute Lungenübung für später!



Eine andere Lungenübung fällt mir darüber ein : ein Spiel. Die Knaben setzten sich in einem Kreis auf den Rasen, jeder hatte vor sich ein kleines Loch in den Rasen geschnitten. Nun fragte einer (A) den neben ihm sitzenden B : " Ruppe, Ruppe, Häsje zweispännig Klasje ; was willst du: Schrift oder blank ? " Der Angeredete willigte ein, worauf ein Messer in die Höhe geworfen wurde, und je nachdem es fiel, für den einen oder anderen entschied. War das Messer zu Gunsten des B gefallen, so nahm er es und schnitt aus dem Loch des A weitere Rasenstücke aus, jedoch durfte er nur so lange schneiden, als er den Atem aushalten konnte, holte er neu Atem, so mußte er sofort aufhören. Bevor der Atem ausging, mußte er an die Öffnung gekommen sein; war er noch mitten im Rasen, so mußte er alles stecken lassen. - Fiel das Messer zu Gunsten des A, so durfte dieser bei B schneiden. Schließlich blieb Sieger, wer sein Loch wieder zudecken konnte und die meisten Rasenstücke noch übrig behielt.

Etwas beweglicher war folgendes Spiel : das Sautreiben genannt. In einem Kreis wurden so viele kleine Löcher mit dem Absatz in den Boden gedreht, als Spieler vorhanden waren; nur einer bekam keins. In die Mitte des Kreises wurde ein größeres Loch gemacht. Jeder stellte sich nun an seinen Platz, einen Stecken in sein Loch haltend. In der Mitte stand der Treiber, der die Aufgabe hatte, das Sauchen in das Loch in der Mitte zu bringen ( das Sauchen war ein wulstartiger Auswuchs, wie er an Apfelbäumen vorkommt ). Dies suchten ihm die Übrigen zu wehren, indem sie ihm das Sauchen fortschlugen. Jedoch mußte dies schnell geschehen, da sonst der Treiber mit seinem Stecken in das ungedeckte Loch fuhr. Auch aus dem Kreis der Anderen wurde oft von einem das Loch des Anderen besetzt, sodaß ein lebhafter Wechsel stattfand. Mit den Stöcken gab es dabei manchmal auch Knüffe an die Beine, wenn das Schlagen auf das Sauchen nicht vorsichtig genug geführt wurde. –

Vom Mühlacker aus sah ich gegenüber den Lindenberg liegen. Auf dem " Leder " weidete der Schweizer die große Herde des Rindviehs, und unten rief, schimpfte und fluchte in hoher heiserer Stimme auf Hund und Schweine das " Rußchen ". Unter diesem Namen kannte man ihn allein, den Schweinehirt auf dem Lindenberg. Ein kleines Männchen mit schwarzem, krausem Haar, das wohl nie ein Kamm zivilisierend durchfuhr, mit kleinen, tiefenden Augen, der untere Teil des Gesichts umrahmt von einem schwarzen Bart, einem " Hambacher ". Er hatte große Liebe zu seinen " Wutzerchen ", im übrigen aber wenig Interessen. Nur den Schnaps liebte er wohl ebenso wie seine Schweine. Er tat niemand etwas zu Leide, war immer freundlich gegen uns. Für uns war es stets ein Gegenstand des Interesses, denn es war ja wirklich ein Russe. Er war 1813 entweder zurückgelassen worden oder war freiwillig dageblieben. Es war griechisch-katholisch, ging aber alle Jahre einmal nach Herolz, um dort zu beichten, schimpfte aber auf den Pfaff, der ihm gesagt habe, es solle nicht so viel Branntwein trinken. Niemals äußerte er etwas von seinen Eltern oder Geschwistern, seiner Heimat. Im Jahr 1872 wurde er krank, er hatte nie

in einem Bett geschlafen und war auch jetzt nicht dazu zu bringen, sein Ende kam offenbar. Herr Trapp fragte, wie er heiße, er sagte: " Adam Schmidt ". Seine paar Gulden vermachte er " der Madam ", der Frau Trapp. Dann rief er laut: " O mein Rußland, mein Rußland !" Er starb und wurde, da der katholische Pfarrer nicht kommen wollte, von Pfarrer Meinhard auf dem Hohenzeller Totenhof beerdigt.

Unterhalb des Mhlackers fließt die Auerbach her, die reich an Krebsen ist. Einmal hielt Papa am Abend großen Krebsfang, ich terminierte alte Besen im Dorf zusammen. Und damit zogen wir am Abend an den Bach. August war im Wasser, ich glaube auch Wilhelm, wir gingen nebenher, den Sack und die Fackeln tragend. Wir fingen sonst bei Tag, in die Löcher mit den Händen greifend und die Krebse herausziehend.

Etwas Furcht hatte ich nur vor den Wasserratten, die sich auch in den oberen Löchern aufhielten. Auf das Beißen der Krebse wurde nicht geachtet, wiewohl die Hände dabei zerschunden wurden. Das Krebsfangen ist ein von uns allen sehr gern geubtes Vergnügen. Noch 1887 habe ich mit Bruder August im Waschbach bei Waldensberg das Krebsen versucht wie wir es als Junger taten.

Der Auerbach bildet unterhalb des Lindenberg einen kleinen Weiher, der zur Schafwäsche und auch als Badeteich benutzt wird. Aber das Wasser geht nicht viel über die Kniee. Trotzdem ist an Sonntag Nachmittagen die Hohenzeller Jugend darin. Ds Abtrocknen besorgte die Sonne, höchstens half man mit dem Hemd etwas nach. Das Wasser ist stets kalt, daher das Bad nicht sehr begehrenswert war. Wir benutzten es aber doch.

Beim Krebsen hatte ich immer große Phantasien, daß ich einmal einen ungeheuer großen Krebs, den alten Krebsvater oder ein anderes Tier, vielleicht mit goldener Krone u.dgl. herausziehen würde. Bei dem Ziehen, Beißen, Whlen fabelte ich mir immer derlei vor. Aber ich habe nie etwas anderes als Krebse oder höchstens ein Neunauge, ein " Erlitzchen " ( kleines Weifischchen ) oder ein Forellchen erwischt.

Bei dem Hüten wurden auch die beiderseitigen Kunststücke ausgetauscht. So lernte ich auch das Pfeifenmachen, aber Tabakspfeifen wurden gemacht ! Ein starkes Er-lenreis wurde abgeschnitten, und ca. 2-3 Zoll vom Ende bis auf den Kern rings herum ein Einschnitt gemacht ; das so zugerichtete Ende wurde über ein Feuer gehalten, worauf sich das äußere Holz vom Kern losdrehen ließ ; die so erhaltene Röhre wurde unten zugestpselt, ein Loch in dieselbe gebohrt, ein Röhrchen von Nußbaumholz, das mit einem Strickstock durchstochen wurde, hineingesteckt, und die Pfeife war fertig ! Nun wurde trockenes Nulaub, auch trockenes Apfelbaumlaub hineingestopft, und das Rauchen ging so flott es nur verlangt wurde. Einmal hatten auch Karl und ich einen sehr schönen irdenen Pfeifenkopf auf irgend welche Weise erworben. Es wurde im Ofen der Nebenstube jeden Abend sorgsam versteckt; aber sollte ein jähes, schreckliches Ende finden. August hatte ihn entdeckt

und warf ihn erzürnt hinten in den Hof. Traurig besahen wir uns die Scherben und wurden von grimmigem Haß gegen den Zerstörer dieses Kunstwerkes erfaßt.

Von Kurzrümpfe ( Binsen ) wußten Etliche sehr schöne Hüte zu flechten. Eines besonders schönen aus früher Zeit erinnere ich mich noch, ich schmückte mich noch durch daran gehängte alte Schachfiguren. Im Sommer verschafften wir uns auf eigentümliche Art Süßigkeiten : wir nahmen Hummelnester aus. Die Hummeln bauen in Erdlöcher. Wenn man beim Hüten oder sonstwie merkte, daß viele Hummeln nach einer Stelle flogen, so sagte man es einigen anderen Jungen, und gewöhnlich an einem Sonntag Nachmittag ging man hin, den Schatz zu holen. Die Stelle war durch ein dabei gestecktes Reis gewöhnlich bezeichnet. Die hinzukommenden Hummeln wurden verjagt, die aus der Erde hervorkommenden in einer über das Loch gestülpten Kappe gefangen, und dann nahmen wir die Roste heraus und sogen den Honig aus. Manchmal nahmen wir auch Roste und Hummel mit nach Hause. Ich hatte einmal einige Hummelstöcke in unserm Garten stehen. Sie trugen ein, aber sie wollten doch nicht recht gedeihen. Natürlich gab es bei diesem Hummelfang oft tüchtige Stiche. Mit dicken Backen und Händen kam man gewöhnlich an.

Noch gefährlicher war das Ausnehmen der Wespennester. Die Wespen haben keinen Honig, aber grade ihre Bösartigkeit reizte uns zur Verfolgung.

Beim Ausnehmen der Vogelnester beteiligte ich mich nie. Es war uns dies streng untersagt, und die Übertretung dieses Gebots wurde hart in der Schule bestraft. Aber wir sahen doch die Nester an, wenn Einer sagte : " ich weiß ein Vögelsnest "; sahen auch wohl zu oft darnach, so daß sich die Alten davon abtaten, was uns daran ein großer Schmerz war. Aber wir "pflöckten" junge Vogel "ein", zu dem Zweck, der Vögel sicher zu sein, wenn man sie holen wollte. Das Loch des Baumes wurde mit Stäbchen so zugesteckt, daß die Alten füttern konnten, aber die Jungen nicht ausfliegen konnten. Auch bei anderen auf der Erde nistenden Vögeln wurde es getan. Ich erinnere mich nur einmal am Kohl ein Nest mit Bienmeischen mit eingepflöckt zu haben. Als wir wieder hinkamen, waren die Pflöcke weg und das Nest war leer. Es war immerhin eine Grausamkeit, der wir uns freilich gar nicht bewußt waren. Andere, größere Jungen und Burschen nahmen selbst Rabennester auf den hohen Eichen aus, und öfter auch wurden Eichhörnchennester ausgenommen, obwohl diese Tierchen sich sehr durch ihr Gebiß wehren. Schäfers hatten auch einmal eine Eule, die aber sehr bösartig war. Einige zahme Dohlen waren immer im Dorf. An jungen Staren wurde meist vergeblich gezogen. Unsere Eltern litten es daher nicht, wenn wir junge Vögel aufziehen wollten.

Ein großes Vergnügen war es, wenn wir in die Beeren gingen. Am Schlüchterner Schlag gab es viele Erdbeeren. Man rezitierte dabei oft das Verschen : " Ich gin emol in die Bar on aß mei Döbbje lar, da wurf ich zu mein Ellerje, das git mer 3 Hellerje, do gemm ich zum Bach on laß mersch wiere mach". Die Beeren wurden

an Grasstengel (Schmelme) aufgereiht, wenn man kein Töpfchen da hatte. Ich fand immer nur wenig.

Zwei Stunden weit, im Güntherswald, vor Marjoß, stehen die Heidelbeeren. Ich war gewiß nicht über 7 Jahre alt, als ich mit einer großen Schar Kinder diese gefährliche, weite Reise mitmachte. Wir fürchteten uns besonders vor den "Silbertsknapern" (Wildbretsdieben), unter denen wir uns schreckliche, geschwärzte Menschen vorstellten, und vor den "Weenern". Die Weener waren eine Familie, in einem der angrenzenden halb bayrisch, halb hessischen Orte (1864 wurden freilich schon die Orte ausgetauscht), im Spessart trieben sie ihr Wesen, lange hat man nach ihnen gefahndet. Mit einer großen Kühnheit erneuerten sie im Winter 1670/71 ihre Tätigkeit, stahlen in Hohenzell und in den anderen Dörfern viel und hielten die Leute durch Einschüchterungen von Verfolgung ab. - Nun uns Kindern ist nichts im Wald begegnet, wir gingen durch die Judenschule (ein Wald über dem Ratzeroth), aßen uns tüchtig satt an den Heidelbeeren und pflückten unsere Töpfe voll. Karl hatte oben auf die blauen Heidelbeeren noch schöne rote Himbeeren gepflückt. Auf dem Heimweg führte der Pfad durch eine Mauer, wie sie vielfach von zusammengelesenen Steinen in den Feldern sich aufhäufen. Karl stolperte über einen Stein, fiel hin, das Töpfchen war entzwei, die schönen Beeren lagen alle auf der Erde. Er weinte, wir alle weinten mit, suchten ihn aber zu trösten. Es muß eins noch ein leeres oder halb gefülltes Töpfchen gehabt haben, jedes schüttete ihm etwas von seinem Vorrat hinzu, und so hatte er doch etwas and brauchte nicht leer heimzukommen.

An den landwirtschaftlichen Arbeiten mußten wir frühe teilnehmen und dabei Handreichung tun, so viel wir vermochten. Über die Hitze beim Heumachen half zeitweise, besonders im Anfang, ein kleines Rechelchen hinweg, das blau, rot und golden bemalt war und von Elm uns geschenkt war. Der Kaffee unter dem Schafnasenbaum auf dem Mühlacker und das Mattebrod dazu schmeckte ganz herrlich, wenn man sich in der Sonne müde und durstig gearbeitet hatte. Papa saß unter uns und teilte aus. Schlimmer als das Heumachen war die Ernte auf den Äckern. Wir mußten "antragen", die von den Schnittern zu Klecken zusammengelegten Getreide zu einer Garbe zusammentragen. Hierbei stach man sich an den harten Stoppeln und den Disteln. Es war darum eine gehaßte Arbeit. Manchmal aber, bei Regenwetter, mußte das Getreide auch noch gewandt werden.

Das Grummetmachen war oft langweilig, weil Regenwetter einfiel. Beim Kartoffel ausmachen beteiligten wir uns zuerst so, daß wir auflasen, später machten wir selbst mit aus. Der Rücken tat freilich dabei weh und man wurde sehr müde, da es eine ungewohnte Arbeit war, aber es mußte geschehen. Noch in meinen letzten studentischen Ferien 1882 mußte ich unter den Tagelöhnern auf dem Mühlacker stehen und Kartoffeln ausmachen. Es ging mir zwar sehr wider den Strich, und ich schämte mich etwas, aber ich tat es, da Papa es befahl. Es hat mir nichts an der Ehre geschadet, noch weniger sonst.

## Schlüchtern

Als ich 10 Jahre alt war, kam ich auf das Progymnasium zu Schlüchtern. Dasselbe ist ein Rest des ehemaligen, ca. 1825 aufgehobenen Gymnasiums, das sich wiederum aus der Klosterschule entwickelt hatte. Als Abt Lotichius die Reformation in Schlüchtern eingeführt hatte, wandelte er das Kloster in eine bald blühende Schule um, die aber zu Anfang dieses Jahrhunderts nur noch ein klägliches Dasein fristete. Aus jener Zeit von 1810 etwa erzählte mir mein späterer Hauswirt, das alte Hufnagelchen, oft. Er habe die Schule besucht, besonderen Eindruck machte es mir, wenn er erzählte, wie die Schuler in einer Reihe stehend ( wie ai gesprochen ) hatten hersagen müssen, wozu es erbärmliche Hiebe gegeben habe.

Schon meine Brüder hatten das Progymnasium besucht. August war von dort nach Hanau aufs Gymnasium gekommen, da der Direktor jener Anstalt, Piderit, bei einer Revision auf ihn aufmerksam geworden, Papa so sehr zugeredet hatte. Meine Eltern hatten an so Hohes vorher nicht gedacht ! Wilhelm war bis Quarta gekommen, aber dann abgegangen und Kaufmann geworden. Karl war damals in Quarta. Meine Brüder waren alle zu Onkel Gutermuth gekommen. Bei Karl hatte Papa aber die Anmeldung versäumt, daher dieser, wenn auch angenommen, doch sehr übel von vornherein angesehen und mußte manche bösen Worte hören. Onkel G. hatte keine Kinder, war aber sehr geizig, wogegen die Tante gar lieb und freundlich war, Ich denke noch an ihre lieben guten Augen. Wenns Markttag war, war stets großes Leben im Haus. Onkel, früher Schuhmacher., war Lederhändler. Schuster und Bauern drängten sich, handelten um ein paar Sohlen, tranken ein "Schälchen" auf freundliches Anerbieten der Tante, und uns drückte die Tante heimlich einen Groschen oder auch 6 Kreuzer in die Hand, wofür "Magenbrod" oder ein Knobelinchen gekauft wurde; 2 Kreuzer blieben dann noch übrig für die Karussellfahrten.

Onkel, ein scharf gemeißeltes, strenges Gesicht mit starker, schmaler Nase, konnte bisweilen auch freundlich sein; Ehrfurcht hatte ich vor ihm, besonders wenn er in dem ganz von den Schustersfingern schwarz abgegriffenen " Dr. Mel's Buch" sein Gebet las, was er nie versäumte. Er war lange Presbyter und hielt fest an der überkommenen reformierten Form und Lehre.

Manchmal kam ich am Abend hin, wo eine Anzahl von Freunden die Zeitung las. Der Nachbar, der verschmitzt aussehende zahnlose Schneider Weitzel, der Hutmacher Freund, der "Großepätter" u.a. Der Großepätter las gewöhnlich vor. Es war die Hanauer Zeitung, die zweimal wöchentlich erschien. Vom Onkel nahm sie die "Deiwelsschustern", die Hohenzeller Botenfrau mit nach Hohenzell, wo sie erst der Herr Pfarrer bekam, dann lasen wir sie, und endlich gelangte sie an Zipfs, eine Ökonomenfamilie. Wenn ein Fremdwort vorkam, wurde gestockt, "Gensdarm" machte Heiterkeit, der Probgyrnasiast sollte die Fremdwörter erklären, und wenn er's nicht konnte, meinte man, wozu er denn auf die Schule ginge. Bei dieser Abendunterhaltung mußten meine Brüder auch lernen, denn Licht und Feuer gabs nicht auf ihren Stübchen.

In der Stadt, besonders bei den hart befehdeten und noch mehr verachteten Stadtschülern, hießen wir die Lateiner, worauf ein nicht ganz passendes Reimwort gewöhnlich folgte. In ohnmächtiger Wut hörte ich manchmal die kleinen Jungen von der Schmiede nebenan es zu mir rufen.

Es war an einem Apriltag 1870, als ich das Aufnahmeexamen in dem alten Klostergebäude zu bestehen hatte. Lehrer Davin, ein Cand.theol. Ordinarius von Quinta und Sexta, diktierte uns die Geschichte von Heinz von Lüder, Philipps des Großmütigen treuem Vasall. Rechenexempel und Lesen waren gut wie das Diktat und ich eilte so glücklich nach Haus, als ich angstvoll und beklommen in jenen alten Kreuzgang eingetreten war. Ich war gerade in jenen Tagen übel gezeichnet. Beim Ballspiel hatte ein Junge, der Alberte Dicker, aus Unmut den Ball nicht getroffen zu haben, das "Bätschbrät" ( Patsch-Schlag-Brett ) zurückgeworfen, das mir gerade ins Gesicht flog, so daß ich grün und blau noch war, als ich nach Schlüchtern kam.

Mein Vater schrieb in jener Zeit viel bei dem Klosterrentmeister Röse; nach der Schule ging er wöchentlich mehrmals zu ihm und half ihm seine Arbeiten machen. Er hatte früher schon unter einen anderen Rentmeister Anfangs der 50er Jahre mancherlei Dienste dem Kloster getan, besonders bei Ablösung der alten Berechtigungen. Zu dem Klosterrentmeister kam ich nun, hatte neben der Renterei eine Stube, in der große wunderlich beschlagene eiserne Laden standen, und brachte dort die Mittagsstunden zu. Nach Schluß der Schule ging ich über den steilen Hohenzeller Berg nach Hause, wozu ich 3/4 Stunden, aber auch manchmal länger, brauchte. Mit mir ging ein Sohn des Lehrers Sauer von Altenhaßlau, August - sein Vater war Vetter von meinem. Störend war mir die gestrickte Strumpfkappe, die ich tragen mußte, weil die andern Jungen mich auslachten. Aber Papa war sehr streng und ließ keinen Hochmut aufkommen. Als ich einmal ein gelbes, mit einem großen anderen grauen Lappen geflicktes Taschentuch nicht nehmen wollte, schlug er mich hart; ich habe diese Lehre nicht vergessen, wenn sie auch mir damals sehr hart vorkam. Später durfte ich doch die Kappe mit einer schwarzen, weiß geränderten Schildkappe vertauschen. -

Die zwei Töchter des Klosterrentmeisters hatten oft ihren Spaß mit mir, und auch der hypochondrische Rentmeister, der ein wahrer Haustyrann war, war freundlich und fühlte gewöhnlich nach dem Essen meinen Leib, ob ich auch satt sei. Das Essen kam mir ungeheuer kostbar vor. Oft nahmen wir es im Garten ein, der idyllisch an der Stadtmauer gelegen, viele schöne, bisher nicht gesehene Blumen barg. Auf der einen Seite war er vom Stadtgraben begrenzt, in dem die Frösche mittags ihr Quacken und Quarren hören ließen. Wunderbar war mir vieles, fremdartig und herrlich, umwoben von altersgrauer Poesie, die griechische Vorzeit verwob sich mit der von Schlüchtern in süß empfundenem Dämmern. Im Haus war außer der leidenden, stets gedrückten zarten Frau noch eine alte Tante, die mir Achtung einflößte durch ihre französischen Kenntnisse, interessant war durch ihren niederhessischen Dialekt, und vor allem mein Mitleid erregte wegen der geringschätzigen Behandlung, die sie von allen erfuhr. Sie aß offenbar das Gnadenbrot im Hause.

An sie habe ich später noch lange gedacht, und als ich nicht mehr im Hause war, gewünscht, mit ihr manchmal sprechen und ihr Liebe zeigen zu können.

Lateinisch und Französisch wurden mir nicht so sonderlich schwer am unzufriedensten war der Lehrer mit mir im Schönschreiben; auch im Zeichnen war ich nicht sonderlich. Am meisten aber fesselte mich die griechische Geschichte. Wir hatten Stackes Buch; und wir saßen am Kalkofen, wo der erste Schatten am Berg war, einmal vertieft in die Sagen von Herkules und den anderen Helden fast bis zum Abend.

Jener erste Sommer war sehr ereignisvoll. Der große Krieg entflammte auch uns. Mit großer Begeisterung sangen wir die Vaterlandslieder, hörten mit Jauchzen die Siegesnachrichten vom deutschen Heer, oft gab es da auch freie Stunden. Mit großem Interesse sahen wir die Züge gefangener Franzosen, erhandelten uns von Ihnen gegen Zigarren Knöpfe von ihren Uniformen, Epaulettes, Käppis und dergl. Vorher war große Furcht vor den Franzosen bei uns gewesen. Man erzählte sich, daß die Franzosen Sichel- und Sensenwagen hatten, die sie in die deutschen Soldaten hineinfahren lassen wollten, und solchen entsetzlichen Waffen glaubte man nicht begegnen zu können. Dazu war auch die Furcht vor den wilden Turkos und Zuaven groß. Um so größer war nun aber auch der Triumph, als wir sie gefangen sahen.

Unvergeßlich ist mir der 3. September 1870, an dem die Nachricht von Sedan nach Schlüchtern kam. Der Seminardirektor Stam, der längste Mann Kurhessens, trat in unsere Schulstube, hielt ein Blatt Papier in die Höhe und mit jubelnder Stimme rief er: "Der Kaiser der Franzosen ist gefangen!" Doppelt eindrucksvoll war die Kunde, weil sie von dem sonst so unnahbaren, würdevollen Mann in dieser Weise gebracht wurde. Leider konnte ich die Illumination nach den verschiedenen Siegen nicht sehen, weil ich ja nachmittags immer wieder nach Hohenzell gehen mußte. Da bedauerte ich doppelt, daß ich auf dem Dorf wohnte, wo nichts derartiges zu sehen war. Nur einmal ging ich mit meinen Eltern abends nach Schlüchtern, um die illuminierte Stadt anzusehen. Die Wogen der vaterländischen Begeisterung schlugen stark damals in das Gemüt des Knaben und mein Leben hindurch bin ich den Gedanken des deutschen Kaisertums und der Einigung Deutschlands treu geblieben. Die Persönlichkeit des alten Kaiser Wilhelm tat das ihre, um auch widerstrebende "Kurhessen" zu gewinnen. Bei uns wenigstens waren die Preußenfeinde nach 1870 selten geworden.

Das Progymnasium leitete zu meiner Zeit ein Kandidat der Theologie als Rektor namens Wendel, ein Sohn des Hanauer Superintendenten. Es war einer von den verbissenen Kurhessen und strenger Anhänger Vilmars. In seinem Religionsunterricht, den er in Sexta und Quinta erteilte, machte er auf mich durch seinen Ernst Eindruck, wiewohl mir die ganze Art fremd war. In Quarta und Untertertia war er auch mein Klassenlehrer. Er war launisch, parteiisch, Zuträger eines jüdischen

Schülers sehr zugänglich, verhätschelte einige Schüler, während er andere mit unverstandener Härte behandelte. Auch ich hatte in der Quarta längere Zeit unter seiner Abneigung zu leiden. Aus mir ganz unbekanntem Ursachen war er immer heftig gegen mich und obwohl ich meine Schuldigkeit wie immer getan habe, schalt er mich als faul. Schließlich kam es heraus, daß der Jude Rothschild einige von uns verklatscht hatte. Dafür wurde er von den Untertertianern einmal in den Wald mitgenommen und gründlich verhaue. Von da an ließ er sein Klatschen und die Abneigung des Rektors wandelte sich auch.

Als ich in Untertertia war, nahm er mich mit nach Herolz, wo er die Bibliothek des verstorbenen Privatgelehrten Dr. Lotichius zusammensuchte und katalogisierte. Der Lotichius war Hauslehrer in napoleonischem Hause gewesen, hatte lange in Italien gelebt und sich eine große Bibliothek erworben, in der alle seltenen Drucke vorhanden waren. Das waren Festfeiern für mich, als ich aus den Mahlhäusern der Mühle und den verschiedenen Zimmern des Lotichius'schen Hauses die Bücher herbeiholen durfte und betrachten konnte. Glücklicherweise wurde ich mich geschätzt Latein, wenn ich einige von diesen alten Büchern mein hätte nennen dürfen, aber ich freute mich auch schon an dieser Arbeit, daß ich die Titel der Bücher abschreiben durfte. Mein Klassenlehrer in Sexta und Quinta war der Kandidat Heinrich Davin, der Sohn des Seminarmusiklehrers. An ihm hing mein Herz mit der Liebe und Verehrung des dankbaren Schülers und seinen frühen Tod habe ich auch mit betrauert. An seine Stelle trat ein Lehrer Baumgarten, der aber wenig fähig war. Lateinisch und französisch begann in Sexta, griechisch in Quinta und wir haben im Progymnasium eine gute Grundlage der Kenntnis der alten Sprachen erhalten. Auch französisch lernten wir verhältnismäßig gut, in Botanik hatten wir den Unterricht eines Lehrers Schwarzhaupt" wurden angeleitet zur Anlegung eines Herbariums, bestimmten nach Linné die Pflanzen und legten den Grund zu einem botanischen Wissen, das über den gewöhnlichen Stand in den Gymnasien hinausging. Dagegen war der Unterricht in Geometrie und Algebra sehr mangelhaft, Wendel und Baumgarten, die Lehrer, stritten sich vor unsern Ohren miteinander, über die Richtigkeit eines Beweises und warfen sich gegenseitig Unkenntnis vor. Der Unterricht war so mangelhaft, daß ich nachher in Hanau empfindlich unter diesen Mängeln der Grundlage des mathematischen Wissens zu leiden hatte und ich habe auch niemals diese Scharte ganz ausgewetzt.

Da ich im Winter den 3/4 Stunden weiten Weg von Hohenzell nach Schlüchtern, der im Schnee ungebahnt und schwer zu gehen war, nicht täglich hätte machen können, wurde ich bei Hufnagels einquartiert. Der alte Philipp Hufnagel, früher Glasermeister, ein aufgeregtes, altes Männchen und seine Frau hielten Kostgänger in ihrem Haus, etwa 6 Präparanden und uns 2 Progymnasiasten, den Vetter August Sauer und mich. Es herrschte stramme Zucht und es gab sehr einfaches Essen. Morgens wusch man sich im Mühlbach, der hinter dem Haus vorbeiläuft. Abends und nachmittags wurden die Schularbeiten gemacht in einem engen Zimmer, in dem wir kaum alle Platz hatten, und in dem außerdem noch das Bett für uns beide



Progymnasiasten stand, während nebenan in der Wohnstube das Bett der Eheleute stand. Morgens ging immer die Frau Hufnagel, mit Wacholderbeeren räuchernd, durch die Stube.

Für die Schularbeiten den nötigen Platz am Tisch und die erwünschte Stelle zu erhalten, da manche laut lernen mußten, wie sie sagten, war schwer, aber es waren liebe Menschen darunter. Abends erzählte öfter das Hufnagelchen von seiner Jugend, es hatte im Jahre 1813 die Belagerung von Hanau miterlebt and schilderte, wie die Kanonenkugeln in die Dächer geprasselt wären und wie der General Wrede die Schlacht verloren hatte. Auch den Napoleon hatte er in Schlüchtern gesehen, als an der Post die Pferde gewechselt wurden, aber nicht als Napoleon auf dem Rückzuge im Kloster zu Schlüchtern übernachtete.

Auch viele Geschichten vom " Wandern " d.h. vom Spuken wußte er mit großer Lebhaftigkeit und Überzeugungskraft zu berichten. Am Hohenzeller Berg ging der Amtmann, der den größeren Teil des Waldes der Stadt Schlüchtern und Hohenzell zu- und ab- gesprochen hatte, als " graues Männchen " umher, das sich dann abends durch den Wald Gehenden auf den Rücken huckte und einige Zeitlang tragen ließ Auch von dem Schrecken des Zünders Waldes ( zwischen Bellings und Marjoß ) wußte er zu erzählen, wie die Schmiede die Holzkohlen von den Köhlern im Wald holen wollten und mit Fuhrwerk dorthin gefahren waren, feurige Hunde gesehen hatten. Da die Präparanden den verschiedenen Landschaften Hessens entstammten, gab es eines Abends einen großer Streit. Der Schwälmer lobte die Fruchtbarkeit seiner Heimat, der Hersfelder die Schönheit seiner Stadt, der aus der Nähe von Kassel rühmte die Pracht von Kassel. Wütend fuhr das alte Hufnagelchen zwischen die Streitenden: " Was wollt ihr Hinterhesse ? Das Hanauerland ist dem Kurfürst sein Goldgrub gewesen ! Uns Land ist das best " ! Es wurde so wütend und böse und schlug jeden Widerspruch mit um so größerem Einspruch für seine Heimat nieder, daß sie alle stillschweigen mußten.

Abends wurde der Abendsegen aus dem Stacker - Buch gelesen und es war eine besondere Ehre, die Andacht zu lesen. Mir wurde sie in späteren Wintern öfter zuteil. Ich habe den alten Leuten Dankbarkeit halten müssen bis in spätere Jahre und sie auch als Student noch besucht.

Im Winter hatte ich in Schlüchtern dann auch Klavierstunde bei einem Präparandenlehrer Hopf und bei dem " Petterche ", dem Seminarlehrer Leimbach. Ich habe es aber nicht weit gebracht. Später habe ich keine Gelegenheit mehr gehabt, die Musik zu üben.

Etwas ganz Neues waren mir die Spiele mit den anderen Jungen. Räuber und Gendarm wurde mit Vorliebe in die " Schindkaute " verlegt, aber auch auf den Klosterwiesen und an der Kinzig wurde gespielt, Schlittschuh gelaufen, allerdings auf sehr alten, ererbten, auf dem Klosterweiher, manchmal auch auf der Kinzig, durch deren klares Eis man die Fische unten sah, während am Ufer der Eisvogel hinflieg.

In den folgenden 3 Sommern nahm ich wieder meine täglichen Wanderungen nach Hohenzell auf, oft seufzend über den steilen Berg, den ich erklimmen mußte, während die Kameraden ins Bad gingen. Zu Hause warteten neben den Schularbeiten noch häusliche Pflichten auf mich. Morgens um 6 Uhr ging ich weg und manchmal wünschte ich, das Kloster möchte versunken sein, wenn ich aus dem Wald heraus-

träte. Der Nachmittagsunterricht war von 2-4. Zu Mittag aß ich beim " Fritzsches Friedrich ", dem Metzger und Gastwirt Friedrich Dehnhardt. Das Mittagessen dort bestand tagaus, tagein, Woche um Woche aus sogenannter Fleischbrühe mit eingeschnittenen Weckbrocken, die in einem zinnernen Schüsselchen vor mich hingestellt wurde. Durch die stete Wiederholung war mir die Suppe so zuwider, daß ich sie fast nicht mehr anrühren mochte. Im Klassenzimmer, wo ich mich dann bis zum Beginn des Unterrichts aufhielt, aß ich dann noch, was ich von zu Hause bekommen hatte : Brot, ein Ei, ein Stück Wurst, oder auch einmal Schinken. Die Suppe kostete 2 Kreuzer ( 5 - 6 Pfg. ).

Da der Unterricht im Progymnasium frei war, war es trotz des kleinen Lehrergehalts meinem Vater möglich, uns auf diese Schult zu schicken, aber doch wurde der Besuch dieser Schule als eine besondere Gunst, deren man sich würdig zu erweisen hatte, von uns betrachtet. Bei Nachlässigkeit oder Faulheit wäre sofort die Hingewegnahme von der Schule von dem Vater angeordnet worden. Mit Kleidungsstücken mußte ich mich behelfen. Als der Jüngste erbt ich von den Brüdern und anderen Verwandten, was abgelegt war. Ganz selten einmal kam ein neues Stück Zeug an mich. Unterkleidung trug nur mein Papa, wir Jungen nie. Erst als ich in Waldensberg die kalten Schlittenfahrten machen mußte, brachte mich meine Haushälterin 1886 dazu, mir Unterkleider anzuschaffen. Was warm gehalten wurde, war allein der Hals, der mit einem dicken wollenen Halstuch oder einem gestrickten Schal verwahrt wurde. Eine bunte Mütze bekam ich erst in Hanau, nachdem der bäuerische Hut, den der Hutmacher aus einem alten von Wilhelm geformt hatte, zu großes Aufsehen in Hanau bei den Mitschülern gemacht hatte. Samstag abend ging ich nach Haus im Winter und kehrte den Sonntag abend oder Montag morgen nach Schlüchtern zurück.

Unvergeßlich sind mir die Eindrücke der schönen Schneelandschaft der hübschen Formen der großen Windwehen und der schneebedeckten Tannen. Manchmal fuhr ich mit dem Schlitten den hohen steilen Berg von Hohenzell bis nach Schlüchtern herab. Einmal ließ mich auch das " Papierchen ", ein früherer Papiermühlenarbeiter aus dem Joßgrund, der mit seiner Frau Sand auf dem Schlitten nach Schlüchtern fuhr, aufsitzen und es machte mir große Freude, die beiden zerlumpten Leute vor mir traben zu sehen, während der Nebel den eigentümlich brenzlichen Geruch hatte, den er manchmal im Winter annimmt. Die Sonntage daheim waren immer wieder eine besondere Freude und Erquickung für Seele und Leib.

Am Schluß des Winters 1874 hatte ich die 4 Klassen des Progymnasiums durchgemacht und verließ mit guten Zeugnissen die Schule. Ich verdanke den Lehrern in einigen Fächern eine gute Bildung, besonders auch in den Sprachen. Als Pädagogen waren sie zum Teil minderwertig, Besonders der Rector Wendel war parteiisch, von Launen abhängig und ungerecht. Ich hatte außerdem zu leiden unter einem Streit und Zank, den Wendel auf dem Bierkeller in Schlüchtern mit meinem Bruder August gehabt hatte. Die Ereignisse von 1866 und die Veränderungen im Marburger Wingolf wirkten auch in mein Schülerleben hinein wie die Steine, die auch in der Entfernung noch Ringe im Wasser ziehen. Wendel war Preußenfeind und Anhänger des Rotweißgoldenen Wingolf in Marburg, der die Farben Schwarzweißgold wegen Schwarz-weiß gegen das hessische Rotweiß eingetauscht hatte. Mein Bruder

dagegen war Mitglied des sogenannten Altwingolf, der Schwarzweißgold als Farben weiter führte. Die beiden Wingolfiten hätten beinah einander gefordert - so heftig war der Streit. Ich armer Quartaner hatte darunter zu leiden. Bei jeder Gelegenheit sauste das spanische Rohr, das er außer in der Religionsstunden fast immer in der Hand hatte, auf den Jungen nieder, so daß mir die Schule ganz verleidet wurde. Wie manches Mal hatte ich gewünscht, wenn ich morgens durch den Wald den Hohenzeller Berg hinunter ging, das Kloster möchte doch in die Erde gesunken sein. Aber es stand immer noch da, und jeden Tag ging die Plage von neuem los trotz Fleiß und entsprechenden Leistungen.

### **Die Umwelt in Hohenzell.**

Auf dem Dorfe ist viel mehr als in der Stadt die Nachbarschaft von Bedeutung. Die Nachbarskinder spielen miteinander, die Alten stehen einander bei in geringen und großen Dingen, nehmen teil an den Freuden und tragen einander zu Grabe, können aber auch, wenn sie übelwollend sind, einander das Leben sehr verbittern und einander schaden. Unserer Haustüre gegenüber wohnte der Schmied Johann Sebastian Mühlhause, Hambast genannt. Er hatte eine Menge Kinder, von denen die zwei ältesten Katharine hießen, die eine wurde Kathrein genannt, die andere Katt oder auch Kathrine. Auswahl an Namen gab es überhaupt nicht viel, neben Katharine war der gebräuchlichste Mädchenname Margaretha ( Cräddje oder Crell ), Elisabeth ( Liesbeth oder Lies ). Nicht mehr so häufig wurde Anna davorgesetzt auch als Annlies, Anngrädd usw. Seltener kam vor Eva, Dorothea ( Dortchen ), Marie ( Marri, Ammeri ) Barbara, ( Bar, Barje ) auch wohl Kunigunde ( Könn ). Von männlichen Vornamen war der bei weitem gebräuchlichste Johannes ( Hannes ). Dieser Name wurde auch meistens anderen Namen vorangesetzt : Hannadam, Hansklas usw. Daneben wurden gebraucht Heinrich, Ludwig ( Luz ), Peter, Melchior, Kasper usw.

Da derselbe Familienname in einem Dorf sich häufig wiederholt, werden die Leute nach den Hausnamen genannt und zwar so ausschließlich, daß oft der Familienname mit dem sich die Leute " schreiben " ganz und gar zurücktritt, während der Hausname Jahrhunderte lang bleibt. Die Häuser haben ihren Namen empfangen von dem Ruf- oder Familiennamen eines früheren Besitzers : Lipse-klase, Hans-Gehannese, Sau-Melgers usw.

Das Haus unseres vorerwähnten Nachbars hieß Pauljes. Die Schmiede wurde nicht stark betrieben. Der Hambas war ein gefälliger Nachbar, aber er trank und war wegen dieses Hanges und wegen der Armut der Zeiten in den Händen eines Juden. Für einen Schnaps lief er nach Schlüchtern. Eines Tages fand man den etwa 60 jährigen Mann in der Scheune erhängt. Er hatte einen Zettel hinterlassen, auf dem er geschrieben hatte : "Lieber Herr Lärer ! Ich kann nicht anders, der Jud hat mich dazu gebracht. Sorgen Sie für meine Frau und Kinder. Meinen Jesum laß ich nicht. " Mein Vater hat sich der Familie wirklich angenommen. Mit dem Juden ein Abkommen getroffen, daß er der zahlreichen Familie nicht alles verkaufen ließ, und hat selbst mit vielen Beträgen ausgeholfen. Der Sohn leugnete später 30 M ab, mein

Vater wollte kein Gericht in Anspruch nehmen und strich es durch, wiewohl ihm 30 M auch ein ansehnlicher Betrag war.

Ich sehe noch den schwarzen Juden mit seinen stechenden Augen, seinem unrasierten Gesicht in Mühlhausens Stube sitzen und die weinende Frau daneben, der er ein Rind überlassen hatte und nachdem sie es schön herausgefüttert hatte, wieder wegnahm. Einmal war er schon frühmorgens da und da er sich zu Hause keine Zeit gelassen hatte zum Morgengebet, legte er den Gebetsriemen um Stirn und Hand und " tentschte " ( betete ). Der Jude war mir eine unheimliche Erscheinung. Schräg gegenüber unserm Hause war das Lipse-Klase. In ihm wohnte Michael Kolb, kurzweg das " Michelche " genannt. Er war das Bild eines aufrichtigen treuen Nachbarn, bei Tag und Nacht zur Hilfe bereit, von goldener Treue, gesprächig, beweglich, fröhlich. Es verging wohl kein Tag, an dem er nicht mehrmals ins Haus gesprungen kam. Auf seinen Armen ist mein Schwesterchen Lina gestorben. Sein ältester Junge Johannes, ein Jahr jünger als ich, war mein Spielkamerad. In einer Hinterstube des Hauses wohnte das " Aellerje ", die Großmutter Michelchens. In ihrer Stube, in der Scheuer, im Holzding, im Laubding ( Ding = Stall ) wurde mit sehr geringen Mitteln herrlich gespielt. Ganz besonders erinnere ich mich an eine alte Kaffeemühle, die uns das Aellerje gegeben hatte.

Im Januar 1875 fuhr das Michelchen nach Steinau. Auf dem Rückweg an dem Berg hinter Nieder-Zell, wo es in der Wirtschaft noch ein Glas Grog getrunken hatte, fiel der Wagen in einen tiefen Graben. Durch das Ausbleiben beunruhigt, gingen die Leute mit Laternen die Straße nach Niederzell und fanden das Michelchen unter dem Wagen tot liegen. Der Jammer der Familie, der Verwandten und Freunde war herzerreißend. Ich sehe noch eine Tagelöhnerin, eine Nachbarnfrau in unserer Stube sitzend, sich abwechselnd auf die Knie schlagend und laut heulen. Auf dem Tröster, " dem Leichenschmaus " bei dem es Kaffee, Wecke, Butter und Käse mit dem eigens dazu gebackenen Trösterbrot und Schnaps gab, wurde von den vielen Verwandten und Freunden laut und eingehend immer wieder der Fall besprochen und der Verstorbene laut gerühmt. Ich wunderte mich über den warmen religiösen Zuspruch, den ein Elmer Verwandter der Witwe gab. Der Pfarrer Meinhart, dessen lieber Kirchenältester er gewesen war, hob die vorbildlichen Eigenschaften des Entschlafenen hervor, erwähnte auch, daß ihn das Michelje, als er am Nervenfieber erkrankt war, so treulich gepflegt habe. Meine Eltern haben redlich mitgetrauert und mein Vater hat der Witwe viel beigestanden.

Weniger natürlich miteinander bekannt war die Jugend aus der Gegend des Dorfes, die nicht gerade zur Nachbarschaft gehörte, und selbst die Schule, die die Kinder 8 Jahre zusammenhielt, konnte nur allmählich diese Fremdheit beseitigen. Noch fremder natürlich waren die Leute, die aus den anderen Dörfern durch Hohenzell gingen oder dort auch einheirateten. Manche Frau ist die Zeit ihres Lebens an dem Ort ihrer Einheiratung nicht recht einheimisch geworden. Der fremde Dialekt, fremde Sitten und Gewohnheiten machten die Fremdlinge lächerlich. Aber nicht nur der Spott, sondern instinktiv und in primitiver Art erhob sich und blieb in Geltung die Feindschaft. Die Kinder aus dem " Hinterdorf " oder der " Gasse " wurden nicht als voll angesehen. Noch schlimmer erging es den Menschen etwa aus den Filialdörfern Ahlersbach und Bellings. Die Fremden wurden verspottet oder

auch gequält und verfolgt. Manche Frauen sind ihr Leben lang nicht über Schlüchtern oder Steinau hinausgekommen, manche waren noch nicht einmal im nächsten Dorf gewesen. Dasselbe habe ich übrigens auch in Spanbeck wiedergesehen.

Am meisten brachte die Kinder zusammen, wenn sie in die Schule gingen, das gemeinsame Spielen, sowohl das vor dem Schulhaus geübte als auch das bei eigenen Zusammenkünften. Das Hauptspiel war für die Jungen das Ballspiel. Bei weitem am meisten wurde Schlagball gespielt. Streitigkeiten, die dabei vorkamen, wurden selten mit Schlägen ausgefochten; mehr galt die Überzeugung, die dann laut ausgesprochen wurde, " Unrecht Gut gedeihet nicht ". An Sonntag-Nachmittagen oder im Herbst, wenn die Wiesen preis waren, und die Jungen als Hirten nicht mehr so streng auf das Vieh aufpassen mußten, fanden sie sich auch zu anderem Spiel zusammen. Eins von ihnen hieß das " Säutreiben " ein dem englischen Hockey ähnliches Spiel. Jeder Teilnehmer außer einem hat ein Loch in dem Rasen vor sich, in das er schützend seinen Stock hält. Der eine Teilnehmer hat die Aufgabe, das " Säuje ", das von einer knorpelartigen Verdickung eines Apfelbaumes abgeschnitten war, in die Mitte des Kreises, der von den anderen Jungen gebildet wird und in dem eine Vertiefung war, zu bringen. Daran hinderten ihn die übrigen Teilnehmer, die mit ihren Stöcken das " Säuje " weit weg zu schlagen suchten. Nur mußte jeder dabei, wenn er den Stecken aus seinem Loch weggezogen hatte, achtgeben, daß nicht ein anderer Spieler oder gar der Säutreiber selbst seinen Stecken in das freigewordene Loch steckte. Im Eifer des Spiels wurde häufig nicht das " Säuje ", sondern die Hand oder das Bein eines Spielers empfindlich getroffen. –

Eine Übung im Anhalten des Atems war auch sehr beliebt. Jeder Teilnehmer durfte aus dem Rasenstück, aus dem jeder für sich ein Stückchen ausgeschnitten hatte, solange weitere Stücke herausschneiden, als er den Atem anhielt. Holte er dazwischen Atem, so mußte er zu Schneiden aufhören und sein Widersacher durfte aus seinem Rasenstück schneiden. Gewonnen hatte, der sein Loch wieder mit Rasenstücken zulegen konnte und noch die meisten Stücke übrig behielt. Das Spiel hieß nach dem Anfang des Liedchens, das dabei gesprochen wurde: " Ruppe, ruppe Räschen, zweispännig Kläschen ", Noch andere Spiele wurden geübt, die aber alle keinerlei Kosten für Werkzeuge verursachten.

Manche Knaben waren sehr geschickt, allerlei Spielzeug anzufertigen. Das einfachste, besonders im Frühjahr beliebte Spielzeug, war die Wassermühle, die über stark fließendes Wasser gestellt wurde. Auch Klappern, wie sie die Gänsehirtin brauchte, wurden gemacht. Sie dienten ebenso wie das Schlittenschellengeläut im Sommer dazu, möglichst starken Lärm zu machen, um die Spatzen von den in der Nahe des Dorfes liegenden Getreidefeldern zu verscheuchen. Leider kamen die geflügelten Gäste, wenn die Jungen noch so beharrlich stundenlang um den Acker herumgelaufen waren, in ihrer bekannten Frechheit sofort wieder. Einmal schnitzte mir der Schultheiß Jakob eine Klapper, die aus einer mit Längsrillen versehenen drehbaren Walze bestand, auf der ein federndes Hölzchen beim Drehen die gewünschten Töne hervorbrachte. Aber das Spielzeug wollte nicht gehen. Da warf es der Jakob hin " Sonndigsärwet dacht ( taugt ) nit ! " So fest war die Enthaltung von der Arbeit als festes Gesetz in dem Gewissen.

Das Schultheißenhaus war eins der wenigen zweistöckigen Häuser. Die Vorfahren waren alle Schultheißen gewesen. In einer Rumpelkammer lag noch ein alter Palasch aus den Freiheitskriegen, dazu noch mancherlei Bücher. Auch in anderen Häusern der Bauern fanden sich Bücher, geschriebene und gedruckte, bei Schultheißens z.B. das bekannte große Kräuterbuch, gedruckt in Frankfurt etwa 1560, in einem andern, beim alten Lotz, lagen in der Ofenbank eine ganze Anzahl von Predigtbüchern aus den 18. Jahrhundert, auch Hefte, die die Buchungen der Ein- und Ausgaben und andere Nachrichten enthielten. Auf der Gutermuths Boden fand ich Waffenstücke der Bürgerwehr von 1830, besonders große Schirmmützen. Da ich schon als Knabe, soweit ich zurückdenken kann, alle alten Sachen und alte Leute liebte, kroch ich auf vielen Böden umher. Auf unserm Boden fand ich die beliebten Predigten von Dr. Ubel aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts und einen dicken Folio-Band Predigten des Johann von Münster aus dem Jahre 1618. Der Verfasser war zu seiner Zeit ein hervorragender Politiker, Freund von dem Grafen zu Bentheim-Steinfurt und vom Landgrafen Moritz zu Hessen, Beförderer der reformierten Kirche. Aus dem 19. Jahrhundert erinnere ich mich kein Buch gesehen zu haben.

Der siebenjährige und die napoleonischen Kriege brachten eine entsetzliche Verarmung in die Dörfer. Die Bildung war im 18. Jahrhundert durchaus nicht so gering, wie man öfter annimmt. Allerdings beschränkte sich die Schule auf weniger Fächer: Katechismus, Gesangbuch, Bibel (Biblische Geschichte kam erst in den dreißiger Jahren auf), einfaches Rechnen der vier Spezies, aber nach ganz anderer Methode wurde z.B. das Dividieren gemacht. Lesebücher kamen erst im 19. Jahrhundert in die Schulen, sie enthielten noch zu meiner Zeit auch das Wissen, das später in den Realienbüchern vereinigt wurde.

### **Wer zu uns ins Haus kam.**

Da war erstens der Pfarrer Meinhard, von dem ich aber nachher noch ausführlich erzählen werde. Selten verging ein Tag, an dem er nicht entweder bei uns oder mein Vater bei ihm gewesen wäre. Das Michelje habe ich schon erwähnt. Wenn meine Mutter recht viel zu tun hatte, dann kam Frau Zipf, die Witwe des Gutsbesitzers, die mit ihrem Sohn Ferdinand und ihrer Tochter Flora im Hinterdorf wohnte. Der Sohn verheiratete sich nicht, hatte aber eine Menge Kinder. Er hatte ein scharfgeschnittenes Gesicht und einen langen roten Bart. Die Flora konnte nur mit Mühe sprechen und tat es mit vielen Verrenkungen des Kopfes und des Oberkörpers. Ferdinand Zipf kam nur bei besonderen Veranlassungen z.B. beim Neujahrsglückwünschen, zu uns. Seine Mutter war eine kluge Frau, aber noch viel gesprächiger. Es war kaum möglich, den Faden einmal abzureißen. Sie war die Tochter eines Hofrats am Stolberger Hof in Gedern im Vogelsberg. Sie konnte reiten, tanzen und rühmte sich einmal, was mir besonderen Eindruck machte, daß sie wenige Wochen vor der Geburt ihres Ferdinand auf dem Katzenbalken der Scheune hergelaufen sei. - Der Katzenbalken ist der höchste, der durch das Dach der Scheuer läuft. - Ich habe sie eine Zeit lang, als ich noch nicht in die Schule ging,

viel besucht, mir ihre Ölbilder und Steinzeichnungen, die an der Wand hingen, angesehen und ihr auch allerlei anvertraut, z.B. was ich werden wollte, habe mich denn aber tief verletzt von ihr zurückgezogen, als sie das, was ich ihr anvertraut hatte, lachend in meinem Elternhaus wiedererzählte. Einmal im Jahr wurden wir, im Frühjahr oder Mai, wenn Goldregen und Schwertlilien blühten, mit dem Herrn Pfarrer feierlich eingeladen, wobei es aus einer großen Kaffeemaschine Kaffee gab und Kuchen und schließlich gekochten Schinken in besonderer Vortrefflichkeit. Sie backte ihn nämlich eingewickelt in Brotteig mit dem andern Brot im Backofen. Abends kam manchmal der alte Lotz, ein ganz tiefsinniger Mann, der sich seine eigenen Gedanken gemacht hatte und sie mit eigenen Wortbildungen vortrug. Ich habe mich später oft gewundert über diese eigentümlichen Bildungen, mit denen er seine Gedanken vortrug. Er erinnerte mich an Jakob Böhme. Auch in religiösen Dingen hatte er seine eigenen Ansichten. Er kannte die Bibel und führte viele Stellen aus ihr an. Da er rationalistischen Unterricht erhalten hatte, wollte er möglichst alles geistlich deuten. Ich erinnere mich z.B., daß er sagte: "Der Herr Jesus ist ja nicht in Jerusalem eingezogen, er zieht in Dein Herz ein." "Aber Lotz," erwiderte meine Mutter, "der Herr Jesus ist doch wirklich in die Stadt Jerusalem eingezogen". Er aber sagte lächelnd: "Ach Frau Lären (Lehrerin), Jerusalem hats doch nit gegabe, das sein ja alles nur Gleichnisse". Oft ging den ganzen Abend die Rede hin und her, wobei der Lotz, durch die eigentümlichen Laute der Zustimmung, uns Kinder zum Lachen reizte.

Öfter kam auch der biedere Schäfer Ruffer, der seine Natur- und Menschenkenntnisse, die er sich in seiner Einsamkeit erworben hatte, anbrachte. Über das Verhältnis, das die Bürgermeister des Dorfes zu meinem Vater einnahmen, hat sich dieser in der Schulchronik ausgesprochen, von der eine Abschrift der wichtigsten Stücke hier beiliegt.

An Winterabenden kamen mehrmals in der Woche die beiden Kirchenältesten, das Michelje und das Masta-Vetterje, und spielten mit meinem Vater Karten. Von dem bescheidenen Einsatz wurde manchmal ein Hering eingekauft, der als besonderer Leckerbissen galt. Oft gesehene Gäste waren auch die Glieder der Familie Trapp. Theodor Trapp stammte aus Friedberg in der Wetterau. Seine Frau Babette Apollonia aus der bayrischen Pfalz. Er hatte Landwirtschaft studiert, wie das vielfach von solchen getan wurde, die zu einem anderen Studium weder Lust noch Tauglichkeit besaßen. Seine Studien hatte er in Jena gemacht und von dort freisinnige Anschauungen mitgebracht. Er ging selten in die Kirche, zum Abendmahl nie. Trotzdem hatten die beiden Häuser Freundschaft miteinander.

Er als sogenannter lateinischer Bauer fragte niemand um Rat, sondern arbeitete nach seinen Theorien. Einige Jahre ergab er sich dem Trunk, und dies trug mit dazu bei, den Zerfall des schönen Vermögens, das beide Eheleute gehabt hatten, zu beschleunigen, wozu allerdings die schlechte Beschaffenheit des Landes stark mit half. Vor und nach Trapp hat es keiner der Pächter des großen Gutes zu etwas anderem gebracht als zum Vermögenszerfall. Trapp hatte einen Schatz von allerlei Kenntnissen, den er aus dem Frankfurter Journal und aus der Gartenlaube stetig ergänzte. Er trug sie mit starker Stentorstimme im Wirtshaus und in der Familienstube vor allen, die es hören und die es nicht hören wollten vor, und da seine

Besuche sehr lange ausgedehnt wurden, war er besonders für meine Mutter oft eine Qual. Dabei war er äußerst gutmütig und zärtlich, schwamm manchmal in Tränen, brauste ein andermal stark auf. Ein Gegensatz des Streites war öfter der Höhenrauch, Trapp kannte die neuere richtige Ansicht, daß er von den Moorbränden herühre und sich bis Basel bemerkbar macht. Dagegen behauptete mein Vater, der Höhenrauch seien " verknallte Gewitter ". Wiewohl Trapp mit Leidenschaft diese Ansicht bekämpfte, blieb mein Vater ruhig dabei.

Frau Trapp war eine liebe tätige Frau, die das Ganze durch ihre Umsicht und ihren Fleiß, wie durch die Mittel ihrer Verwandten viel länger, wie es sonst möglich gewesen, aufrecht erhielt. In der Mitte der achtziger Jahre zogen Trapps ab, nachdem sie auch noch in die Hände der Juden gefallen waren, die das Letzte, das sie hatten, ihnen nahmen. Sie fanden Aufnahme bei ihrer zweiten Tochter, die einen Gärtner in Homburg v.d. Höhe geheiratet hatte, wo sie beide ihren Lebensabend in Arbeit, aber ohne Sorgen verlebt haben. Mein Vater war Pate des zweiten Jungen Ludwig, Frau Trapp Pate meiner jüngsten Schwester. Mein Vater hat in allen Nöten der Familie ihr getreulich beigestanden.

Auf dem Weg von Hohenzell nach dem Lindenberg liegt die Kötzenmühle, damals im Besitz eines Herrn von Velsen. Hatte Trapp eine starke Stimme, so verfügte Herr von Velsen über eine Löwenstimme. Die mißlichen Vermögensverhältnisse des Mannes, der auch Landwirt geworden war, weil er nichts anderes hatte werden können, und die Dürftigkeit des Anzugs, in der erscheinen mußte, hielten ihn vom Verkehr fern. Er kam daher auch nicht in unser Haus, wogegen seine älteren Kinder von meinen Eltern geschätzt wurden und bei diesen Rat und Hilfe suchten.

In früheren Jahren ging mein Vater auf die Jagd, später beteiligte er sich nur an den Treibjagden, indem er meinem ältesten Bruder das Jagen überließ, der es auch fast bis zu seinem Tod redlich geübt hat und mich wie andere Verwandte jeden Herbst durch einen Hasen oder Fasan erfreute. An den Treibjagden beteiligte ich mich als Treiber auf wilde Sauen; am liebsten begleitete ich einen Jäger auf den Schnepfenstrich im Hatzeroth, wobei ich mich weniger an dem Schießen als an der Beobachtung der Natur und des Wildes erfreute.

Ein Teilnehmer an den Jagden war der Hauptmann Witzell, der im Sommer bei seinem Neffen Nahl in Ahlersbach und bei Zipfs in Hohenzell wohnte. Er war der Sohn eines Gutsbesitzers in der Nähe Kassels, hatte ein Paar Ochsen in Kassel für seinen Vater verkauft, war aber mit dem Geld in die weite Welt gereist und bei Garibaldi gelandet, hatte auf Sizilien und in Mittelitalien in den Freischaren Garibaldis gegen das Heer des Papstes Pius IX gekämpft und lebte später, zurückgekehrt, bei seinen Verwandten, als einzige Beschäftigung die Jagd betreibend. Er hatte einen hochbegabten, wundervoll dressierten Hühnerhund, der den wohlbeleibten alten Herrn die Berge an einem Lederriemen hinaufzog, Ausgezeichnetes auf der Jagd leistete, und für seinen Herrn in Schlüchtern und in anderen Ortschaften Besorgungen machte. Er holte die Briefe von der Post, das Fleisch vom Metzger, brachte Briefe in die ihm bezeichneten Häuser. Einmal gab ihm sein Herr den Auftrag, Fräulein Anna Trapp auf dem Lindenberg einen Blumenstrauß zu bringen. Dort sagte man ihm, Anne sei im Schulhaus zu Hohenzell ; er lief dahin, knurrte, als



meine Mutter ihm das Körbchen abnehmen wollte, gab es aber willig der Anna Trapp, als diese nun gerufen wurde. Fast unglaubliche Dinge leistete er.

Außer diesem Hund besaß Witzell noch zwei Dachselhunde, die aus dem kurfürstlichen Hundebestand entstammten. Schon lange hatte Witzell bei dem Jägermeister um Überlassung eines dieser schönen Hunde angehalten, immer vergeblich. Da, als im Jahre 1866 durch den Einmarsch der Preußen allgemeine Verwirrung entstand, benutzte Witzell diesen Zustand der Dinge, eilte nach Wilhelmshöhe und holte sich zwei kleine Hunde. Ich fing öfter mit ihm alleine auf die Jagd. An einem trüben, regnerischen Septembertage, es mag 1869 gewesen sein, gaben wir den Ausgang zur Jagd auf. Witzell lag auf seinem Feldbett und erzählte allerlei und schloß daran die Ermahnung, die er mit bewegter Stimme und gerührten Herzens gab: "Adamchen, bleib Deinen Eltern immer gehorsam". Als ich dies nachher meiner Mutter erzählte, verwunderte Sie sich hoch darüber, daß mir der alte Sünder solche Worte gesagte hatte.

Mehrere Nummern tiefer stand ein Jagdteilnehmer Ruffer aus Ahlersbach, genannt der "Allevatte r" (d.h. Großvater), wiewohl er selbst gar keine Kinder hatte. Er richtete sein Leben so ein, daß sein kleines Bauerngütchen bis zu seinem Tode aufgezehrt wurde. Als mein Bruder August einjährig diente (1874), nannte er ihn den Jährling, womit man sonst einen einjährigen Hammel bezeichnet. Bei und nach den Jagden wurde stark getrunken. Der "Allevatter" hatte das Faß Branntwein immer im Keller liegen und zapfte, bis es nicht mehr laufen wollte. Bei dieser Gelegenheit fällt mir eine Höflichkeitssitte ein, die allgemein beobachtet wird, aber das Entsetzen aller bildet, die etwas zu tun haben. Eines Tages kam ein Mann von Ahlersbach zu uns, setzte sich hin und sprach über dies und das und über das wohl bald eine Stunde. Meine Eltern fragten sich, was den Mann wohl zu uns führe, aber mit keiner Silbe verriet er den Grund seines Kommens, bis endlich nach langem Hin und Her er mit seinem Auftrag herausrückte, daß er für den "Allevatter" ein Gewehr abholen sollte, das mein Bruder August geliehen hatte. Die Sitte verbietet, mit dem Anliegen sofort herauszurücken und den Besuchten hindert sie, nach dem Grund des Besuchs zu fragen: eine Anstandsregel, die ebenso in Afrika wie in Neuseeland und China gilt.

Ich habe nie ein Gewehr geführt, erst später in unserm Garten zu Göttingen, wo ich wildernde Katzen schoß, die die Vögel und Küken wegholten. Aber mir brachten diese Jagdgänge die Kenntnis und Vertrautheit mit der Natur.

Sonntag-Nachmittag kam öfter im Sommer Besuch aus Schlüchtern, aus den Kreisen der Lehrer und Seminarlehrer, mit denen mein Vater befreundet war. Da wurde dann musiziert und gesungen, was bei uns für gewöhnlich nicht geschah. Meine Mutter, die die ganze Woche über in angestrenzter Tätigkeit war, liebte die stillen Sonntag-Nachmittage, an denen sie gern ein religiöses Buch vornahm. Ganz selten machte sie einmal mit Papa einen Spaziergang ins Feld.

Treue Freundschaft wurde gehalten mit der Familie des Pfarrers Pauli in Hochstadt und mit dessen Kindern, von denen die älteste Tochter Elise und nach deren Tod die zweite, Ida, mit dem Pfarrer Fuchs in Hanau verheiratet waren, der später Konsistorialrat und seit 1876 Generalsuperintendent in Kassel wurde. Die Verwandtschaft mit Paulis war sehr weitläufig, wurde aber belebt auch besonders da-

durch, daß die Frau des Pfarrers Pauli eine Schwester unseres Pfarrers Meinhard war. Elise Fuchs starb 1871 an Schwindsucht. Den Sommer vorher war sie wochenlang bei uns zu Besuch. Auch Ida war häufig da, mehr noch ihr Bruder Jakob, der etwas geistesgestört war und schon als Knabe ein sehr sonderbares Wesen zeigte. Auch die Söhne von Generalsuperintendent Fuchs haben in manchen Jahren ihre Sommerferien in Hohenzell, Waldensberg und Spanbeck zugebracht. Und sein Vater half häufig Fuchsens in Geldverlegenheiten, indem er sich selbst das Geld dazu lieh.

Nicht zu vergessen sind unter denen, die in unserm Hause ein- und ausgingen die Bettler, deren es früher viele gab. Sie kamen stundenweit, auch aus katholischen Dörfern des Fulda-Landes nach Hohenzell, da die Freigebigkeit des Pfarrers Meinhard weit hin die Armen anzog. Nach dem Tode meiner Mutter kamen von weither Bettler, beweinten die Verstorbene, die ihnen so viel Gutes erwiesen habe.

### **Wirtschaftliche Verhältnisse**

Hohenzell hat einen ausgedehnten Feld- und Waldbesitz. An einigen Stellen tritt der Buntsandstein zu Tage, zumeist aber der Muschelkalk. Auf den Spitzen und Rücken der Berge ist vielfach der Basalt übergelagert. Der Ackerbau ist auf den steinigten Bergen und ihren Abhängen sehr beschwerlich, bei ausbleibendem Regen ist stets die Ernte mager. Das Dorf liegt eingebettet in dem Endpunkt eines Tälchens, das nur gegen Südwesten offen ist.

Die Sitte bestimmt, daß der älteste Sohn das Gut des Vaters erbt und seine Geschwister durch Geld entschädigt. So bleibt das Gut zwar beieinander, was ja auch durch die frühere Lehnsverfassung geboten war, aber der Inhaber des Gutes ist gleich von vornherein mit einer Schuldenlast beladen, die ihn fast sein Leben lang nicht verläßt, da er außerdem noch seine alten Eltern, die sog. Auszügler mit ihrem "Deputat" versorgen muß. Wenn seine Frau nun nicht so viel bares Geld mit in die Ehe bringt, daß er seine Verpflichtungen erledigen kann, so steht vor dem jungen Bauer eine Aufgabe, die er selten bewältigen kann. Es ist nun eine allgemein beobachtete Erscheinung, daß sich die Juden überall da ansiedeln, wo Not und Geldverlegenheiten an der Tagesordnung sind. Der Professor der Geologie in Göttingen von Koenen sagte mir einmal, er könne mit Hilfe einer geologischen Karte die Wohnsitze der Juden feststellen: überall wo Buntsandstein vorherrsche seien auch Juden, weil erfahrungsgemäß jedes dritte Jahr dort eine Mißernte sei. Nun haben in der Gegend von Schlüchtern die vielen kleinen Herren und Dynasten, die selbst in steter Geldverlegenheit waren, viele Schutzjuden gegen Entgelt in ihre Herrschaften aufgenommen.

In Schlüchtern, wo ein lebhafterer Verkehr bestand, weil es eine Raststätte für Handelsfuhrwerke vor der Rhein – Weser - Wasserscheide dem Distelrasen war, haben sich mit gräflich - hanauischer Erlaubnis auch die Juden angesiedelt, wogegen sie in Steinau niemals ihres Bleibens hatten. Angeblich sind sie von dort wegen Brunnenvergiftung vertrieben worden. Der wahre Grund wird aber der sein, daß in Steinau die Gewerbe blühten, dagegen der Handel gering war. Nach Schlüchtern

zogen sich allmählich von den Dörfern die Juden und von dort gingen viele in die Großstädte, besonders nach Frankfurt. Mir ist ein Jude bekannt, Rothschild, der in meiner Jugend mit Gaisfellchen und Lumpen handelte, darauf Schaf- und dann Rindviehhandel betrieb, sich an einige schlechtstehende Bauern oder Pächter hing und nach wenigen Jahren an der Börse in Frankfurt seine Geschäfte machte. Die eingeborene alte Bürgerschaft von Schlüchtern ist fast ganz aus ihren Häusern verdrängt. Die christlichen Kaufleute und Ackerbürger haben zum größten Teil ihren Besitz aufgeben müssen, und aus ihren Häusern sehen auf die Vorübergehenden aufgequollene Judengesichter. Ich fühle mich frei von einem radikalen Antisemitismus und achte jeden ehrlichen Menschen, ob er nun Arier oder Semit ist. Aber ich kann die Trauerspiele nicht vergessen, die ich in meiner Jugend mit durchlebt habe.

Der Jude hatte einen Bundesgenossen sich zu Hilfe genommen, der in allen armen Gegenden zu Hause ist: : den Schnaps. Wo die Ernährung ungenügend oder zu gleichartig ist, verlangen die Nerven nach einer Aufpeitschung, nach Alkohol. Und auch dies hat sich der Jude zu Nutzen gemacht, indem er beim Vieh - und Güterhandel Schnaps in Mengen auffahren ließ und freigebig im Wirtshaus die Zeche bezahlte, für die er vielfache Zinsen unmittelbar darauf empfing.

Anfang der 70er Jahre waren viele Landwirte in unserer Gegend gezwungen, ihr Anwesen zu verkaufen, nachdem die armseligen, noch schlimmeren Jahrzehnte nach den napoleonischen Kriegen den Bauernstand tief niedergedrückt hatten. Der Jude kaufte das Gut im Ganzen und vereinzelte es dann im Wiederverkauf zu Preisen, die in der Trunkenheit übernommen waren. So hatte der Jude nicht nur den unmittelbaren Gewinn, sondern er hatte auch noch dadurch so und so viele Bauern als seine Schuldner gewonnen, die darauf angewiesen waren, mit dem Juden auch weiterhin Geschäfte zu machen, wenn sie es nicht zur " Vergantung " ( Verkauf ) kommen lassen wollten. Selbst der Staat verkaufte an ein Konsortium von Juden Domänen, z.B. den Brandenstein bei Elm. Später legten sich die Juden auch auf den Schnapshandel selbst und lieferten den Bauern kleine Fäßchen in den Keller, die Frauen fingen sie mit süßem Schnaps, der heimlich, ohne Wissen des Mannes eingeschmuggelt wurde. Der Dämon der Trunksucht hielt dann die Leute fest an den Juden gekettet. Geschäftlich konnte es der Bauer natürlich nie mit dem Juden aufnehmen, der eine ganz andere Übersicht und Kapitalkraft besaß, außerdem mit seinen Stammesgenossen eng zusammenhing, außer der deutschen Sprache auch die hebräische zur Verständigung mit dem andern ihm helfenden Schmußjuden zur Hilfe hatte. So war es dahin gekommen, daß in manchen Dörfern nur zwei bis drei Bauern vom Juden frei waren. Über das meiste Vieh hatte der Jude das Verfügungsrecht. Er stellte den abhängigen Bauern ein junges oder mageres Stück Vieh in den Stall, den Preis nannte er nicht genau. Wenn dann die armen Leute mit aller Liebe und Sorgfalt das Vieh herausgefüttert hatten, kam eines Tages der Jude und sagte, er könne das Vieh notwendig gebrauchen und wenn sie das Vieh nicht geben wollten, dann sollten sie die Schuld bezahlen. Da dies natürlich nicht möglich war, zog der Jude mit dem Vieh vom Hofe. Den Preis schrieb er nach seinem Gutdünken ihnen gut. So gehörte z.B. fast der ganze Hottensche Grund im Tal, der sich

mit einigen Dörfern von Salmünster nach dem Vogelsberg hinzieht, einem Juden in Schlüchtern, dem Michel Machul, dessen Erscheinen im Dorf Schrecken hervorrief, weil er allen die Gurgel zuziehen konnte.

Die Brotfrucht, das Korn konnte in ausreichendem Maß nur von den größeren Bauern geerntet werden. Bei den kleinen Bauern deren es die Mehrzahl gab, mußte mit dem Brot sparsam umgegangen werden, trat Mißwachs ein, so mußte Brot oder Mehl dazu gekauft werden, und da die Getreidehandlungen auch wieder in den Händen der Juden waren, so war es immer ein großes Jammern, wenn die Leute Mehl bei den Juden borgen mußten, da auf diese Weise eine neue Judenschuld aufgenommen werden mußte. Bares Geld hatten die Leute nicht in den Händen, da sie wenig oder nichts zu verkaufen hatten. Die paar "Salzkreuzer", die zum Bestreiten der kleinen Haushaltsbedürfnisse nötig waren, verschaffte sich die Frau durch Verkauf von Eiern. Ein gefürchteter Tag war es daher, wenn der Steuereinnehmer vierteljährlich in das Dorf kam, dann liefen die Leute bittend hin und her, gar häufig kamen sie in unser Haus und flehten meinen Vater an, der selbst so wenig einzunehmen hatte, ihnen aus der Not zu helfen. Wurde die Steuer nicht bezahlt, dann drohte die Exekution, der zwangsweise Verkauf.

Alle großen und kleinen Bauerngüter waren außerdem mit Hypotheken beladen, die vermehrt waren durch die Ablösung der Frohnden, Hand- und Spanndienste und Naturallieferungen, die dem Kloster Schlüchtern von allen Lehngütern zu leisten waren und seit 1832 und 1848 in eine Ablösungsrente verwandelt waren. An sich war diese Ablösung für die Pflichtigen ein wirtschaftlicher Vorteil, wenn nur das nötige Geld zur Bezahlung vorhanden gewesen wäre. Das vorhandene Land konnte bei weitem nicht die gewöhnlich zahlreichen Familien ernähren. So zogen die Töchter, soweit sie nicht notwendig für die Feld- und Hausarbeit von den Eltern gebraucht wurden, nach Schlüchtern Hanau und Frankfurt in den Dienst. Manche schickten den Eltern treulich ihren Lohn, andere gingen, besonders in Frankfurt, sittlich und leiblich zu Grunde, wenige verheirateten sich in der Fremde und brachten es zu etwas.

In den 40er, 50er, 60er und auch noch in den 70er Jahren wanderten ganze Familien nach Amerika aus. Das kalifornische Goldfieber ergriff selbst in unserem Dörfchen nicht wenige. Häufig ließen die vorangezogenen, erwerbsfähigen Kinder ihre Eltern nachkommen. Ich erinnere mich noch eines mich tief ergreifenden Abschiedes, den die Eltern, Schäfer Ruffer, von ihrem "Dicker" nahmen. Fast alle aus Amerika kommenden Briefe wurden zum Lehrer ins Schulhaus gebracht und die meisten Antwortschreiben gingen auch von da wieder aus.

Die Männer, soweit sie nicht mit ihrem Feldbau beschäftigt waren, konnten nur als landwirtschaftliche Arbeiter etwas verdienen, abgesehen von den paar Handwerkern, Maurern, Zimmerleuten usw. Sie suchten ihren Verdienst beim Mähen in Schlüchtern. Zur Zeit der Kornernte gingen sie den 12 Stunden weiten Weg in die Gegend von Hanau. Im Herbst zogen sie als Drescher dorthin. Noch mehr taten

das die Männer aus dem Fuldischen, wo die Verhältnisse noch ärmllicher waren. Daher gingen auch die Drescher aus dem " Oberland " der Obergrafschaft Hanau, dem Kreis Schlüchtern, im " Unterland " als Fuldadrescher mit drunter. Die Leute entschädigten sich dort für die magere Kost, die sie daheim hatten durch tüchtiges Essen, so daß es sprichwörtlich war: " Der ißt wie ein Fuldaer Drescher ". Als das beste Essen galt ihnen Sauerkraut und man sagt im Fuldischen " Suerkrut, mit Linfett geschmalzt -da kammer sich erusgefraß, daß man das Masser kann am Li gewatz " .( Sauerkraut mit Leinfett geschmälzt , also ohne Fleisch - da kann man sich herausfressen, daß man das Messer am Leibe wetzen kann ). Auch Frauen und Mädchen gingen zum Kornschneiden, das früher mit der Sichel getan wurde, ins Unterland, während in Hohenzell natürlich die Tagelöhner sehr schwer zu haben waren. Wie oft bin Ich von einem Haus zum andern gegangen, um Tagelöhner zu gewinnen, oft vergeblich. Auch die Bauern wollten fast nur dann unser Land zurechtmachen, wenn unsere Magd ihnen wieder half.

Die Wohnungen waren sehr beschränkt. Die Häuser waren einstöckig, nur wenige zweistöckig. Sie bestanden aus Stube, Kammer, zuweilen Nebenstube und der Oberstube im Giebel des Hauses. Manche Bauernhäuser hatten neben sich ein niedriges Häuschen für die " Auszüger ", den sogenannten " Gaden ". In dem " Gaden " und in den Mietsstuben armer Leute war der Fußboden zum Teil noch nicht gedielt, sondern nur mit einem Lehmschlag versehen, der natürlich steten Staub aufwirbelte. Ebenso war auch der Vorraum, der Hausern, vielfach bloßer Lehm. Wo gedielt war, wurden die Dielen kaum aufgewaschen. Sie waren infolgedessen schwarz wie die Erde und beherbergten in ihren großen Fugen die Flohbrut. Die Küche mit der Hintertüre lag hinter dem Hausflur, Ern genannt. In der Wohnstube stand das Bett der Eheleute, mit hohen Pfosten und einem blau-weißen schönen Vorhang. Auf dem Bettkranz und auf der Kammbank, einem Brett über der Kammertür lagen die wenigen Bücher, Kämmen, usw. Kammbank wird von Vilmar übrigens als Kannenbank gedeutet. Der Tisch mit kreuzweis gestellten Füßen, einer verschiebbaren Tischplatte, unter der der feststehende Tischkasten war, stand in einer Ecke der Stube. Hinter ihm her liefen längs an den Wänden feststehende Bänke, Stühle mit schön geschnitzten Lehnen und buntbemalt brachte, zwei an der Zahl, die Braut mit. Auch einige alte, rot gestrichene Stühle waren da. Neben dem Ofen stand die Ofenbank, die zugleich Schrank war, Näh- und Strickzeug usw. enthielt. Über der Ofenbank war ein aufklappbarer kleiner Tisch mit Einschnitten für die Körper der auf der Ofenbank sitzenden versehen.

Nur im Bedarfsfall wurde der Tisch herabgelassen. Später kamen , die weidengeflochtenen Stühle auf, die besonders in Elm gemacht wurden, während die geschnitzten in Hutten hergestellt wurden. Kleiderschränke waren früher nur in einzelnen Häusern, Kammer oder Oberstube, oder die Sonntagskleider wurden in eine Lade gelegt. Alle Kleider rochen scharf nach dem Duft von Sauerkraut und geräuchertem Fleisch. Die Fenster waren in Blei gefaßt und im Winter meist fest zugefroren, da der Wasserdampf von dem Ofen, in dem gekocht wurde, sich an den

Fenstern niederschlug. Gelüftet wurde wenig genug. In der Kammer und zum Teil, wenn nötig, auf der Oberstube, schliefen die Kinder. Großeltern nahmen die Enkel gewöhnlich mit in ihr Bett als "Schloffkomerädchen". In einem Raum schliefen häufig Kinder, herangewachsene Jugend und Alte zusammen, eng zusammen gepfercht, fast alle zu mehreren in einem Bett. Von Haustieren war natürlich die Katze, und fast überall ein Hund unbestimmter Herkunft vorhanden. Singvögel wurden kaum in Käfigen gehalten. Die Jungen nahmen zwar öfter Vogelnester aus, Stare, Meisen usw. und fütterten sie eine Zeitlang mit Matte und Brot, gewöhnlich mit dem Erfolg, daß sie nach einigen Tagen oder Wochen eingingen. Dagegen hielten sich die Dohlen lange, gewöhnten sich an ihre Herren, begleiteten sie fliegend mit ins Dorf und lernten Jacob sprechen. Wir hatten einmal eine Wachtel, aber mein Vater litt es nicht, daß wir uns Vögel hielten, die doch nur gequält wurden.

Auf Reinlichkeit wurde kein großes Gewicht gelegt. Die Stuben wurden wohl gekehrt, nachdem sie eingesprengt waren, aber selbst Sand wurde nicht überall gestreut. Eine kleine irdene Waschschüssel war vorhanden, aber sie wurde nicht immer gebraucht. Es blieb oft bei einer oberflächlichen Berührung mit dem Wasser. Man trank einen Schluck aus der hölzernen Lippe, einem hölzernen Trinkwassergefäß, das in der Stube auf der Bank stand, spuckte das Wasser in die Hände, und fuhr mit den nassen Händen im Gesicht herum und über das Haar. Sonntags wurde eine bessere Wäsche vorgenommen. Aber ich bin überzeugt, daß bei vielen das Bad nach der Geburt die einzige Berührung des gesamten Körpers mit Wasser war. Zwei Kämme waren vorhanden, von denen der eine der Läusekamm hieß. Läuse gab es, besonders bei den Mädchen, recht viele und häufig genug mußte mein Vater ein Kind wegen Ungeziefer aus der Schule wegschicken. Wanzen habe ich nur in einem Fall zu sehen gekriegt. Kleiderläuse gab es auch nur selten. Die Krätze kam ab und zu vor, während früher diese Dinge viel häufiger vorkamen.

Bei dem engen Zusammenleben von Menschen und Vieh ist es natürlich, daß sich gegenseitige Liebe entwickelt. Wir hatten eine Kuh längere Jahre, die alte Veil, die uns Kindern wirklich lieb war, und wir weinten mit ihr, wenn sie nach dem ihr genommenen Kälbchen brüllte. Es darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß es auch zahlreiche Menschen gab, die ihr armes Vieh mit Schimpfworten und harten Schlägen roh mißhandelten. Besonders Trinker leisteten darin Abscheuliches in ihrem Jähzorn. War ein Stück Vieh krank, so wurde es gepflegt, so gut man es verstand. Den Viehdoktor Lambert aus Schlüchtern kommen zu lassen, reichte das Geld meist nicht. Der Rat des Schäfers und anderer kundiger Frauen und Männer und auch die Besprechung durch Sympathie, die hauptsächlich durch Frauen geübt wurde, mußten helfen. Der Lehrer Bensing in Waldensberg hatte unter einem Wurf Ferkel ein schwächliches; er nahm es zu sich ins Bett und wirklich erholte es sich. Auf die Weide getrieben wurden die Kühe von jedem Besitzer einzeln, morgens und nachmittags. Ich habe für 2 Jahre das Hüteamt für unsere zwei Kühe von meinem Bruder Karl überkommen. Es wurden zu diesem Amt nur Schuljungen benutzt. Wenn die Kühe zum erstenmal nach dem monatelangen Stehen im Win-

terstall ausgetrieben werden, sind sie außer sich vor Lust und machen große Sprünge, stoßen einander, rennen davon (piesen), so daß gewöhnlich eine Begleitung Erwachsener nötig ist, um wenigstens die Kühe auf eine bestimmte Wiese zu bringen. Als Entgelt für die auszustehenden Ängste, für das Nachlaufen und Wiederholen kriegt der kleine Hirte einige Eier, die sogenannten " Bieseier ". Die Schweine und Ziegen wurden von einem Hirten ausgetrieben, die Gänse von einer Hirtin. Der Säuhirt trug eine eigenartige Geißel, bestehend aus kurzem Stiel und sehr langer Peitsche; diese war zusammengesetzt aus viereckigen Holzklötzchen, die mit Lederriemen untereinander verbunden waren. Weithin über die Herde reichte diese Geißel, wenn sie der Hirt schwang, wozu aber eine besondere Geschicklichkeit gehörte. Er brachte die Tiere im Dorf zusammen durch das Blasen eines langen, aus Baumrinde gemachten Hornes und blies jeden Tag dasselbe Liedchen. " Siehste nit die Säu im Garte, siehste nit se wühle ". Der Geißhirt begnügte sich mit einem alten, verbeulten, kleinen Horn. Er brachte nur wenige Töne heraus, dafür aber heulte sein Hund mit, sowie er das Instrument ansetzte. Die Gänsehirtin hatte nur eine Rute und eine Klapper, der die Gänse folgten. Der Schäfer hatte eine stattliche Herde. Er pfiß auf den Fingern den Schäferpfiß und brachte dadurch seine Schafe im Dorf zusammen. Sein Herrscherstab war die Schäferschippe. Merkwürdig war es mir immer, daß alle diese Hirten ihre Tiere kannten und voneinander unterschieden, während mir ein weißes Schaf wie das andere und eine weiße Gans wie die andere aussah, und dabei wurden als Gänsehirtinnen gewöhnlich nur beschränkte Weibchen, die zu anderen Arbeiten nicht zu gebrauchen waren, genommen.

die Nahrung war höchst einfach. Morgens wurde ein Groppen ( eiserner Topf ) Kartoffeln auf den Tisch geschüttet, die sich jeder schälte und mit Matte bestrich, wenn genug Milch im Hause war, woran es aber häufig fehlte. Bei den armen Leuten, die nur Geißen hatten und infolgedessen keine dicke Milch, tunkte man sie nur in Salz. Dazu wurde eine Kaffeebrühe von Zichorien oder gerösteten Runkelrübenstückchen getrunken. Zum Frühstück gab es ein Stück Brot oder auch nichts. Das Mittagessen, das man um 11 Uhr hielt, bestand aus einer Suppe, wieder Kartoffeln, eingemachten Bohnen oder sonst etwas. Hülsenfrüchte wurden als Suppe oder Erbsen als Brei gegessen. Von Gemüse wurde nur Weißkraut und Kräuselkraut ( Braunkohl ) angebaut. Fleisch gabs nur am Sonntag und zwar als hartgeräuchertes Schweinefleisch mit Sauerkraut und Kartoffel - oder Erbsenbrei.

Nachmittags um 3 Uhr wurde Kaffee getrunken und Brot gegessen. Die Zeit des Abendessens richtete sich nach der Arbeit. Es bestand wieder in gesottene Kartoffeln und dazu gabs Dickmilch. Bisweilen wurde auch Reis gekocht und Hirse, die früher angebaut wurde. Dinkel ( Spelz ), der in Süddeutschland viel gebaut wird, kam allmählich ab. Er wurde in besonderen Mühlen geremelt, d.h. von den Spelzen befreit, wie die Gerste. Im Winter fiel der Nachmittagskaffee, um Brot zu sparen, aus. Man aß dann schon um 5 zur Nacht. Wurst und Schinken gab es zu Zeiten besonderer Freude oder besonderer Arbeit. Gegessen wurde aus gemeinsamer Schüssel, wobei jedes an seinem Loch bleiben mußte. Man aß mit hölzernen

Löffeln, die nach dem Abwaschen in einen irdenen schön durchbrochenen Behälter, ein kleines Kübelchen, das an der Wand hing, gesteckt wurden. Gabeln waren kaum in Gebrauch, Messer brachte bei Hochzeiten jedermann mit.

Auch in meinem Elternhaus lebten wir einfach. Sonntags aßen wir regelmäßig frisches Rindfleisch, in der Woche einmal Dörrfleisch mit Kraut und Brei, am Samstag Hülsenfruchtsuppe, einmal gewöhnlich Mehlspeise. Im Winter wurde auch bei uns der Nachmittagskaffee gespart. Abends gab es Dickmilch und Kartoffeln. Die Schlachtvorräte mußten für den großen Haushalt, zu dem auch noch der Pfarrer Meinhard im Essen gehörte, reichen. Vom regelmäßigen Essen von Wurst am Abend konnte daher nicht die Rede sein. Aber geschmälzt wurden unsere Suppen und an Brot mangelte es uns auch nicht, da mein Vater genug Besoldungskorn erhielt. Meine Mutter verstand ausgezeichnetes Brot zu backen. Einiger Winter aber erinnere ich mich, in denen doch das Mehl mit Kartoffeln gemischt und verlängert wurde. Auch wurde Gerste unter das Korn gemahlen. Andere Leute hatten in jener Zeit große Not. Sie ließen sogar Wicken mahlen und mischten sie unter das Mehl.

Mitte der 70er Jahre hob sich auch der Stand der Nahrungsmittel. Als ich in Schlüchtern in die Schule ging und dort kein Mittagessen hatte, gab mir meine Mutter ein bis zwei Eier, Schinken oder Wurst mit. Bei dieser Kost sind wir alle kräftig geworden und gesund geblieben, und selbst bei den armen Leuten waren starke Jungen und Mädchen. Schwindsucht, eiternde Drüsen und dgl..Krankheiten gab es wenig. In den Jahren vor dem Krieg 1914/1918 stieg wie überall in Deutschland so auch dort der Wohlstand und die Behäbigkeit, die Haltung des Lebens in Essen und Trinken und Kleidung aufs höchste. Die Kinder des Schweinehirten brachten in dieser Zeit z.B. mürbe Wecken ( sogenannte Pallisaden ) mit dicker Wurst belegt zum Frühstück mit und die Tagelöhner ließen gutes Essen, wenn es nicht übermäßig viel Fleisch dabei gab, stehen, während der Bauer wohl damit zufrieden war.

In unserm Hause war die Sparsamkeit von Jugend auf uns ein geprägt; ich hatte als 10jähriger Junge meinem Vater zu seinem Geburtstag einen kleinen aus Ton gebrannten Knaben mit einem Körbchen für Veilchen und andere kleine Blümchen geschenkt. Er kostete drei Kreuzer, neun Pfennig. Meine Freude wurde aber sehr gedämpft, als ich Vorwürfe über eine solche Verschwendung bekam. Alles nicht unbedingt Notwendige mußte unterbleiben und ich habe in meinem Leben immer eine gewisse Ängstlichkeit in Bezug auf Geldausgaben behalten. Ein Groschen war schon in unserm Augen viel Geld. Solche starke Sparsamkeit übten die Eltern an sich selbst und ohne sie wäre es auch gar nicht möglich gewesen, bei dem geringen Gehalt die zahlreiche Familie zu erhalten und die Söhne auch noch auf höhere Schulen zu schicken. In selbstlosester Weise haben unsere guten Eltern für ihre Kinder gesorgt, indem sie sich alles versagten was nicht zum Leben nötig war.

Die Kleidung der Bauersleute bestand aus Wolle, Leinen und " Bärenes " ( Beider, Beiderwand ). Bis in meine Kindheitszeit hinein wurden die Rohstoffe von den



Leuten selbst verarbeitet, dann aber, als die Fabriken die Stoffe so billig lieferten, die Flachsernte, die immer eine unsichere war, öfter ganz aussetzte, und die Schafe die Räude bekamen und ganz abgeschafft wurden, ging man zu dem " Kaffzeug " ( Kaufzeug ) über, das die Juden in ihren Bündeln fast täglich auf den Dörfern anboten. Die Männer trugen blaue, die Weiber schwarze Strümpfe von dicker Wolle, Winter und Sommer. Unterzeug kannte man nicht, auch die Frauen hatten keine Hosen. Dagegen wurde der Hals immer mit einem dicken Tuch geschützt oder ein Baldin ( Palladin ) umgeworfen, von dem das eine Ende vorn, das andere hinten bei Gecken herunterhing, wie es jetzt wieder Sitte ist. Im Winter trugen die älteren Männer den blauen Mantel ohne Ärmel mit Überwurf ( Havelock ). Überzieher waren glaube ich nur drei im Dorf. Die Kirchenröcke ( Motzen ) waren von uralter Herkunft und Gestalt, mit hohen steifen Kragen aus blauem Tuch. Meines Vaters blauer Mantel ist noch zu Mäntelchen für meine Kinder zerschnitten worden. Ich hatte das Geschick, der jüngste Junge in der Familie zu sein und infolgedessen alles erben und auftragen zu müssen, was bei den Brüdern oder Verwandten abgelegt war. Wiewohl meine Mutter sehr geschickt im Verarbeiten von alten Sachen war, war ich doch oft mit ihren Resultaten gar nicht zufrieden, besonders als ich nach auswärts kam. Meine Eltern hielten sehr auf Schonung und Sauberkeit der Kleider. So lieb uns der Sonntag war, so trübte mir seinen Glanz doch die Vorsicht, mit der mein Vater am Sonntag jede zärtliche Annäherung des Kindes von sich abwehrte. Kein Gedanke, daß sich eins der Kinder auf das Knie, wenn er die Sonntagshose anhatte, hätte setzen dürfen ! Der Sonntagsrock, wie auch allgemein bei den Bauern, wurde sofort nach dem Kirchgang ausgezogen und eine zweite Garnitur angezogen, wenn man nicht in Hemdsärmeln saß. An Abendmahlstagen pflegte mein Vater Frack und Zylinder anzulegen. Er erschien mir in dieser Feierlichkeit besonders ehrwürdig, besonders auch, weil sein religiöser Ernst sichtbar hervortrat. Zu Hause trug mein Vater gern eine gestrickte wollene Jacke. Meine Mutter war werktags in kattunem Hauskleid, Sonntags in entsprechend gutem Zeug. Ein seidenes Kleid erhielt sie von meinem Vater 1870, aber nachdem der alte Hut nicht mehr seine Dienste tun wollte, war mein Vater gegen die Anschaffung eines neuen, so daß sie Ende der 60er Jahre eine Zeitlang mit einem schwarzen Chenilletüchelchen, wie es die Bürgersfrauen in Schlüchtern trugen, in die Kirche ging. Von ihrem Sonnenschirm machte sie nur dann Gebrauch, wenn sie nach Schlüchtern ging. Schmucksachen besaß sie wenige : goldene Brosche, Ohrringe, Vorstecknadel. Die letztere hat sie mir, als ich Gymnasiast war, geschenkt und von mir hat sie meine älteste Tochter bekommen.

Eine Folge der allgemeinen Armut war der ausgebreitete Bettel. Am 2. Januar und an den folgenden Tagen stellten sich die Armen aus dem Dorf und aus der Umgegend zum Glückwünschen ein. Mehrere Stunden weit her kamen sie zusammen, sie sangen ein Lied oder sagten Gebete her, darunter uralte, z.B. das durch den Knaben Wunderhorn bekannt gewordene : " Wenn der jüngste Tag will werden, dann fallen die Sternlein auf die Erden, dann singen die Waldvögelein usw. " Die Katholischen aus dem Fuldaland machten ihre Gebete lang und versprachen auch noch: " Ich will auch für Euch bett auf Maria Ehrenberg ( ein Wallfahrtsort auf der Rhön ).

Das ganze Jahr hindurch kamen aber Bettler, unter denen sich bestimmte Typen heraushoben. Von Steinau kam nach Hohenzell der alte Jakob, ein Junggeselle und Schuhmacher sehr sauber gekleidet, ehrlich durch und durch, wie er mir später erzählte, war er ein Sohn des Kurfürsten Friedrich Wilhelm " des Sohnambacken ", der viel in Wilhelmsbad bei Hanau residierte und sich seine " Landestöchter " zutreiben ließ. Er war Aristokratisch, auch in der Auswahl der Häuser, in die er betteln ging; nur zum Pfarrer, zum Lehrer und in drei Bauernhäuser ging er, bedankte sich auch nicht für die Gaben, sondern sagte nur : "S ist gut, s ist gut ". Meine Mutter schickte durch ihn oft an ihren Vater in Seidenroth Päckchen -

Ein sonderbarer Mensch, wohl fast Idiot, für uns Kinder ein Grauen wegen seines wüsten Aussehens, aber still und ungefährlich war der Sandhannes vom Bellings. Er verkaufte weißen Sand, der in die Stube gestreut wurde. Er übernachtete oft im Freien, auch in einem von zwei Seiten offenen Häuschen, das auf unserm Totenhof stand. Daß ihm dort nicht gruselte, war für uns die Spitze des Erstaunens. Er hatte noch einen idiotischen Bruder, der aber seltener zum Betteln kam. Zwei weitere Idioten aus Bellings, Onkel und Nefte, starke Menschen, lebten auf dem Krugbau, wo von einer Familie Litscheck Steinkrüge und Töpfe gemacht wurden. Mit Grauen sah man sie an, wenn sie barfuß und notdürftig bekleidet über die Stoppelfelder jagten. Ihre Fußsohlen waren so hart, daß sie auch das empfindliche Stechen der Stoppeln und Disteln nicht achteten. Auch sie waren aber gutartig.

Zwei Weibsleute pflegten von Wallroth in der Umgegend zu betteln. Sie hatten die schwarzen Bänderkappen auf, wie die Frauen sie trugen. Die eine, stille sah man an allen Hecken der Felder umhergehen, um sich die Wollflöckchen abzulesen, die die Schafe beim Vorübergehen daran hatten hängen lassen. Die andere, eine komische Figur mit langer Nase, schielenden Augen und hervorstehenden Vorderzähnen war lustig. Sie erhielt sich durch Betteln, übte dabei aber ein sonderbares Gewerbe : sie hatte einen besonderen Blick für die Ohren der Menschen und taxierte sie nach deren Schönheit. Als Werte der Ohren gab sie an ein paar Kreuzer bis zu einem Gulden, einen preußischen Taler oder gar einen " Karlin " ( 11 Gulden, nicht geprägt als Münze, aber beim Handel vielfach zu Preisbestimmung gebraucht, besonders beim Viehhandel ) . Hatte sie ihre Besichtigung der Ohren bei Kindern und Erwachsenen beendet, so gab sie dem Ohr mit zwei Fingern einen Schnick. Vornehme und Geringe ließen sich des Späßes wegen ihre Ohren abschätzen und sie wußte von vielen Ohren zu erzählen.

Die Verhältnisse der Dorfbewohner konnten trotz aller Bemühungen von Freunden des Volkes sich nicht bessern, solange sich nicht andere Geldquellen erschlossen. Mein Vater hat mehrere kleinere Bauern aus den Händen der Juden freizumachen versucht. Er ging mit Darlehn und Bürgschaften zum Teil weit über seine Verhältnisse. Er litt empfindlich Einbuße, mußte besonders für einen Gutsbesitzer auf Hof Fröhrings eine bedeutende Summe als Bürge bezahlen und hat viele schwere Stunden und Wege sich darüber machen müssen. Ich erinnere mich sogar eines Zerwürfnisses zwischen meinem

Vater und meiner Mutter, als er wieder eine Bürgschaft leisten wollte. Meine Mutter weinte und drohte sogar mit Weggehen, was mich etwa 6 jährigen Jungen veranlaßte, mich weinend an ihre Knie zu klammern. Pfarrer Meinhard schenkte zwar viel den Leuten, lieb und verbürgte sich aber niemals mit Berufung auf Sprüche Salomos : " Wer ein Bürge wird, der ist ein Narr ". Es war schwer, den flehentlichen Bitten der Leute in ihrer Not zu widerstehen, andererseits aber gebot die Rücksicht auf die eigene Familie doch Zurückhaltung. Jahrelang mußte mein Vater um die Rückzahlung größerer oder kleinerer Darlehen sich bemühen, z.B. auch bei Trapps, bis er sie zum Teil in kleinen Posten wieder bekam. Dank hat er selten geerntet.

Er stützte Spar - und Darlehnsvereine, die nach Schulze - Delitzschem Muster in Steinau und Schlüchtern gegründet wurden. Aber selbst mehrere Familien, die er vom Juden frei gemacht hatte, fielen doch wieder in dessen Hände: Trunk, Leichtsinn, neue Not und besonders auch die Verschwiegenheit des jüdischen Geldgebers trieben die Leute wieder zu ihm hin. Im Handel war der Bauer dem Juden überhaupt nicht gewachsen. Er war so unselbständig in seinem Urteil, daß kein Stück Vieh, ja kein Geißlammchen verkauft wurde ohne Hülfe des Juden, der bei allen Händeln sein Schmußgeld verdiente.

Nach 1870 tat sich einmal ein Gebiet auf, was vielen jungen Männern lohnende Arbeit anbot. Krupp in Essen zog aus der ganzen Gegend die Leute an und viele " machten nun ins Preußische ", verdienten dort gut und schickten Bargeld nach Haus an die Eltern. Bargeld ! Das war vor allem, was fehlte; nun konnte dem drängenden Juden etwas abgezahlt werden, damit das väterliche Haue nicht " vergantet " wurde, nun konnten die andern Zinsen und die Steuern wirklich bezahlt werden und die drückende Angst und Not wich. Von der damaligen Zeit ging wie in Deutschland überhaupt so auch in unserer Gegend eine Aufwärtsbewegung an, oft noch zurückgehalten und gekrönt erst durch den Raiffeisenverein, der in den ersten 90er Jahren auch in Hohenzell gegründet wurde. Er faßte die vorhandenen Mittel und Kräfte zu einheitlichem zielbewußten Vorgehen zusammen, weckte Gemeinsinn und brachte den Dörfern die Möglichkeit, sogar große Geschäfte zu unternehmen.

Als ums Jahr 1900 das Zipfsche Gut unter den Hammer kam, waren nicht mehr die Juden die Käufer, sondern der Raiffeisenverein kaufte die großen Gebäude und umfangreichen Liegenschaften und vereinzelt sie dann an die Bauern und kleinen Leute. Mit dem zunehmenden Wohlstand nahm auch der Trunk ab. Früher sah man am hellen Tage die wankenden Gestalten der Bauern und Handwerker im Zickzack über die Straße gehen oder auch in den Dreck fallen, gefolgt von höhennenden Kindern. Es waren darunter auch solche, die über ihre Trunksucht selbst betrübt waren. Der Bauersmann saß oft in der Kirche und weinte und sagte, wenn er wieder nüchtern sei, schäme er sich vor seinen Kindern, aber wenn er wieder den Schnaps rieche, müsse er ihn doch wieder trinken. Der Schmied Muth, ein

sonst ordentlicher und geschickter Mann, bekam von Zeit zu Zeit seine Trinkanfalle. Dann lief er stürmend weit in die Welt hinaus, bis in die Gegend von Hanau; war der Anfall vorbei, so war er ein fleißiger, stiller Mann. Die Kinder der Trinker hatten körperlich, geistig und moralisch unter den Laster ihrer Väter zu leiden. Zum Teil wurden es auch ganz ordentliche, nüchterne Leute, die es zu etwas brachten. Jetzt sind nur wenige Trinker in Hohenzell, wie ich gehört habe. Dieselben Vorgänge spielten sich auch in hiesiger Gegend, z.B. in Spanbeck und noch mehr in Sattenhausen ab.

### **Bildungsstand**

Ich habe schon gesagt, daß der Grad der Bildung im 18. Jahrhundert nicht so gering gewesen sei, wie man immer annehme. Immerhin galt dies doch nur für einzelne; Pflichtgegenstände waren nur Religion und Lesen. Schreiben lernten die Mädchen nicht, oder nur ihren Namen. Sehr viele alte Frauen mußten aber statt ihrer Unterschrift drei Kreuze machen. Gedrucktes lesen konnten viele Frauen, aber Geschriebenes vermochten viele nicht zu lesen. Wenn daher ein Brief aus Amerika oder sonst woher kam, dann kamen die Leute ins Schulhaus, ließen sich ihn vorlesen und auch beantworten, wobei sie manchmal Tränen der Rührung vergossen darüber, daß der Herr Lehrer so'n schönen Brief für sie geschrieben habe.

Wer an der Rechenstunde in früheren Zeiten teilnehmen wollte, mußte eine besondere Vergütung dafür bezahlen. Die Schulverhältnisse und damit auch die Bildung hoben sich seit den 40er Jahren. Schon der Vorgänger meines Vaters war seminariistisch gebildet, während die früheren Lehrer als Lehrlinge von den anderen Lehrern herangebildet wurden, es aber doch zum Teil auch zu ansehnlichen Leistungen brachten. Sehr verwundert war ich, als ich nach Spanbeck kam und die früheren und jetzigen Schulverhältnisse kennenlernte. Sie standen weit zurück hinter den hessischen. In Spanbeck war ein Lehrer, der nur wenige Wochen auf einer Präparandenanstalt ausgebildet war, in Holzerode einer, der einem alten Lehrer in Eddighausen in die Lehre gegangen und später ein Vierteljahr auf dem Seminar in Hannover gewesen war. Aber ihre Leistungen, abgesehen von deutschem Aufsatz, Dezimalbrüchen und Realien, waren durchaus nicht zu verachten und wurden höher geschätzt als die Resultate der jungen Lehrer.

Beim Unterricht bediente sich mein Vater nach einem bekannten System der geförderten Schüler bei der Unterweisung der unteren Klassen. So habe ich frühzeitig unterrichtet, als Gymnasiast und Student häufig auch die Schule gehalten. Leid tut es mir heute noch, daß ich dabei den Stock zuviel gebraucht habe, besonders bei dummen Mädchen, die durchaus nicht die Wochentage und später die Himmelsrichtungen auf der Karte behalten konnten. Ich war als strenger Lehrer bekannt.

Zu meiner Zeit wurde die etwa 60 bis 70 Schüler umfassende Zahl der Schulpflichtigen in 2 Abteilungen unterrichtet in der " großen " und in der " kleinen " Schule. Eine Mittelklasse nahm zum Teil am Unterrichte der "großen", zum Teil der " kleinen " Schule teil. Den Unterricht begann mein Vater im Winter um 8 Uhr, im Sommer schon um 6 Uhr ; Für die großen dauerte der Unterricht von 6 - 9 Uhr, für die Kleinen von 9 - 11 Uhr ; im Winter von 8 - 11 und von 1 - 3 Uhr. Er legte den Unterricht im Sommer so früh, damit die Eltern die Kinder möglichst lange den Tag über zur Arbeit gebrauchen konnten und damit die Kinder nicht so viel durch Urlaub freigegeben werden sollten. Bei dem Mangel an Hilfskräften war es manchmal schwer, die Bitten um Urlaub abzuschlagen. Eine schmeichlerische Frau höre ich noch, wie sie meinen sich rasierenden Vater anbettelte " Gölle, Herze, Herr Lehrerje, gäbe Se mer der Jong nur noch ämol !" ( Güldenes Herze, Herr Lehrerchen ...) Wenn das Schulziel erreicht werden sollte, so konnte auch bei dem größten Mitgefühl natürlich der Urlaub nicht immer erteilt werden. Es war eine große Plage, einerseits die Not des Elternhauses und andererseits die Aufgabe der Schule zu berücksichtigen.

Als Analphabet hat sich zum großen Schmerz meines Vaters ein Bauernbursche, als er zum Militär kam, entpuppt, während er in der Schule lesen und schreiben, wenn auch mangelhaft gekonnt hatte. Für die geistige Fortbildung der schulentlassenen Jugend geschah von Seiten des Staates gar nichts, es wurden dazu aber auch keine Anregungen gegeben. Aus eigenem Antrieb fing Ende der 70er Jahre mein Vater als erster Lehrer im Kreise eine Fortbildungsschule an, die er solange hielt, als es ihm möglich war. Er versammelte die schulentlassenen Jungen in unserer Wohnstube und nahm den Schmutz, der in die Stube getragen wurde, und die Kosten der Beleuchtung auf sich. Die Behörde hat ihm nicht einmal gedankt, aber er hat der Gemeinde damit genutzt. Im Jahre 1885 mußte er seines zunehmenden Augenleidens wegen einen Gehülfen annehmen.

Die amtlichen Eingaben an Behörden fertigte er für die Leute in Hohenzell und in der ganzen Umgegend. Um etwas zu dem geringen Gehalt hinzuzuverdienen, hat er einige Jahre nachmittags auf dem Landratsamte gearbeitet. Mit den Landräten Köster und von Wolf war er nicht nur gut bekannt, sondern befreundet. Auf der Klosterrenterei in Schüchtern war er auch mehrere Jahre tätig. Als Anerkennung für seine Tätigkeit im Ablösungsverfahren gab ihm das Kloster Schlüchtern den etwa zwei Morgen großen geliebten Mühlacker für die Dauer seiner Dienstzeit. Viele Leute dankten ihm für die erfolgreichen Bittschriften und Eingaben.

Mehrere Male sollte mein Vater auf eine städtische Stelle befördert werden, aber da er zur Aufbesserung seines Einkommens der Landwirtschaft sich widmete und aus ihr Vorteile zog, die in der Stadt weggefallen wären, konnte er sich nicht entschließen, sich um städtische Stellen zu bewerben, wiewohl meine Mutter das beschwerliche Landleben, das oft zu große Ansprüche an ihre Kräfte stellte, gerne mit dem städtischen vertauscht hätte. Mein Vater hatte einige Grundstücke gekauft, unter andern einen Weinberg, der aber nur saure Trauben trug und wegen

seiner stark abschüssigen Lage am Berg auch zum Ackerbau nicht zu brauchen war. Dagegen trug uns ein Baumstück, " die Bilsen " genannt ( Bilsen sind wilde Zwetschgen ) fast jedes Jahr einen reichen Obstsegen ins Haus. ( Dieser Flurname kommt mehrfach vor unter anderem bei Brückenau. Das Wort Bilsen ist in Hohenzell nicht mehr gebräuchlich, dagegen in Oberhessen, Mains usw ).

Zur Sparsamkeit war reichliche Veranlassung. Die Schulstelle ertrug 163 Gulden, 36 Kreuzer oder 93 Taler 14 Silbergroschen 6 Heller. Später wurde durch einen Staatszuschuß das Gehalt auf 150 Taler erhöht. Die preußische Regierung erhöhte das Gehalt 1868 auf 200 Taler und 1874 auf 280 Taler. Zum Teil bestand das Gehalt in Naturallieferungen der einzelnen Bauern, die jährlich eineinhalb Hanauer Bläß Korn lieferten. Die ehemalg klösterlichen Lasgüter leisteten eine jährliche Holzfuhr und säten der Reihe nach je zwei Sechter Lein auf ihr Land. 1862 wurden diese Naturallieferungen und Leistungen abgelöst zum Vorteil der Bauern, aber doch zur Freude des Lehrers, da diese Leistungen von vielen nur sehr ungern gegeben wurden und auch oft in schlechter Qualität. Die Tagelöhner zahlten 43 Pfennig jährlich. –

Seit 1852 war mein Vater Kirchbaumeister der Pfarrei, dasselbe was man im Rheinland Kirchmeister nennt, Verwalter des kirchlichen Vermögens und Aufseher über die Gebäude. Auch das Standesamt führte er und wurde beauftragt mit der Revision der anderen Standesämter des Kreises ( 1876 ).

### **Glaube und Aberglaube**

In meiner Kindheit herrschte noch ungebrochen die Kirchlichkeit. Aus jedem ordentlichen Haus ging wenigstens ein Familienglied in die Kirche. Der Gottesdienst wurde in den Betsälen in den Schulhäusern zu Hohenzell, Bellings und Ahlersbach gehalten; der Pfarrer predigte sonntäglich morgens 1/2 10 oder nachmittags 1 Uhr in Hohenzell und abwechselnd in den beiden Filialen. In Hohenzell wurde 1864 eine Kirche gebaut. Der überlieferte Glaube begegnete kaum einem Zweifel. Einzelne Verächter des Wortes Gottes gab es wohl, die aber auch bürgerlich dann ganz auf der Seite standen. Wie fast überall stand der 1. Artikel des Glaubensbekenntnisses religiös im Vordergrund, die Erlösung durch Christus war natürlich den Leuten als Bestandteil des Glaubens feststehend, aber persönliche Glaubensgewißheit war wohl bei wenigen nur vorhanden.

Kirchenzucht wurde geübt, jedoch fast nur gegen die Übertreter des 7. Gebotes. Der Sonntag wurde durchaus heilig gehalten. Sonntagsarbeit war etwas Unerhörtes, am Samstag nachmittag wurde die Gasse und der Hof gefegt, so daß gleich der Anblick der Straßen festtäglich anmutete. Am Sonntagmorgen wurde die Körperwäsche vorgenommen, die während der Woche oft nur sehr mangelhaft zu ihrem Recht kam. Jedermann, auch die Armen, hatten Sonntagszeug und Sonntagsschuhe, die Frauen setzten ihre Bänderkappen auf; beim Abendmahl nahmen die Männer den Hut unter den Arm, die Frauen hatten weiße Schürzen vor und ein weißes

Kopftuch über die schwarze Kappe gebunden. In dieser Kleidung erschienen sie auch bei Beerdigungen, da Weiß ursprünglich die Farbe der Trauer ist. Zum Abendmahl ging jeder Konfirmierte zweimal im Jahr, die Alten Weihnachten und Pfingsten, die Jugend Ostern und Michaelis. Tanzmusiken waren von dem Gutachten des Pfarrers abhängig, bei dem der Landrat anfragte, ehe er die Erlaubnis dazu gab. - Gebetbücher für die häusliche Erbauung, auch Predigtbücher waren in verschiedenen Häusern vorhanden; die Bibel wurde auch, im Hause gelesen, selbst in der Spinnstube.

Der sittliche Zustand war der allgemein bäuerliche : kleinlicher Eigennutz, Mißgunst, bei den Ärmern Neigung zum Diebstahl, Bosheit, neben nachbarlicher Treue auch große langandauernde Feindschaft. Eine der schlimmsten und verheerendsten Laster war die Trunksucht, die zum Teil vom Vater auf den Sohn forterbte, Leib und Seele verderbend. Der Schnaps war einer der größten Mächte, die die Bauernhöfe ruinierte und die Bauern selbst verdummte und den Juden immer mehr in die Hände trieb. Diese gewährten bei Händeln und Verpachtungen freien Schnaps; in der Trunkenheit sind viele Unterschriften von Bauern gegeben worden, in Geschäften und Verträgen, die bei nüchternem Verstande der Bauer nie gegeben hätte.

Ein häßliches Kapitel ist auch die Behandlung der Eltern. Solange sie arbeitsfähig waren, wurden sie als Hilfe geschätzt, aber die bei der Gutübergabe festgesetzten Leistungen an Geld und Nahrungsmitteln wurden vielfach widerwillig oder auch gar nicht gegeben. Ja es kam häufig zu tätlichen Mißhandlungen von Vater oder Mutter. Als ein kleiner Bauer seinen trunksüchtigen Vater geschlagen hatte, sagte ihm sein Vater : " Ihr sollt sehen, daß es dem Sohn ebenso gemacht werden wird, wie er es seinem Vater gemacht hat ". Und wirklich, es geschah so. Der Sohn mißhandelte seinen Vater in schlimmster Weise, schleifte ihn aus der Stube vor die Haustüre. Der Vater konnte es nicht mehr aushalten und ging nach Amerika, fand aber dort auch nicht, was er suchte, kehrte wieder zurück und wurde so arm, daß die Gemeinde ihn unterhalten mußte.

Ein anderer als roher Mensch bekannter Tagelöhner kümmerte sich nicht um seinen bettlägerigen Vater, den das Ungeziefer fraß. Mit großem Mitleiden sah ich als kleiner Junge den armen alten Mann auf seinem Lager liegen, da meine Mutter mich mit Essen zu ihm schickte.

Uneheliche Kinder waren sehr viel vorhanden; zuerst wurden sie von den Großeltern übel angesehen, dann aber siegte die großelterliche Liebe gewöhnlich über den Ärger und Kummer. Mittellose Waisen wurden an den wenigst Verlangenden versteigert und hatten zumeist ein freudloses Dasein; sie wurden mit Arbeit überbürdet und empfingen wenig Liebe. Ein großer Teil dieser sittlichen Mißstände ist aus der Armut zu erklären, die die Bauern und Tagelöhner drückte.

Die reizlose Kost ließ die Leute nach dem anregenden Schnaps greifen und jeder hatte wirtschaftlich zu kämpfen, daß sie mit Mühe sich selbst und ihre Familie über Wasser hielten.

Neben den Schattenseiten dürfen lichtere nicht übersehen werden. Es gab mildtätige Bauersfrauen, die für die Armen viel taten. Das alte Schreibers-Wäschen ( Bä-schen, Tante ) backte nie, ohne von dem Gebäck ein großes Brot an eine Arme zu geben. Fleiß, der sich auf das Äußerste anstrengte, Sparsamkeit, die sich selbst nichts gönnte, liebevolle Teilnahme, die gerne andern half, waren doch auch vertreten. Die eheliche Treue wurde festgehalten.

Ebenso fest wie der Glaube, ja zum Teil noch viel fester, saß der Aberglaube in den Menschen. Die Häuser, Wege, Wälder waren voll von Spukgestalten. Wir hatten einmal eine Magd, die uns Kindern alle möglichen Wesen durch ihre Erzählungen in unsere Gedanken verpflanzte, so daß wir uns fürchteten, in eine dunkle Ecke des großen Wohnzimmers nur zu gehen. Alles Dunkle im Hause und auf der Straße wurde bevölkert : da gingen graue Männchen, da waren Hexen, da waren Pferde ohne Kopf, feurige Hunde usw. - in jedem Dorf war eine oder waren mehrere Hexen, aber nicht in jedem Dorf ein Mann, der sie bannen konnte. Einen solchen ließ man oft aus anderen Orten kommen. Sie machten Menschen und Vieh krank und verübten allerlei Schaden.

Folgende Begebenheit erzählte mir Heinrich Schreiber, Kirchenältester und später Bürgermeister, als feste und sichere Wahrheit: Er hatte schon mehrere Schweine an einer Krankheit verloren und da er sich die Ursache gar nicht erklären konnte, ging er zu dem Schäfer Valentin, der im Bannen von Hexen eine Geschicklichkeit und Übung hatte. Es war im Frühjahr. In der Nacht kam der Banner, bohrte ein Loch in den Schweinetrog und pflöckte das Loch wieder zu, indem er seine Sprüche murmelte, wobei aber sonst niemand am Ort sprechen durfte . " Nun muß die Hexe herbei ", sagte er voll Zuversicht. Schreiber und seine Frau sprangen in das Haus und wirklich, als eben der Tag graute, kam eine Frau, die als Hexe bekannt war, mit ihrer ebenso als solche verschrienen Magd, mit Kotzen am Haus vorbei, zu einer Jahreszeit, in der man auf dem Feld kaum etwas zu tun hat, und zu einer Tageszeit, in der für gewöhnlich noch niemand ins Feld geht. Ein Schauer überlief die Leute, als sie die beiden Frauen erblickten.

Solche Geschichten konnte man mehr hören und sie wurden allgemein geglaubt und die Furcht vor Zauberei war überall verbreitet. Fortgeerbt wurden auch viele Sympathiesprüche, die aber nur von männlichen dem weiblichem Geschlecht und umgekehrt, weitergegeben werden durften. Das alte Jordansfrauen, das einmal bei uns was rührte, bat ich bei dieser Gelegenheit, mir doch ihr Sprüchlein, das sie gegen das Lahmwerden, den sogenannten Drach der Schweine wußte und übte, zu sagen. Nach einigem Sträuben tat sie es. Ihr Sprüchlein lautete : Die Sau und der Drach, die kome ( kamen ) on Bach, die Sau tronk ( trank ) daraus, der Drach schwam heraus, - und dann mit einem Stein über den Rücken des Schweins strei-



chend, setzte sie, die bei diesen Besprechungen zuletzt immer üblichen Worte hinzu : "Und das tue ich, und das tue ich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes." –

Ein anderer Spruch gegen Entzündungen, den sogenannten Brand, gebraucht, lautete : "Ich ging mal in den roten Wald, da kam ich zu einem Stock, der brannt ; da nahm ich meine rechte Hand und heilte damit den heißen und den kalten Brand ". Noch einer gegen dasselbe Übel begann : " Ich ging mal in den roten Wald, da kam eine rote Königin ". Mit allerlei Sprüchen wurden auch die Warzen vertrieben. Man rieb die Warze mit Schöllkraut ein und legte dann dieses gebrauchte Kraut hinter einen Stein und erwartete, daß wenn das Kraut verfault ist, dann auch die Warze abfiel. In schlimmen Fällen, wenn die Einheimischen nichts ausgerichtet hatten, ließ man auch aus weiterer Entfernung, so z.B. aus dem Fuldischen Land, einen Mann kommen. - Neben den Sprüchen war noch Sitte, daß der Besprechende dreimal über die kranke Stelle hinblies, weswegen man auch die ganze Handlung das Blasen nannte.

Auch die Zukunft wurde erforscht durch Kartenlegerinnen, auch durch Wahrsagen aus dem Kaffeesatz usw. - Ein altes Frauchen gebrauchte einen Klingel ( Knäuel ) Garn, das sie an einem Faden aufgehängt, zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, das durch Schwingen die Antwort: ja, durch Stehenbleiben die Antwort: nein, gab. Gefürchtet waren auch die Vorzeichen. Selbst mein Vater erschrak, wenn er früh morgens eine Kreuzspinne sah; es war eine Unheilskünderin. Der Glaube an Hexerei und Vorzeichen war so allgemein verbreitet, daß ich mich aufs höchste wunderte, als ein alter Bauer im Elmer Wirtshaus mit andern Gästen über diese Dinge sprechend, sagte : " Ich fürchte mich nicht, ich denke, daß ich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi Eigen bin " ( Frage I des Heidelberger Katechismus ).

### **Der Herr Pfarrer**

Im Jahre 1854 trat nach dem Abgang des Pfarrers Rollmann, mit dem eine lebenslange Freundschaft meinen Vater verband, der Pfarrer Friedrich Meinhard das Amt in Hohenzell an. Er war geboren in Nauheim am 16. November 1817 und ist gestorben zu Herolz am 25. Juni 1897. Sein Bild verbindet sich mit meinen frühesten Kindheitserinnerungen, begleitete mich, durch meine Knaben - und Jünglingszeit und wird mir stets wert und teuer bleiben. Er war der treue Freund meiner Eltern, mit denen er alles teilte, Freud wie Leid, Großes wie das Geringste.

Kaum ein Brief ist in unserm Haus angekommen, den er nicht mitgelesen hatte. Der Briefbote, der zuerst in sein Haus kam, berichtete ihm immer schon, was auf den Karten stand und woher die Briefe waren. Es ist kaum ein Tag vergangen, an dem er nicht mit meinem Vater zusammen gewesen wäre, er hat mit und über mei-

ne lieben Eltern getrauert, die er, der Ältere, weit überlebt hat. Die liebevollste Teilnahme wandte er auch uns Kindern zu. Ich erinnere mich noch, daß ich als kleiner Bursche ihm erklärte, ich hätte ihn so lieb, ich müsse " Du " zu ihm sagen.

In langen Jahren war er fest verwachsen mit unserer Familie. Als Pfarrer war er treu und gewissenhaft, in äußeren und inneren Dingen. Seine Treue im Kleinen war bewundernswert. Auf das sorgsamste sind seine Kirchenbücher geführt, die Buchstaben in der eigentümlichen von links nach rechts liegenden Schrift gemalt. Treu nahm er sich der Kranken und Armen an; sobald er von der Krankheit eines Gemeindegliedes etwas erfuhr, war er zur Stelle, ging auch oft für die Leute, wenn sie niemand zu schicken hatten zum Arzt und zur Apotheke. Eine starke Befangenheit hinderte ihn allerdings am Krankenbett so zu wirken, wie er es nach dem Stand seines Herzens gekonnt hätte. Gewissenhaft bereitete er sich auf seine Predigten und Amtsreden vor. Jede Predigt wurde sauber aufgeschrieben und treu dem Gedächtnis eingepägt. Allerdings wurde er in seiner Predigtweise mit den Jahren immer einseitiger; er predigte Jahr für Jahr über die altkirchlichen Evangelien und da er niemals fremde Predigten einsah, auch nicht seine eigenen, früher gehaltenen, beschränkte er sich darauf, den Text in anderen Worten zu umschreiben. So wurde eine Burg wie die andere, und es fehlte fast jegliche Anwendung auf die Herzen und Sitten.

Am schönsten strahlt mir sein Bild entgegen, als das des Christen; er war ein tief innerlich frommer Mensch, wahr und aufrichtig in seiner Frömmigkeit, lauter in seinem Wesen vor Gott und Menschen, von tiefgegründetem Glauben, voll seltener Demut, milde in seinem Urteil, wandelnd in der Liebe, trachtend nach der Heiligung, unanstößig in seinem Wandel, ein wahrer Jünger Christi, in dem Christus Gestalt gewonnen hatte. Sein Einfluß, sich verbindend mit der historischen Richtung eines Sinnes und Gemütes, hat auch zum großen Teil meine kirchliche Haltung bestimmt, so daß ich in der Union aufgewachsen, die Gaben, die Gott der reformierten Kirche zum Wohl der gesamten evangelischen Kirche verliehen hat, erkannte und schätzen lernte.

In manchen seiner Ansichten und Gewohnheiten wich er von dem allgemeinen Wesen ab, schon in der Kleidung ; er trug eine hohe, schwarze Schirmmütze, Sommer wie Winter, nur bei einer der seltenen Reisen nach Hanau setzte er einen Hut auf; alles war bei ihm höchst einfach, er duldete an den Fenstern nur Rollvorhänge, keine Gardinen, bewohnte nur ein Wohn - und ein Schlafzimmer. Er war unbeweibt, hatte geradezu eine Abneigung gegen das Zusammensein mit Frauen oder Mädchen, hielt sich daher einen alten Tambour, den Ortsdiener als Bedienten, der ihm die Zimmer in Ordnung hielt. Später, nachdem dieser nach Amerika ausgewandert war, den Gänsehirtin. Nur eine Katze teilte mit ihm das Haus. Das Essen erhielt er von uns : eine große Last für meine Mutter, die morgens, mittags, nachmittags und abends in einem Henkelkorb das Essen in das ziemlich entlegene Pfarrhaus durch das Dienstmädchen oder durch eins von den Kindern schicken mußte.

Dazu war es eine schwierige Sache für ihn zu kochen, weil er viele Speisen nicht aß, so daß meine Mutter oft ganz ratlos war. Er aß z.B. kein Hammelfleisch, eine Zeitlang kein Rindfleisch, keine Eier, außer die gefärbten zu Ostern. Wie oft hat meine Mutter ihm gesagt : " Herr Pfarrer, ich kann es nicht mehr ", - besonders auch im Sommer, wo die Magd im Feld war und alles Fleisch und Wurst erst in Schlüchtern geholt werden mußte, - Er bezahlte 1/2 Gulden den Tag, stellte sich aber selbst Brot, Butter und Zucker, später 1 Mark. Er erkannte an, was meine Mutter, trotz ihrer häuslichen Arbeit an ihm tat. Als sie gestorben war, hielt er es auch nicht mehr lange in Hohenzell aus. Die verschiedenen Haushälterinnen meines Vaters konnten ihn nicht befriedigen. Groß war seine Freigebigkeit; es ging kein Bursche zu den Soldaten, ohne daß er sich von Herrn Pfarrer verabschiedet hätte und von diesem beschenkt worden wäre. Auch wir Kinder, wenn wir vom Gymnasium oder der Universität aus den Ferien zurückkehrten, wurden mit einem Geldstück von ihm entlassen. Als ich Student war, gab er mir immer 17 Mark mit; warum gerade 17 habe ich nie erfahren !

Arme Leute kamen von weither zu ihm, er selbst hatte wenig Bedürfnisse, nur daß er vom morgendlichen Aufstehen und Waschen bis zum Abend Zigarren rauchte, aber es waren billige. Sonntag Abends versammelten sich regelmäßig mein Vater und die zwei Kirchenältesten bei ihm zu einer Flasche Frankenwein und einer Zigarre. Den Weihnachtsabend verlebte er regelmäßig bis in seine späteren Jahre bei uns. Die Nester für die Ostereier machten wir ihm in seinem Garten, die er dann am Ostermorgen gewissenhaft suchte.

Es war wohl im Jahre 1881 oder 1882, als er in den Ruhestand ging; er zog zuerst in seine Heimat Nauheim, fühlte sich aber unter den dortigen, ganz veränderten Verhältnissen nicht wohl, und mietete sich bei einem Müller in dem ganz katholischen Dorfe Herolz zwei Zimmer. Die Frau des Müllers, eine Wirtstochter aus dem Dorf, besorgte ihm das Essen. Zu allgemeiner Verwunderung hatte er diesen Schritt getan. Ich hatte ihn gern später zu mir genommen, aber er war nicht zu bewegen, aus dem Oberland fortzugehen. Solange er in dem Besitz seiner Körper- und Geisteskräfte war, ging es, aber als ich ihn im Mai 1897 wieder besuchte, fand ich den lieben Greis ganz verwahrlost. Er war über und über mit Kleiderläusen behaftet, die er sich von seinem Schlafrock ablas und zum Fenster hinauswarf in den Mühlgraben. Jedenfalls hatte ihm ein Bettler das Ungeziefer dagelassen.

Die Müllersfrau, die nach einer sehr bewegten Jugend im Alter sehr bigott fromm geworden war, einen Marienaltar in ihrer Stube hatte und jede Woche nach Fulda fuhr, um im Dom zu beten, entschuldigte sich, als ich ihr ernste Vorhaltungen machte : der Herr Pfarrer sei zu sonderbar und ließe nichts an sich machen. Ich stellte ihr eine Frist von 8 Tagen, innerhalb deren sie durch eine Diakonisse aus Schlüchtern die Reinigung des ehrwürdigen Mannes besorgen müsse. Nach der angegebenen Frist fuhr ich wieder nach Herolz und fand ihn gesäubert, aber er lebte nicht mehr lange. Er wurde auf dem Schlüchtener Friedhof beerdigt und nur weni-

ge Leute aus Hohenzell gaben ihm das Geleit. Ich danke ihm über sein Grab hinaus für seine Liebe und für sein Vorbild.

### **Auf dem Gymnasium**

Mit Schluß des Wintersemesters 1874 hatte ich die vier Klassen des Progymnasiums in Schlüchtern durchgemacht. Es war keine Frage darüber, ob auch ich meinen Brüdern folgen und das Gymnasium in Hanau besuchen sollte. Als Beruf hatte ich mir den eines Missionars gewählt, angeregt durch die Liebe zur Mission, die in meiner Mutter lebte und die, in mir durch den Besuch von Missionsfesten erweckt war. Allerdings keimte daneben ein anderes Ziel : das Amt eines Pfarrers.

Was ich aber auch werden mochte, nötig war die Vorbereitung durch das Gymnasium. So reiste ich denn mit meinem Bruder Karl, der nach Obersekunda versetzt war, nach Hanau. Zunächst hatte ich eine Prüfung zu bestehen, an der noch zwei andere Schüler teilnahmen. Der Direktor gab uns darauf den Bescheid : zwei von uns sollten nach Obertertia, einer nach Untertertia kommen. Wie ein Schicksalsverkündiger stand er vor uns und ich maß ihm höheres Ansehen bei als dem frechen kleinen Quartaner, der in Hanauer Mundart mich fragte : " In welch' Klass ' willst Du denn hin ? " Und als ich die Obertertia nannte, mich verächtlich ansah und mir sagte : " Du kleiner Knirps, in de Quarta kimmst De ". Froh über den erhaltenen Bescheid des Direktors, daß ich nach Obertertia kommen solle, sprang ich fort und schrieb sofort die gute Nachricht an meine Eltern, vergaß in der Eile eine Marke auf den Brief zu kleben und machte mir dann Sorge um das Strafporto, das niemand gern bezahlt und über das, wie ich fürchtete, mein sparsamer Vater böse sein würde. Die Post aber mußte einen guten Tag gehabt haben, denn mein Vater hat kein Strafporto bezahlen müssen.

Das Gymnasium war als " Hohe Landesschule " oder " Akademie " vom Grafen Reinhard Anfang des 17. Jahrhundert gegründet worden und wurde durch Landesmittel erhalten. In jedem Testament mußte auch die " Hohe Landesschule " bedacht werden; sie war eine Art Mittelding zwischen Gymnasium und Universität und hatte ursprünglich drei Fakultäten: die theologische, philosophische und juristische.

In der napoleonischen Zeit lösten sich jene alten Schulen auf, deren Bedeutung gewöhnlich nicht über ihr eigenes Land hinausgegangen war. Doch waren immerhin auch einige Berühmtheiten an der Schule tätig gewesen und sie war Vorbild geworden für die Akademie in Burgsteinfurt. Die Theologie, die dort gelehrt wurde, war nach ihrem Stifter, die reformierte.

Mit durch die Schule veranlaßt, erblühte in Hanau das Buchdruckergewerbe. Sehr viele reformierte Schriften sind dort im 17. und 18. Jahrhundert gedruckt worden. Das alles hatte sich geändert im Beginn des 19. Jahrhunderts. Die kurhessische Regierung verwandelte die Hohe Landesschule in ein Gymnasium und die refor-

mierte Kirche des Landes vereinigte sich in dem Unionsbeschuß mit der lutherischen 1818. Der reformierte Charakter der Anstalt war ganz aufgegeben. Direktor war damals seit langen Jahren der ausgezeichnete Philologe und Pädagoge Piderit, ein Schüler und Freund des damals theologisch und politisch hervorragenden Vilmar, dessen Schriften nach seinem Tode Piderit zum großen Teil herausgegeben hat. Er war hochkirchlich lutherisch und zog deswegen auch besonders Söhne adliger Häuser in das Gymnasium. Das alte Gebäude mit seinem schönen Renaissanceportal stand noch so, wie es errichtet war; von reformiertem Wesen war aber nichts mehr vorhanden. Der Direktor, ein frommer Mann, besuchte die Kirche, von den Lehrern keiner, außer Dr. Suchier, der aber in die französische Kirche ging ( und außer Dr.Schmitz ).

Die Religionsstunden von Piderit waren beliebt bei den Schülern; leider starb der treffliche Mann schon im Mai 1875, so daß ich nur einige Stunden bei ihm genossen habe. Nach ihm wurde Direktor der bisherige Prorektor Fürstenau, ein guter Philologe, aber ein Pedant schlimmster Art, der sich als solcher auswies, auch durch die plötzliche Änderung seines kirchlichen Standpunktes. Nachdem er Direktor geworden war, besuchte er regelmäßig den Gottesdienst. Der Mathematiker und Physiker war Professor Fliedner ( von den Schülern Maß genannt ); der französische Lehrer war Dr. Reinhard Suchier, aus Karlshafen stammend, ein tüchtiger Münzkenner und Geschichtsforscher, aber ohne jede Disziplin; es wurde in unglaublicher Weise mit ihm verkehrt, kaum ein Schüler bereitete sich vor und er hatte fast die ganze Stunde den Schabernack abzuwehren, der ausgesonnen wurde; sogar Primaner beteiligten sich noch an den unwürdigen Possen, die ihm gespielt wurden. Zur Wehre setzen konnte er sich nicht. Zu seinem Troste schob er nur öfter aus seiner Tabakdose in seine großen Nasenlöcher eine Prise Tabak.

Oft genug wurde ihm aber auch dieser Genuß verdorben durch das massenhafte Schnupfen und Niesen der Schüler. Es war gut, daß ich eine ordentliche Grundlage im Französisch von Schlüchtern mitgebracht hatte, und die Sprache machte mir trotz der widrigen Verhältnisse Freude. So konnte ich denn später, als ich Pfarrer der Waldensischen Kolonie Waldensberg war, die alten Bücher und Akten gut lesen und habe sogar während des Weltkrieges für die im hiesigen Lager befindlichen evangelischen Franzosen Gottesdienste halten können, in dem ich allerdings meine aufgeschriebene Predigt ablas.

In der Mathematikstunde war auch wenig zu lernen; der Lehrer war gelehrt, hatte auch ein vielgebrauchtes Lehrbuch der Physik geschrieben, aber seine Lehrbefähigung war äußerst gering. Er sprach nicht einen einzigen Satz vollkommen zu Ende, unterbrach sich selbst immerfort und alle seine physikalischen Versuche waren belustigend, weil so viele mißlangen. In der Mathematik machte ich bei meinen schlechten Vorkenntnissen daher wenig Fortschritte; erst die Trigonometrie und Stereometrie zogen mich an und ich leistete etwas darin.

Der einzige Lehrer, der mir etwas näher getreten ist, war Dr. Wolff, der uns in der Obertertia und später in Latein, in Deutsch und Geschichte unterrichtete. In

meinem ersten deutschen Aufsatz schrieb ich eine fünf, im zweiten eine eins, so daß der Gedanke, den meine Mitschüler aussprachen, nahe lag, daß ich mir bei dem zweiten habe helfen lassen. Daß dies nicht der Fall war, erwiesen die späteren Aufätze.

Jammervoll war der Unterricht in der Religion; den erteilte in den unteren und mittleren Klassen ein Lehrer Zimmermann, der Frosch genannt, wegen seiner allerdings auffallenden Ähnlichkeit mit diesem Tier. Er war das allgemeine Gespött und machte auch die Religion dazu durch seine langweiligen Diktate und seine wunderliche Sprechweise. In den oberen Klassen lehrte die Religion ein Dr. Schmitz, der selbst die Kirchengeschichte in sokratischer Manier aus und herausspann und dabei überaus langweilig wurde. Wochenanfang und Wochenschluß wurde auf der Aula durch eine Andacht gefeiert, die geradezu lächerlich wurde, wenn sie Pfarrer Zimmermann hielt, und ohne innere Teilnahme zu wecken, verlief. Es sind keine sehr erhebenden Erinnerungen, die ich von der Schule mitgenommen habe.

Man schrie auch damals schon über Überbürdung der Schüler, aber die meisten dieser Anklagen gingen aus von Schülern, die sich an Schülerverbindungen beteiligten und das Kneipen betrieben. Da konnte es denn wohl vorkommen, daß ein Herr von Stein um  $\frac{3}{4}$  8 auf mein kleines Stübchen kam und sich schnell das Exerzitium mit Einfügung einiger Fehler von mir abschrieb. Diese Schülerverbindungen waren streng verboten, blühten aber dennoch.

Als ich in der Oberprima war, wurde eine entdeckt und ihre Mitglieder wurden der Schule verwiesen. Ich habe noch Zeit gefunden zum Stundengeben, zur privaten Lektüre von deutschen und lateinischen Schriftstellern, unter denen ich besonders des Landsmannes Petrus Lotichius Gedichte (1550) studierte, und zum Zeichnen. Freier Unterricht in dieser Kunst wurde in der Zeichenakademie erteilt, die zunächst für die Bedürfnisse der Hanauer Edelmetall Industrie gestiftet und unterhalten wurde, die aber auch anderen Gelegenheit gab, sich im Zeichnen auszubilden. Ich zeichnete zunächst nach Vorlagen, dann nach Gipsstatuen, war kein großes Talent, aber lernte doch so viel, daß ich mir und anderen eine Freude damit machen konnte. In die Kirche ging ich regelmäßig, oft morgens und nachmittags, die Sitte des Elternhauses festhaltend. Nur einmal versäumte ich an einem Sonntag den Gottesdienst, bekam aber solche Gewissensbisse, daß ich es nie wieder tat.

Von den Pfarrern trat ich mit den Jahren nahe dem Pfarrer Neuber. Ein Schüler Vilmars, durchdrungen von seiner Würde, als Träger des geistlichen Amtes, der die Macht habe, Sünden zu vergeben, predigte er eindringlich und ernst. Er hielt außerdem in einem Zimmer der Herberge zur Heimat Bibelstunde, an der sich einige Männer und Jünglinge beteiligten. Auch ich ging mit einigen Freunden dahin und wir gründeten einen evangelischen Männer- und Jünglingsverein. Dort gelangte ich zu größerer Klarheit und Festigkeit des Glaubens.

Es war im Herbst 1877, als ich zu der Gewißheit der Vergebung und der Erbarmung Gottes durchdrang. Ich teilte dies auch meinen Eltern mit in einem Brief, den ich später in der Kommodenschublade meiner lieben Mutter verwahrt vorfand. Sie hatte sich tief daran gefreut; mein Vater hatte die Besorgnis, es möge zu Schwärmerei führen, aber war sehr lieb zu mir, als ich Weihnachten in die Ferien kam. Öfter besuchte ich meinen Bruder Wilhelm, der damals in Frankfurt in einem Bankhaus tätig war und hörte dort öfter zwei auch drei Predigten. Einen besonderen Eindruck machte mir eine Bibelstunde, die der Vereinsgeistliche Schlosser hielt über das Lied " Ich will dich lieben meine Stärke ". Aber auch die andere Gelegenheit zur Fortbildung in Frankfurt ließ ich mir nicht entgehen; ich besuchte das Senckenbergische Institut, das mannigfaltige naturgeschichtliche, völkerkundliche und geschichtliche Dinge barg. Mit tiefer Freude besuchte ich auch die Gemäldegalerie, lernte den Palmengarten und den zoologischen Garten kennen.

Ein Lichtpunkt in meinem Hanauer Schülerleben war der Verkehr mit gleichgesinnten Freunden. Wir trafen uns in der Kirche, wurden miteinander bekannt und begannen gemeinsame Spaziergänge zu machen, zu musizieren und später auch am Samstag Abend in einer Wirtschaft vor der Stadt zusammen zu kommen, wobei öfters auch der Realschullehrer Pfarrer Israel zugegen war. Die Freunde waren mein Klassengenosse Karl Müller aus Fürstenau im Odenwald, Wilhelm Fritsch, eine Klasse niedriger, Otto Kraushar, Friedrich Reich. Zeitweilig schlossen sich uns auch an zwei Brüder von Lörnberg .

Die Mehrzahl stammte aus dem Vilmar'schen Kreis, die neben der strammen lutherischen Kirchlichkeit insbesondere den Gegensatz gegen Preußen hegten; es waren ja erst acht Jahre seit der Annexion Kurhessens verflossen und der Widerstand gegen Preußen war neu aufgelodert durch die sogenannten " renitenten Pfarrer ", die sich zwanzig an der Zahl, 1873 gegen kirchliche Maßnahmen des Königl. Konsistoriums auflehnten und zum Teil eigene Gemeinden gründeten. Diesen kirchlichen und politischen Ansichten konnte ich nach meiner Erziehung und Veranlagung nicht beitreten, wie auch Reich dies nicht tat; aber wir freuten uns der gemeinsamen christlichen Grundlage und unserer Jugend. Sonntags nachmittags gingen wir in den Wald und auch öfter, wo wir für billiges Geld uns an Käsebrod und Apfelwein labten. Unser Musikinstrument war die Flöte, die Kraushar und Müller gut und ich mäßig bliesen. Wir übten den " Kalif von Bagdad ".

Entzückend waren für mich auch die Gänge in den Altstädter Schloßgarten, in dem im Frühjahr die Veilchen in Menge blühten und schöne Bäume das Auge entzückten, und in den Kesselstädter Schloßgarten, der schön am Main gelegen, eine prachtvolle Orangerie barg, sowie nach Wilhelmsbad, das zwar jetzt nicht mehr als Bad verwendet wurde, aber einen prachtvollen Park mit mannigfachen Bäumen barg und auch eine Grotte, in deren Hintergrund ein lesender Mönch aus Holz geschnitzt saß. In einem Sommer, als ich Primaner war, stand ich morgens in der Frühe auf und ging die halbe Stunde nach Wilhelmsbad, setzte mich auf einen blühenden Baum und las; oder auch ich suchte mir einen geeigneten Baum am Kinzi-

gufer, von dem mich allerdings die Schnaken vertrieben. - Dem genannten Freundeskreis verdanke ich für meine damalige Entwicklung viel und wie ein helles Licht, wie lauter Frühlingsblüten erscheinen mir noch jetzt seine Zusammenkünfte.

Im Herbst 1878 wurde eine Zusammenkunft des Freundeskreises auf der Ruine Steckelburg, der Heimat Ulrich von Hutten verabredet und ausgeführt. Ein Teil der Freunde war zuerst in meinem Elternhaus, unter ihnen Otto Kraushar, der seit einem Semester in Marburg Jura studierte und Mitglied des Wingolf war. Er gab begeisterte Schilderungen des Studenten - und Verbindungslebens und berichtete besonders auch über das Wartburgfest des Wingolf, auf dem er rezipiert war. Uns allen stand fest, daß auch wir in den Wingolf eintreten würden.

Noch eines Freundes gedenke ich, der nicht zu diesem Kreis gehörte, aber in der Prima neben mir saß und gleichfalls zeichnete : Karl Siebert. Religiös hatte ich keinen Berührungspunkt mit ihm aber er war ein offener, tüchtiger Charakter; er wohnte bei seinem Onkel, dem Maler Cornelius, Dadurch hatte ich Gelegenheit, Gemälde dieses Meisters zu sehen. Er studierte später Medizin, wurde Chirurg am Landkrankenhaus zu Hanau, gab jedoch diese Stelle auf und wurde Dozent für Kunstgeschichte in Freiburg, wo er jetzt noch lebt und tätig ist. Die Verbindung miteinander haben wir aufrechterhalten.

Geschichtliche Studien, besonders solche, die sich auf die Heimat bezogen, trieb ich mit Freuden. Auch der Naturgeschichte wandte ich mich zu und sammelte mit Eifer Versteinerungen, die mir leider eine Magd, als wertlos weggeworfen hat; auch eine Münzsammlung legte ich mir zu. Meine älteste Münze stammte aus dem Klingelbeutel aus Hohenzell, sie war aus dem Jahre 375; es lief damals viel altes Geld im Verkehr herum; die neuem Reichsmünzen waren noch nicht allenthalben durchgedrungen. Auch die Wissenschaft der Handschriftenkunde pflegte ich, so daß ich doch im Stande war, mittelalterliche Urkunden zu lesen und auch selbst in diesen Handschriften zu schreiben. Anschauungsunterricht boten die Sammlungen der Wetterauschen naturforschenden Gesellschaft, in denen mir ganz besonders die Sammlung der verschiedenen Fliegen Eindruck machte, und des Geschichtsvereins, der ein überaus reiches Material, besonders aus der Römerzeit, zusammengebracht hatte. -

Auf eigene Faust gingen auch wir Gymnasiasten manchmal an das Ausgraben römischer Altertümer; die noch in und über der Erde stehenden Mauern der römischen Kastelle mit ihren Gebäuden und Badeanlagen forderten dazu auf. Wohl erhaltene Fische fand ich in der Nähe von Kraichen in dem dortigen Schiefergestein. Otto Fertsch, der auch zu unserm Freundeskreis gehörte und mit dem ich in einem Hause wohnte, lud mich an einem Himmelfahrtstage ein, mit ihm in sein Elternhaus zu gehen. Der Weg betrug ungefähr 3 Stunden, über er lohnte sich. Es war ein kinderreiches Pfarrhaus. Der Vater von großem Körperumfang, schwitzte auf der Kanzel so, daß ich Furcht für ihn bekam. Die Mutter, rüstig schaffend, freundlich und stets gebend. Die Natur hatte sich mit ihren schönsten



Kleid angetan; vor dem Hause stand ein blühender Maulbeerbaum, gegenüber bei der Kirche ein blühender Tulpenbaum, im Garten mannigfachsten Blumen, im Wald die Maiglöckchen. Im Hause herrschte ein reges Leben - Das Ganze ein Bild des ländlichen Pfarrhause aus der rationalistischen Zeit und der gesegneten Wetteraus, in der die Äcker reichlich tragen und so viel herrliches Obst wächst.

Mit Wonne weilte ich dort und wenn ich an einen schönen Frühlingstag denke, so fällt mir das Pfarrhaus in der Wetterau ein, mit der sich meine rauhere Heimat nicht messen kann. —

Mit Otto Fertsch und August Sauer machte ich an einem freien Schultag im September 1874 auch eine Fahrt auf dem Main. Wir mieteten uns an der Badeanstalt ein Boot mit vier Rudern und einer Fährstange und fuhren lustig den Main hinunter, unter der großen Brücke her, machten Entdeckungen von Inseln und Halbinseln, wurden "Columbusse" in unsern Augen und dachten schließlich, als die Sonne sank, auch an die Rückfahrt. So sehr es eine Lust gewesen war, stromabwärts zu fahren, so sauer wurde es uns, gegen den Strom das Boot weiter zu bringen. Immer wieder wurden wir an einer bestimmten Stelle, von der starken Strömung zurückgetrieben. Und wenn wir nach der linken Seite ruderten, so geriet dort unser Boot auf den Sand. Ein Mann, der uns zugesehen hatte, rief uns zu, wir sollten ans Ufer fahren, er wolle uns helfen. Er versuchte es, mit der Fährstange das Boot weiter zu schieben, verlor aber dabei seine Mütze, die ihm nun wertvoller war als seine Hilfeleistung. Er fischte sie wieder auf, brachte das Boot an das Ufer und sprang heraus uns unserm Schicksal überlassend. Inzwischen war es fast dunkel geworden und so oft wir es auch versuchten, wir kamen über die schlimme Stelle nicht hinweg. Endlich rief ein anderer Mann uns zu, wir sollten mal ans Ufer fahren, er wollte das Boot weiter bringen. Er hieß uns aussteigen und wir sahen wirklich, wie er stromaufwärts vorankam und hat auch das Boot richtig abgeliefert.

Der Main war sonst belebt von kleinen Dampfern und besonders von Flößen. Die Badeanstalt lag am Main und bot Gelegenheit für die guten Schwimmer, die Kräfte zu üben. Das Schwimmen habe mir selbst beigebracht, aber auf das andere Ufer des Main zu schwimmen habe ich nie fertiggebracht. Auch im Turnen, dessen Unterricht von einem Schüler des alten Jahn geleitet wurde, habe ich nichts Hervorragendes geleistet.

Eine reiche Auswahl von Büchern bot die Gymnasialbibliothek. Leider hatte ich für die Auswahl der Bücher keinen Rat und so las ich neben und auch anstatt der klassischen Literatur neuere viele entlegene und weniger wertvolle Bücher, z.B. Zachariäs Renomist, Rabeners Satiren und ähnliche Erzeugnisse. So war ich auch durch irgend jemand an einige Bände der Gartenlaube geraten, die es damals als ihre besondere Aufgabe ansah, den Materialismus und einen falsch verstandenen Darwinismus zu verkündigen und alle Religion lächerlich zu machen. Vogt, Buchner, Mollischot waren die Propheten. Ich war nicht imstande, wissenschaftliche Gegengründe ins Feld zu führen, wußte auch von keinen Büchern, die einen entgegengesetzten Standpunkt einnahmen, und es waren in der Tat damals nur wenig

Bestreiter der neuen Lehren vorhanden. So mußte ich mich auf meinen Glauben zurückziehen, und darauf warten, bis ich später Gelegenheit fand, die Gegner des Materialismus zu hören.

In Hanau war damals die allgemeine Strömung durchaus widerchristlich. Es gab in der Altstadt zwei Kirchen, die reformierte und die lutherische, wie sie trotz der Union noch genannt wurden, und in der Neustadt die unter einem Dach vereinigte französische und niederländische Kirche, die jedoch an Zahl immer mehr zurückgehend ohne Einfluß auf das Ganze waren. In der französischen Kirche wurde damals noch französisch gepredigt von einem Pfarrer Leclerk. Nur ein geringer Teil der Gemeindeglieder verstand noch die Sprache. Die Konfirmanden bekamen erst französischen Unterricht und bei einer Trauung stand der Kirchendiener hinter dem Brautpaar und stieß es an, wenn es : " Oui " sagen sollte. Der Pfarrer, der früher katholischer Mönch in Frankreich gewesen und in die Staatskirche übergetreten war, verstand gar kein Deutsch; in der niederländischen Kirche war schon seit einem Menschenalter die holländische Sprache abgeschafft. Die andern Pfarrer waren aus Niederhessen und wurden als Landesfremde angesehen; aber schon ehe sie in das Amt nach Hanau kamen, war die Unkirchlichkeit groß. Man erzählte sich folgendes Geschichtchen : Ein Hanauer Bürger, der angeklagt war, etwas Unrechtes getan zu haben, wurde vom Richter gefragt : " Kennen Sie denn nicht den Paragraph, der das verbietet ? " Die Antwort war : " Eich ( ich ) kenne kan Para ( Pfarrer ) Graf, - eich kenne nur den Para Eberhard, - und den det ( täte ) ich nit kenne, wann er die longe Hoor ( Haare ) net hätt. " - Der Kirchenbesuch war öfter jämmerlich.

Politisch waren die Hanauer zum größten Teil schon früher Gegner des Kurfürstlichen Regiments und 1848 fochten die Hanauer Turner in Baden gegen das Militär. Der alte Liebknecht, den ich einmal in einer Versammlung in Hanau hörte, erinnerte mit flammenden Worten die Hanauer an diese Taten, er sei als Gießener Student zu den Hanauer Turnern gestoßen. Als nun die sozialdemokratische Bewegung stärker wurde, fand sie in Hanau einen wohlzubereiteten Boden. Der größte Teil der Bewohner waren Arbeiter in den Zigarren-, Bijouterie- und Goldarbeiterfabriken. Man sah elende, bleiche Gesichter und die Not war um die Mitte der 70er Jahre, nachdem der große Krach der Gründerperiode geschehen war, zum Teil sehr groß. Viele waren vor dem Krach in wenigen Jahren zu großem Wohlstand gelangt, darunter auch einfache Arbeiter. Diese Neureichen lebten aufs Üppigste, fuhren stolz in Chaisen; aber viele von ihnen stürzten jäh hinunter und verkauften in den Häusern Tannäpfel zum Feueranmachen, die sie in den Wäldern sammelten.

Die politischen Kämpfe zwischen der nationalliberalen und der sozialdemokratischen Seite wurden mit großer Erbitterung geführt. Uns Gymnasiasten wurde der Besuch der sozialdemokratischen Versammlungen schließlich verboten.

Wie meine Brüder vor mir getan hatten, so suchte auch ich meinen Eltern die Last zu erleichtern durch Stundengeben. Ich fing in Untersekunda damit an und habe dies fortgesetzt bis zum Austritt aus dem Gymnasium. Ich erinnere mich noch des ersten selbstverdienten Fünfmarkstückes. Zuweilen hatte ich drei Schüler. Wohnung und Kost hatte ich bei einem Küfer Röder, dessen Frau früher bei uns gedient hatte. Die Wohnung lag in der Scharnstraße, gegenüber dem Gymnasium im dritten Stockwerk. Das niedrige Zimmer teilte ich mit meinem Vetter August Sauer und zuerst auch mit meinem Bruder Karl. Der kleine Junge unserer Hausleute störte uns genug in unserer Arbeit. Die Kost war oft nicht nach unserm Wunsch und wiederholte sich in jeder Woche. Das Brot stellte ich mir selbst. Es wurde jede Woche von der Hohenzeller Butterfrau mir mitgebracht, die gewöhnlich auch ein Briefchen von Hause mir mitbrachte. Ich habe sie aufgehoben und besitze sie noch jetzt. Später verzogen Röders in die Heingasse am Kinzigtor, dort war die Wohnung erheblich schöner. Eigentümlich war das Verhältnis zwischen Sauer und mir. Wir hatten ganz andere Freunde und gingen sehr verschiedene Wege, sprachen kein Wort miteinander und jeder arbeitete für sich. Ich machte still für mich meine Schularbeiten, die Laubsägearbeiten, Gipsabdrücke Federzeichnungen, ohne daß wir ein Wort darüber gewechselt hätten. Wir wurden dadurch getrennt, daß er als Mitglied einer Schülerverbindung in der Prima, für ein halbes Jahr aus der Anstalt verwiesen wurde.

Die Bezahlung war sicher gering genug, aber etwas verdienten meine Kostleute doch, so daß sie, als ich eine Zeitlang in der Speisewirtschaft von Lettvé zu Mittag gegessen hatte, mich wieder gern an ihren Tisch nahmen. Erhebliche weitere Kosten entstanden für meine Eltern nicht. Das Schulgeld hatte ich frei und die Schulbücher, soweit ich sie nicht antiquarisch oder von meinen Brüdern bekam, entlieh die Gymnasialbibliothek. So gingen die fünf Jahre der Gymnasialzeit in Arbeit und Freude dahin.

An meinem 19. Geburtstag wurde ich mit anerkennenden Worten des Direktors nach der Reifeprüfung vom Gymnasium entlassen. Froh wollte ich nach Hause, nach dem lieben Elternhause. Hatte ich im Anfang meiner Hanauer Zeit oft Heimweh, sehnte ich mich besonders auch nach meinem kleinen Schwesterchen, so boten doch diese Gymnasiastenjahre allmählich so viele Anregungen, Ergötzen und Freuden, daß sie mir nicht übermäßig lang geworden sind. Verkehr in Familien hatte ich leider, außer im ersten Jahr, gar nicht. Niemand kümmerte sich um mich, ich war mir ganz selbst überlassen und suchte mir meinen Weg ganz selbstständig. Ich hätte jene Zeit zum Teil viel fruchtbarer ausnützen können, wenn mir irgend eine Anleitung und Führung zuteil geworden wäre. Auch hing mir eine gewisse Schüchternheit und Unbeholfenheit von jener Zeit her an, ich lernte die Form des Verkehrs nicht kennen und habe erst später Gelegenheit gefunden, das was ich damals hätte lernen sollen, nachzuholen, habe dann aber auch schließlich die rechte Fährte gefunden selbst im Zusammensein mit fürstlichen Personen.

Der Mangel an Geld hat mich auch vor manchen Gefahren bewahrt und die gebotene Sparsamkeit wehrte manche Versuchungen von mir ab. Daß ich auf dem Dorf und in der Stadt den untern Kreisen näher als den obern gestanden habe, ist mir zum Vorteil in meinem Amtsleben gewesen, da ich die kleinen Leute in ihrem Tun, Ergehen und Denken kennen zu lernen, reiche Gelegenheit hatte.

### **Auf der Universität**

Es war selbstverständlich in meinem Elternhaus geworden, daß ich nach dem Durchlaufen des Gymnasiums die Universität beziehen würde und seit Jahren hatte es auch festgestanden, daß ich Theologie studieren würde. Mein Bruder Karl hatte zwar einen andern Weg eingeschlagen : er war vom Gymnasium aus als Hospitant für 1/2 Jahr ins Lehrerseminar zu Schlüchtern eingetreten, hatte dort die Lehrprüfung bestanden und dann eine Anstellung an der Realschule in Hohengeismar gefunden, war dann als Hilfslehrer an die Francke'schen Stiftungen in Halle gegangen und gleichzeitig das Studium der Philologie und Theologie in Halle begonnen. Er wollte sich, was hier vorausnehmend bemerkt werden mag, der Geographie zuwenden, promovierte darin zum Dr. phil., machte sein theologisches und philologisches Examen und ging dann in den Seminardienst über; war als Oberlehrer in Usingen, Eisleben und Pr. Eylau, als Direktor des Seminars zu Usingen, darauf in Ratzeburg und wurde dann in die Regierung zu Minden berufen.

### **Marburg**

Ich neigte, wie gesagt, vor allem zur Theologie, wiewohl ich auch starkes Interesse für die Germanistik hatte, Märchen und Volkslieder sammelte und für die Volkskunde starke Aufnahmefähigkeit hatte. Die Vorbereitungen für die Übersiedlung auf die Universität wurden betrieben. Mein Vater schrieb an den Ephorus der Stipendiatenanstalt zu Marburg, Professor Dietrich, ob ich deren Mitglied werden könne. Unter Philipp dem Großmütigen war diese Anstalt, Seminarium Philippinum gegründet worden und sie wurde erhalten durch eine Anzahl hessischer Städte, von denen jede für je einen Studenten der Theologie sorgte. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts war die Anstalt; als solche und das Zusammenwohnen der Studenten aufgehoben worden und jede Stadt zahlte vier Jahre lang an einen Studenten je 100 Taler. Jeder Student mußte sich dagegen verpflichten, vier statt drei Jahre zu studieren; in den zwei ersten Semestern bei den Stipendiatenmajoren alt- und neutestamentliche Übungen zu besuchen und später in jedem Semester eine wissenschaftliche Arbeit zu liefern.

Die Anfrage meines Vaters machte dem Professor Dietrich eine schlaflose Nacht, denn es war keine Stelle frei und uns war die vielversprechende Aussicht genommen. Da kam auf einmal ein überaus erfreuter und erfreuender Brief von Professor Dietrich, daß das Stipendium der Stadt Allendorf a.d. Werra frei geworden sei und daß ich es erhalten sollte. Mein Vater war aufs höchst erstaunt und gerührt von dem überaus liebevollen und eingehenden Brief des Professors. Wir ahnten damals noch nicht, daß wir in eine so enge Verbindung mit seiner Familie kommen wür-

den. Das Studium wurde mir durch dieses Stipendium sehr erleichtert. Mit 100 Talern konnte man auch damals nicht ein Jahr lang leben, aber immerhin bestritt ich doch fast die Kosten für ein Semester mit 300 Mark. An's Sparen war ich gewöhnt. Mein Vater hatte für mich für die 5 Jahre in Hanau nur 1429,65 R.M. ausgegeben. Wenn nun noch zu den 100 Talern im Semester die Beträge von kleineren Stipendien dazu kamen und wenn ich, wie anzunehmen war, Honorarerlasse für die Vorlesungen erhielt und selbst Stunden gab, so durfte man hoffen, daß die Last meinem Vater nicht zu schwer würde. Vier Jahre dauerte mein Studium und im Sommersemester 1883 machte ich mit Hilfe eines Reiestipendiums, das mir die Fakultät verlieh, eine Studienreise nach Halle, Leipzig, Berlin und Göttingen !

Ich habe von meinem Vater in diesen 4 1/2 Jahren erhalten 877,99 R.M. Auf die Universität bekam ich 30,- R.H. mit, nebst Ermahnungen zu sparen. Nun standen die goldenen Tore offen. Freund Müller wählte auch die Universität Marburg, Freund Kraushar war schon da. Für Wohnung für uns zwei neu Eintreffende war gesorgt; wir hatten eine gemeinschaftliche Wohn- und Schlafstube bei einer Frau Pfarrer Schick; allerdings mußte ich mein Bett selbst stellen. Noch am selben Abend meiner Ankunft wurden wir mit auf die Kneipe genommen und ich meldete mich aktiv. Voller Freude genoß ich das romantische, altertümliche Marburg voll unennbaren Entzückens blickte ich auf den Berg, der mit blühenden Obstbäumen besetzt war, in das schöne Lahntal, durch das sich der prächtige Fluß hinzog, die vielen altertümlichen und schönen Gebäude; mit Schauern der Ehrfurcht sah ich die Elisabethkirche, dies wundervolle Gedicht in Stein, das Schloß, das so hoch emporragte und unter dem auf einer breiten Bastion unsere bescheidene Kneipe lag in Bückings Garten, angelehnt an einen Kuhstall; mit Bewunderung betrachtete ich auch das neue Universitätsgebäude, dessen Einweihung im Mai bevorstand. - Vom Kampfrasen und der Jägerkaserne herauf tönten die Hornrufe und alles dies getaucht in einen wundervollen Frühlingssonnenschein, in den ich mit einer Schar von Freunden hineinschreiten konnte.

Am 10.Mai wurde ich in den Wingolf aufgenommen. Hohe Freude, schwärmerischer Enthusiasmus, Begeisterung für die Ziele dieser christlichen Verbindung wogten durch die Seele. Die Vorlesungen begannen. Ich hörte bei Professor Dietrich Jesaja. Nach einer Prüfung nahm er mich auch in das alttestamentliche Seminar auf, trotz des Widerspruchs von Professor Ranke, und ich fertigte als Seminararbeit eine Übersetzung von Lukas 15 vom griechischen in das hebräische. Ferner hörte ich bei Professor Ranke ein neutestamentliches Kolleg und las mit einigen andern in seinem Hause Augustin's Erläuterungen der Bergpredigt. Bei Professor Briger hörte ich den dritten Teil der Kirchengeschichte. Noch einige andere Kollegien über Kunstgeschichte und anderes mehr hörte ich, war auch im germanistischen Seminar bei Professor Luzä. Professor Hoppe Start um Pfingsten. Der Praktiker Professor Scheffer, genannt homo oder oberhomo, wurde zur Belustigung und Unterhaltung in seinem Kolleg besucht. Viele seiner Sätze wurden erzählt, z.B. " Meine Herren, hüten Sie sich vor Wiederholungen und Rededuplikationen ", - oder " Das Jahr 1848 brachte ein moralisches Sumpf- und Schlackengebiet auf die

Oberfläche von Gesamteuropa", oder : " Das Gemüt ist der innerste Centralfokus des menschlichen Denkens und Tuns ". Statt der Substantiva brauchte er gern ein Adjektivum im Neutrum, z.B.: statt Katarrh ein Katarrhalisches. Sein beliebtestes Wort war Seite. Er sagte mir z.B. als er mir das Bild, das ihm zum 50jährigen Jubiläum geschenkt war, erläuterte : " Jedes Bild hat zwei Seiten, die eine ist die Intention oder die künstlerische Erfindung und die andere ist die Ausführung. Im Alter am nächsten stand ihm Professor Franz Dietrich, hoch geachtet von den Studenten, ein großer Gelehrter, der 15 Sprachen, orientalische und germanische beherrschte und auf beiden Gebieten Grundlegendes geschaffen hat, besonders auf dem germanistischen; er war damals schon durch einen Schlaganfall in seiner Kraft gebrochen und reproduzierte nur sein altes Heft. Er war ohne alles Arg, in weltlichen Dingen unerfahren, besorgt und voller Teilnahme für seine Studenten, tief fromm, regelmäßiger Besucher der Vor- und Nachmittagsgottesdienste, gegen mich voll Vertrauen und Liebe. Im Wintersemester brachte ich ihn regelmäßig aus dem Kolleg nach Hause, weil die abschüssigen Gassen in Marburg bei kaltem Wetter gefährlich sind. - In seinem Hause verkehrte der Wingolf seit Jahren und so kam ich auch in sein Haus, wo ich von der Frau Professor herzlich aufgenommen wurde.

Ranke war der kleinere Bruder des großen Leopold. Er war ein kleiner, Licht, verstand aber viel von der Musik und dichtete lateinisch und deutsch. Er ist an einem lateinischen Gedicht, das er an die Universität Padua im Auftrag der Marburger Universität dichten sollte, gestorben. Seine Hörer lud er manchmal ein; neben Tee gab es Kreppel, die aber nach der Zahl der Eingeladenen abgezählt waren und seine alte Haushälterin verwehrte schon mit ihren stechenden Blicken das Sattessen. Es gab vor allem geistige Genüsse, die nichts kosteten. –

Professor Briger war ein junger, tüchtiger Gelehrter, ein Schüler des Breslauer und später Göttinger Historikers Reuter, der verstand es, in die Kenntnis der Geschichte und auch in eigenes Arbeiten einzuführen. Auch sein Kollege Kolde, später in Erlangen, war ein tüchtiger, besonders in der Reformationsgeschichte sich hervortuender Gelehrter. Der Privatdozent Cornell, mit dem ich in einem Haus zusammen wohnte in der Ritterstraße, war ein lebenswürdiger, besonnener und gelehrter Vertreter der alttestamentlichen Exegese, ein äußerst dankbarer Schüler Dietrichs, dessen Gedächtnis er sein erstes größeres Werk über Ezechiel widmete. Ich bin oft bei ihm und in seiner Familie gewesen; sein bei ihm wohnender Vater zeigte mir zum ersten Mal die Dürerschen Passionsbilder, die großen Eindruck auf mich machten. Cornell wurde mir später sogar befreundet; er starb verhältnismäßig früh, in seiner Kraft gebrochen, als Professor in Halle. –

Außer den theologischen Vorlesungen hörte ich später noch Astronomie bei dem Physiker Milde, auch eine Vorlesung über die Sozialdemokratie bei dem Nationalökonom, der höchst ungern Kollegien hielt und sich seiner Verpflichtung gewöhnlich dadurch entzog, daß er jedem sich anmeldenden Studenten sagte : " Sie sind der Einzige, der die Vorlesung hören will und um eines Hörers willen kann

ich das Kolleg nicht lesen". Um diese Ausrede abzuschneiden, gingen wir zu dreien zu ihm in den "englischen Hof", ein Gasthof zweiten Ranges, genannt "der schmutzige Finger" oder "digitus". Er war nämlich ein so starker Trinker, daß er anderwärts kein Unterkommen mehr fand. Da wir nun zu dritt kamen, mußte er sich dazu verstehen, die Vorlesung zu halten, und außer uns dreien kamen noch eine ganze Anzahl anderer Studenten.

In der Verbindung schwelte heimlich in Feuer, dessen Ausbruch ein Teil zurückhalten wollte, das aber von anderen geschürt wurde bis es zur hellen Flamme ausbrach: es ging um die Politik. 1866 war noch nicht überwunden; der Marburger Wingolf hatte sich in einen schwarz-weiß-goldenen und einen rot-weiß-goldenen gespalten. Diese beiden Verbindungen, von denen jede nur wenige Mitglieder hatte, war im Jahre 1875 zu einem grün-weiß-goldenen vereinigt worden, wobei ausgemacht war, daß die Politik verbannt sein solle. Nun nahte im Sommersemester 1879 die Einweihung des Universitätsgebäudes, wozu der Kultusminister Falk von Berlin kommen wollte und wobei ein allgemeiner Studentenkommers stattfinden sollte. Falk sollte auf dem Schloß einen Fackelzug erhalten und bei dem Kommers sollte natürlich ein Hoch auf den Kaiser ausgebracht werden. Dem widersetzte sich besonders ein stud. theol. Diederich aus Sand, der verlangte, von dem Fackelzug dispensiert zu werden, und bei dem Hoch auf den Kaiser sitzen bleiben zu dürfen. Schon als Hersfelder Gymnasiast hatte er eine Majestätsbeleidigung ausgesprochen und deshalb Festungshaft erlitten. Nun wußte er die althessisch Gesinnten der Verbindung für sich zu gewinnen, die jedoch so weit wie er nicht gehen wollten. Bei aller Schonung der Gefühle konnte die Mehrzahl nicht auf dieses Verlangen eingehen. Es gab endlose Konvente bis in die tiefe Nacht hinein und der Schluß war, daß Diederich den Rat zum Austritt erhielt.

Das Fest wurde gefeiert, 536 Studenten, verkündete der Rektor Mankopf, seien dieses Sommersemester in Marburg, eine so große Zahl, wie sie bis dahin noch nie erreicht worden war. Früher waren 3-400 Studenten in Marburg, und in Gießen noch weniger. Dort soll die Zahl der theologischen Dozenten größer gewesen sein als die der Studenten. - Der akademische Actus fand in der reformierten Universitätskirche statt, der Kommers in und vor dem Reitstall, die Nachfeier auf dem Dammelsberg; an ihr nahmen auch die Damen teil. Es wurden Spiele und Tänze veranstaltet. Ich stand bei Seite, weil ich beides noch nie geübt hatte. In der Woche nach Pfingsten fand in Limburg eine Zusammenkunft der drei Wingolfverbindungen in Bonn, Gießen und Marburg statt. Die Wogen der jugendlichen Begeisterung stiegen hoch; einen besonderen Eindruck machte mir die im Wingolf übliche Aufführung "eine Schönheit an der Wand", und eine Verspottung des sogenannten Kulturexamens, das damals die Theologen machen mußten.

Als das Semester zu Ende war, wollte ich nach der Sitte der alten Zeit mit dem Ränzchen auf dem Rücken zu Fuß nach Hause gehen. Als Mitwanderer gewann ich meinen Freund Kraushar. So zogen wir zwei Burschen mit unsern weißen Mützen und schwarzen Samtpekeschen über den Frauenberg zunächst nach Winnenden,

wo der Philister Soldau uns freundlichst aufnahm. Messer und Gabel, die wir beim Frühstück brauchten, erzählte uns der Philister, waren geschmiedet aus Säbeln, die die Wingolfiten 1848 den Revolutionären abgenommen hatten. Wir kamen an diesem Tage noch nach Laubach, wo uns ein Philister Zöckler beherbergte. Dann ging es weiter in die Höhen des Vogelsberges und wir übernachteten in dem Hohenrodskopf in einem einsamen Jagdhaus. Die Wirtin im Dorf erzählte uns, daß man am Ostermorgen am Hohenrodskopf aus sehen könne, wie die Sonne drei Sprünge mache.

Das Ziel des folgenden Tages war Hintersteinau; dort wurden wir bei dem Lehrer Leimbach, einem alten Freund meines Vaters, gar herzlich willkommen geheißen und er erzählt uns von der Erweckungszeit in den dreißiger Jahren, wie damals die Gläubigen, Pfarrer und Lehrer verfolgt und von den kirchlichen Behörden auf die schlechtesten Stellen von Kassel weg versetzt worden seien. Auch ihn hatte dieses Schicksal getroffen. Frohgemut langten wir am andern Tag in Hohenzell an, bestaunt wegen unserer Leistung, denn das Wandern war damals in der Jugend recht nicht Sitte.

In den Herbstferien war ein Philistertag in Bebra ausgeschrieben. Ich erhielt die Erlaubnis der Teilnahme und einer weiteren Wanderung von meinem Vater. So marschierte ich denn von Hohenzell nach Fulda, 6-7 Stunden, kehrte in einem Philisterhaus ein, erhielt dort Atzung und einen Harzfürher, ging weiter nach Hersfeld und fuhr nach Bebra, feierte den Philistertag mit, wobei ich einigen älterer Philistern mehrere Verse des Marburger Liedes: " In Marburg ist jede Maid konfirmiert seit kurzer Zeit " usw. aus dem Gedächtnis hervorlockte. Wir brachten es wieder mit nach Marburg und das ganz vergessene Lied kam, auch durch Zusätze erweitert, wieder in Ehren und Gebrauch.

Nach Schluß der Kneipe ging ich mit dem Mediziner Schick auf ein benachbartes Dorf Breitenbach und bat um Herberge. Der Wirt, ein mürrischer, finster dreinblickender, angetrunkener alter Mann, wollte uns erst nicht aufnehmen, fragte mich aus, woher wir kämen und wer wir wären; als wir sagten, wir seien Studenten, erheiterte sich auf einmal sein Gesicht und er sagte: " Nun, wenn Sie Studenten sind, so kommen Sie herein, mein Sohn studiert auch." Als wir dann unsererseits fragten, was er studiere, da sagte er: " Als Bierbrauer " Wir wunderten uns zwar des Kommilitonen, freuten uns aber, daß wir um seinetwegen aufgenommen waren, hörten aber noch lange den Alten im Hause herumgehen und unheimlich murmeln. - Am andern Tage reiste ich nach Eschwege zu dem Verbindungsbruder Linz; ging zu Fuß nach Allendorf, wie ich auch von Hersfeld nach Niederaula gegangen war. In Niederaula wohnte der Vater von Kraushar, der als Amtsrichter abgesetzt war, weil er einen " renitenten Pfarrer " nicht verurteilen wollte. Er las uns am Abend in studentischer Begeisterung den Prinz Rosa Stramin vor. Von Allendorf fuhr ich über Eichenberg nach Nordhausen, mein Ziel war Magdeburg, wo seit 1875 mein ältester Bruder August als Gymnasiallehrer wirkte. Zu Fuß wollte ich den Harz durchqueren; von Nordhausen fing ich meine Fußwanderung an über



Alfeld, Harzgerode, Elbingerode ging ich nach Blankenburg. Es ging im Sturmschritt, denn ich mußte, meiner Meinung nach, am Abend 8 Uhr auf dem Bahnhof in Blankenburg sein, um den Zug nach Magdeburg noch zu erreichen. Mein Geld war bis auf eine ganz geringe Summe zusammengeschmolzen, so daß ich statt des Mittagessens in Elbingerode nur Brot und einen Harzkäse verzehrte. Es war im September und die Dämmerung trat schon früh ein; der Weg nach Blankenburg war allerdings nicht zu verfehlen; die gute Landstraße führte hin, aber aus der Dämmerung wurde Dunkelheit, ich sah die Lichter im Tal unten schimmern, manchmal gar nicht weit, dann aber verlor ich sie wieder ganz aus den Augen, weil die Straße in Windungen den Berg hinunter führte. In meine Gedanken versunken eilte ich dahin. Mit einmal brach etwas aus dem Dickicht hervor mit lautem Getöse sprang es unmittelbar vor mir her über den Weg. Es war kein geringer Schreck - Wildschweine, die in jenen Wäldern geschont werden, waren es, die ich aufgescheucht hatte und die mir dafür diesen Schrecken verursachten.

Ich sprang nun den Berg hinunter, da die Zeit immer mehr drängte, aber als ich zum Bahnhof kam, mußte ich hören, daß der Zug vor wenig Minuten abgefahren sei. Meines Wissens ist dies übrigens der einzige Fall, daß ich zu spät zur Eisenbahn gekommen bin. - Ich suchte mir nun eine billige Unterkunft, für die Nacht, trank morgens keinen Kaffee, hatte aber so viel Zeit gewonnen, daß ich nun auch Thale und das Bodetal sehen wollte. Ich ging den schönen Weg durch Wald und über die Felsen, wurde auch nicht behelligt durch eine Horde Zigeuner, die um ein Feuer saßen, sah die Roßtrappe und das tief eingeschnittene Tal der Bode und fuhr dann mit der Eisenbahn am Mittag nach Magdeburg, wo ich dann in dem Hause meines Bruders erstmal mit Speis und Trank erquickt wurde. Am Abend nahm man mich mit in einen Gasthof, wo ein Kreis seiner Kollegen versammelt war. Einer von ihnen, ein Dr. Plath, erzählte: "Heute habe ich aber einen seltenen Anblick genossen: Ein Student mit weißer Mütze und Pekesche, auf der einen Seite eine kurze Pfeife, auf der andern einen Tabaksbeutel hängen habend, kam vom Bahnhof, neben ihm und hinter ihm eine Anzahl Kinder, die sich die merkwürdige Erscheinung betrachteten." Das Gelächter wurde groß, als ich sagte: "Ich bin der Student gewesen" Die Rückfahrt machte ich von Magdeburg, mit brüderlichem Geld ausgerüstet, auf der Bahn.

Ich schließe gleich hier an den Bericht über eine noch weitere Reise, die ich im Juli 1880 gemacht habe. Sie führte mich nach Holland. Am 12. Juli, einem Montag wollte ich wie gewöhnlich morgens in die Vorlesung, als mir einfiel, daß ein Schotte namens Tuke, der im Wingolf als Gast gewesen war, um 1/2 8 Uhr in sein Vaterland abreisen wollte. Auf seiner Bude fand ich schon mehrere Wingolfiten versammelt, darunter auch den stud. med. Kranz; dieser sagte mir "Komm mit, wir begleiten Tuke bis Gießen". Er war ein weitgereister Mann, in Amerika geboren, in England und Südafrika groß geworden, in der Brüdergemeinde zu Niesky ausgebildet und in dem Besitz eines guten Wechsels. Kranz nahm eine Bahrkarte für mich, denn ich mußte feststellen, daß in meiner Geldtasche nur 60 Pfennig waren und ich warf mein Kollegheft schnell noch aus der Eisenbahn einem Wingolfi-

ten zu. Die Fahrt von Marburg nach Gießen ist nun aber sehr kurz und Kranz bekam Lust, Tuke noch bis nach Bonn zu begleiten. Zu verlieren hatte ich nichts, also schloß ich mich ihm an. In Oberlahnstein sah nun Tuke, daß die Fahrkarte II. Klasse auf einem Kämpfer, der nach Rotterdam fuhr, hin und zurück nur 12 Mark kostete. Tuke bat uns, nun ihn noch bis Rotterdam zu begleiten. Er erbot sich, die Reise zu bezahlen. So setzten wir uns nun aufs Schiff und fuhren zunächst nach Bonn, bewunderten den schönen Rhein, den ich noch nicht gesehen hatte. Dort hatte das Schiff zwei Stunden Aufenthalt, um Güter zu verladen. Kranzens Geld ging auch auf die Neige; er pumpte sich etwas bei einem Bonner Wingolfiten, den wir aufsuchten und wir aßen erst einmal zu Mittag. Der Fuchs, ein Bergbaubeflissener, namens Cleff, der es später in seinem Fach zu einer hohen Stellung gebracht hat, schloß sich uns noch an. Nun ging es den Rhein weiter hinunter, an Wesel und Emmerich vorbei und wir langten am andern Tag um 1/2 5 Uhr nachmittags in Rotterdam an. Sowie wir aus dem Schiff traten, kamen eine Menge Agenten und Dienstmänner auf uns zu, um uns als Fahrgäste nach England oder Amerika zu werben. Tuke bat uns, doch auch noch mit nach England zu fahren, wir besahen uns zwar den Dampfer mit seinen schönen Einrichtungen, bewunderten den Hafen mit seinen vielen Schiffen, hatten aber doch keinen Mut, die Reise so weit auszu dehnen. Tuke wollte gern zur Erinnerung noch ein Bild von uns Mitreisenden haben; so suchten wir denn einen Photographen; wir fanden einen und wurden von einem freundlichen alten Mütterchen einstweilen in ein anderes Zimmer geführt. Da sahen wir an der Wand deutsche Studentenbilder hängen und als wir fragten, wer da wohne, wurde uns die Antwort : der deutsche Pfarrer, der aber gerade ausgegangen sei. Ich mußte in einem dicken Wintermantel von Tuke dastehen. Auf dem Dampfer nämlich war mir beim Bücken die fadenscheinige dünne Hose ganz geplatzt und dieser Schaden mußte erst mal heil gemacht werden. Wir erkundigten uns nach einem Schneider und fanden auch einen, der ein großes Geschäft hatte, belustigt führte er uns in eine feine Stube, er bot uns Zigarren an, von denen ich aber keine nahm, weil ich die hohe Rechnung fürchtete und nach kurzer Zeit wurde mir meine Hose, sehr gut geflickt, wieder gebracht. Als ich bezahlen will, sagte er: " Deutschen Studenten nehme ich nichts ab, meinem Gesellen können Sie ein Trinkgeld geben. " - das tat ich gern mit 25 Cents.

Nun sahen wir uns noch Rotterdam an und suchten den deutschen Pfarrer auf, der sich über unsern Besuch hoch freute, uns mit in ein deutsches Bierhaus nahm, wo er uns mit neuen Heringen und bayerischem Bier erfreute. Er ermunterte uns noch, da wir nun einmal so weit seien, auch den Haag und Scheveningen zu besuchen. So fuhren wir um 10 Uhr mit der Bahn nach dem Haag, der Hauptstadt des Landes, sahen uns die Stadt an, soweit sie nicht dunkel war und fuhren von da aus mit der Pferdebahn nach Scheveningen, dem großen Seebad. - Da nun die Nacht schon weit vorgeschritten war, wollten wir kein Geld mehr für ein Nachtlager ausgeben, sondern die Nacht am Meeresufer zubringen. Ein Polizist, der uns voll Mißtrauen schon länger nachgefolgt war, fragte uns schließlich, was wir wollten. Wir sagten : " Eine Tasse Kaffee vom Vereinigten Königreich der Niederlande ". Da dies aber nicht zu bekommen war, gingen wir auf seinen Vorschlag an den

Strand, jeder schob zwei Badekörbe zusammen, aber es war bitter kalt und nach etwa einer Stunde suchten wir uns durch Bewegung wieder warm zu machen. Da kam ein alter Fischer daher. Kranz, der von Südafrika her etwas Holländisch konnte, knüpfte ein Gespräch mit ihm an und er gab uns in seiner Hütte eine Tasse kalten Kaffee, der uns doch wieder einer Stunde erschien sie auch. Das Meer lag ruhig, purpur erstrahlend, zu unsern Füßen. Nur an der Brandung zerschlugen sich die Wogen. Als wir wieder am Strand waren, kam unser alter Schiffer und machte uns den Vorschlag, mit ihm in See zu fahren. Wir gingen erst in die Stadt, kauften uns Brot, dann fuhren wir wirklich hinaus. Es war 5 Uhr, alles hell und klar erglänzend. Wir nahmen uns Proben von den Fischen und Muscheln mit, die allerdings auf der Rückreise so stark zu riechen anfangen, daß wir sie größtenteils wegwerfen mußten. Im Grandhotel des Casino frühstückten wir nun, nachdem wir zuvor im Meer gebadet hatten, was uns, seit drei Tagen Ungewaschenen, recht wohl tat.

Wir traten nun unsere Rückreise an über den Haag und Uterich nach Emmerich, wo wir nach der Verabredung unser Schiff wieder bestiegen. In Düsseldorf hätten wir gern die Gemäldeausstellung besucht, hatten dort aber nur von 5 bis 7 Uhr morgens Aufenthalt. Den zweistündigen Aufenthalt in Köln benutzten wir zum Ansehen des Domes und des Zoologischen Gartens, hatten uns aber dabei etwas zu lange aufgehalten und mußten eine Droschke nehmen. Der Kutscher versprach, uns rechtzeitig zum Schiff zu bringen, aber sein abgetriebener Gaul konnte es nicht leisten; als wir ankamen, fuhr das Schiff gerade ab. " Laufen Sie über die Brücke nach Deutz ! " rief man uns zu, aber das kostete 2 Pfg. Ich fand noch 3 in meiner Westentasche, aber Kranz hatte nichts mehr. Der Zöllner rief ihm zu, als er seine Taschen umwandte : " Na, denn loof man " - Mit einem Tusch einer Kapelle wurden wir auf dem Schiff empfangen. - In Bonn machten wir uns mittels Papierwäsche fein, blieben Donnerstag und Freitag dort, natürlich von den Wingolfsbrüdern nach allgemeinem Brauch, frei gehalten. Samstag Morgen fuhren wir nach Neuwied, wo ein früherer Lehrer von Kranz in der Brüdergemeinde wirkte. Am Nachmittag fuhr er mit uns nach Andernach, von wo wir abends wieder zurückkehrten. Sonntag Morgan feierten wir den Gottesdienst in der Brüdergemeinde mit. Am Nachmittag verließen wir Neuwied auf dem Dampfer, stiegen auch nicht in Oberlahnstein aus, sondern Kranz beredete mich, mit ihm nach Wiesbaden zu seinen Eltern zu fahren und wirklich, ich sah nun den schönsten Teil des Rheins, des herrlichen Stromes und am Sonntag Abend kamen wir in Wiesbaden an. Wir platzten in eine Gesellschaft hinein, die die Eltern von Kranz um sich versammelt hatten. Diese waren natürlich hoch erstaunt; seine Mutter zog uns zuerst mal in eine andere Stube, gab uns zu essen und ließ sich von uns in großen Zügen unsere Reise beschreiben. Am anderen Morgen besahen wir uns noch kurz Wiesbaden und fuhren dann nach Marburg, wo man unsere Erzählung kaum glauben wollte, und uns auf der Kneipe in Versen besang.

Noch eine Reise möchte ich beschreiben, die ich Pfingsten 1880 nach der Wartburg gemacht habe, und die einen tiefen Eindruck, sowohl durch die Naturschön-

heit wie durch die studentische Feier auf mich gemacht hat. Ich fuhr von Marburg bis Treysa und ging von da zu Fuß zunächst nach Raboldshausen am Knüll, wo ein Pfarrer Bödecker, der Laibbursch meines ältesten Bruders, lebte. Ich wurde wohl aufgenommen und brachte den ersten Pfingsttag dort zu; am 2. Festtag ging ich nach Hersfeld, wo ich einen Wingolfsbruder Meyer (jetzt Professor der Theologie in Zürich) und seinen Leibburschen Schick abholen wollte. Meyers Vater war Lehrer am Gymnasium; er mit seiner fröhlichen Frau nahm uns freundlich auf. Am andern Morgen hant an wir uns vorgesetzt, wollten wir zu Fuß nach Ruhla gehen, wo die Begrüßungskneipe der Wingolfsverbindungen stattzufinden pflegte.

Wir gingen um 7 Uhr morgens fort, hatten uns aber in der Entfernung stark getäuscht, benutzten deshalb für einige Stationen die Eisenbahn und langten am Nachmittag in Tiefenborn an. Als wir uns dort nach dem Weg, nach Ruhla erkundigten, sagte man uns, das sei zu weit entfernt, dahin wisse man keinen Bescheid, aber wir möchten zu dem alten Kantor gehen, der könne uns vielleicht guten Rat geben. Das taten wir. Die alten Leute sagten: Das trifft sich gut, den Weg hätten Sie durch den weiten Wald gewiß nicht gefunden, aber der Schwiegervater unseres Sohnes aus Ruhla ist gerade hier und geht bald weg. Sie setzten uns noch eine Vesper vor und nach 10 Uhr langten wir wirklich in Ruhla an.

Aber nun war die Schwierigkeit groß, ein Nachtquartier zu finden. Als wir schon mehrere Gasthäuser vergeblich abgesucht hatten, sagten wir schließlich: Wir können nun nicht weiter, dann legen wir uns hier auf eine Bank. - Das hörte ein Bürger-, seines Zeichens ein Knopfmacher und sagte uns, wir sollten mit ihm gehen, Frau und Kind seien verreist; und wir kamen in ein Gespräch, in dem sich herausstellte, daß er und Mayer Gabelsberger Stenographenbrüder seien. So schliefen dann Schick und ich in den Betten der Eheleute und Meyer im Kinderbett und als wir am andern nach dem Kaffee aufbrachen und nach unserer Schuld fragten, hieß es: "Einem Stenographenbruder und seinen Freunden nehme ich nichts ab. So hatte ich bis dahin ungefähr nur eine Mark ausgegeben. Das Wartburgfest war bedeutungsvoll, weil der Wingolfsbund neu begründet wurde. Mit Entzücken genoß ich die landschaftlichen Schönheiten, Hohe Sonne, Drachenschlucht, Annatal. Mit Schauern der Ehrfurcht sah ich die Wartburg, ich schwärmte mit den bekannten und unbekanntem Wingolfsbrüdern in Begeisterung.

Nach Schluß des Festes machte ich mit Meyer, mit dem jetzigen Präsidenten des Konsistoriums in Berlin Steinhausen und mit dem späteren Oberkonsistorialrat Fluhme noch eine Wanderung durch den Thüringer Wald. Über den Inselsberg, Liebenstein, Friedrichsroda. Hoch beglückt kamen wir wieder nach Marburg zurück.

## **Trennung**

Gegen Ende des Sommersemesters 1879 zeigten sich die politischen Gegensätze in der Verbindung immer stärker. Diederich hörte nicht auf, seine Gesinnungsgenossen in der Verbindung aufzupeitschen und durch seinen Sarkasmus und sein starres Festhalten der Prinzipien, die er sich gemacht hatte, gewann er einen derartigen Einfluß, daß er fünf der Brüder auf seine Seite zog, darunter auch meinen geliebten Hanauer Freund Otto Kraushar. Sie begründeten eine neue Verbindung! Hassia, die aber nur wenige Semester bestanden hat. Auch an mich trat stark die Frage heran, ob ich nicht denselben Schritt tun wollte, den auch mein Leibbursch getan hatte. Mir graute aber vor dem Fanatismus Hederichs und ich konnte mich mit dem engen Horizont seiner Gruppe nicht zufrieden geben. Wir Zurückgebliebenen waren allerdings auch nur wenige, nur elf, denen sich aber zwei Füchse anschlossen.

Es war nun still, aber friedlich im Wingolf. Wir drei traten einander nahe und verlebten in engem Zusammenschluß ein schönes und fruchtbares Semester. Kraushar konnte es nicht über sich gewinnen, im preußischen Heere zu dienen, er verließ deshalb heimlich Deutschland und ging nach Amerika, ließ seine juristischen Studien im Stich und wurde an einem amerikanischen Kollege, in dem Pfarrer ausgebildet wurden, Lehrer der alten Sprachen, die der Hochbegabte trefflich kannte. Er ist nun schon längere Jahre tot.

Diederich, der ihn zur Flucht bewogen hatte, diente sein Jahr im sächsischen Heer in Leipzig ab, mußte aber dort auch dem König von Preußen Treue schwören. Er wurde übel behandelt, bekam die Schwindsucht und starb als ganz junger Pfarrer. Lange habe ich meinem Freund Kraushar nachgetrauert. Die politischen Unterschiede waren aber von da ab im Marburger Wingolf verschwunden.

### **Erlangen**

Die Mitglieder der Stipendiatenanstalt haben die Freiheit, von ihren vier Studienjahren eines auf einer anderen Universität zuzubringen. Zu jener Zeit waren die am besten besuchten Universitäten für die Theologen Leipzig und Erlangen. Der Glanz von Leipzig war allerdings am Verlöschen, da die drei Heroen Luthardt, Kanis und Delitzsch schon zu alt geworden waren. Anders war es in Erlangen, dort lehrte als Exeget Theodor Zahn, als Dogmatiker Frank und als Praktiker von Leschwitz. Zwar war die eigentliche Ruhmesepoche Erlangens mit Hofmann und Thomasius zu Ende gegangen. Die alten Pfarrer, die diese noch gehört hatten, waren von den jetzigen Dozenten enttäuscht, aber Zahn war ein tüchtiger Ausleger, Frank ein anerkannter Systematiker, dessen "System der christlichen Wahrheit" lange Zeit beherrschend auf diesem Gebiet war. Er war der einzige ebenbürtige Gegner von Ritschel in Göttingen, der als Ketzer galt. Endlich der Praktiker von Zeschwitz, dessen Verdienste um die Katechetik allgemein anerkannt wurden. Er war tatsächlich ein Meister in diesem Fach, dem ich mich zu tiefem Dank verpflichtet fühle. Schwer zu verstehen war er zwar, besonders in allem, was er durch den Druck ausgehen ließ, und man behauptete, es würden deutsche Übersetzungen seiner Bücher vorbereitet. Aber in seinem Seminar konnte man wirklich das Unter-

richten lernen. Der Ruhm dieser drei Professoren war auch nach Marburg gedrungen, im Wingolf besonders durch meinen Freund Reich, und da es mich außerdem viel mehr nach Süddeutschland als nach Leipzig zog, wählte ich Erlangen und habe es nie bereut.

Nur das Eine wurde mir schwer, daß die reformierte Theologie so gar nicht gepflegt wurde, ja die lutherische Theologie mit einer Ausschließlichkeit, als die allein mögliche bezeichnet wurde» die es manchmal schwer machte, stille zu schweigen. Einen gewissen Ersatz boten mir die offenen Abende des Pfarrers an der deutsch-reformierten Kirche Hähnchen, der gut unterrichtet und wohlmeinend uns Belehrung und Anregung gab, und ferner die Predigten von Professor Ebrard in der französisch-reformierten Kirche. Leider trat ich ihm persönlich in meiner Studienzeit nicht nahe, zurückgehalten durch ein Vorurteil, das gegen ihn, den Uttenreuther, im Wingolf herrschte. Erst später, im Jahre 1884 ist die Verbindung zwischen uns geknüpft worden und hat mir reichem Gewinn für mich bis zu seinem Tode bestanden. ( 1888 )

Im Wingolf waren fast nur Theologen, aber gemischt aus verschiedenen Gegenden des Vaterlandes. Unter sehr begabten Mitgliedern waren auch wissenschaftlich ganz gleichgültige, besonders unter den Bayern waren mehrere, die mehr dem guten Erlanger Bier als der Wissenschaft dienten. Einzelne bedeutende Mitglieder ragten hervor, unter denen ich nenne Faber, der aus Leipzig gekommen war, einen Schüler und Freund Delitzsch's, und Öhlkers, ein Schüler des Göttinger Philosophen Lotze. Mit Faber trieb ich hebräisch, las mehrere alttestamentliche Bücher mit ihm und auch Stücke aus dem Talmud, die Picke Aboth ( Sprüche der Väter ) Die letzten waren ohne Vokale gedruckt, aber allmählich ging auch das Lesen dieser Schriften besser. Ich habe später oft die Verwunderung und Hochachtung von Juden empfangen, wenn ich sagte, daß ich Schaß ( Talmud ) gelesen hätte. –

Wenn Faber einen polnischen Juden sah, ging er mit ihm weit hin und suchte ihn für das Christentum zu gewinnen. Er war hochbegabt, von einer seltenen Kenntnis der schönen und der theologischen Literatur, steckte voll von mechanischen Erfindungsideen, konnte meisterhaft reden, war aber epileptisch; er sprang, wenn er einen Anfall hatte, über den Tisch mitten in die Stube und konnte nur mit Mühe wieder beruhigt werden. Er verzettelte sich an seine verschiedenen Ideen, konnte sich nie konzentrieren, wurde Judenmissionar, verheiratete sich in Südrußland und starb früh. - Mit Öhlkers bin ich später öfter zusammen gewesen; er wurde in frühen Jahren Leiter des Stephanstiftes in Hannover und ist vor einigen Jahren, kaum 60 Jahre alt, gestorben.

Das ganze Leben in der Verbindung war bunt bewegt, die Musik wurde besonders gepflegt durch Wolfrum, den Bruder des Heidelberger Musikdirektors, auch er starb früh. - Im Wintersemester 1881/82 leitete ich die Verbindung als dritter und erster Sprecher. Ein fast regelmäßiger Gast auf der Kneipe war der Repetent Lic.

Bestmann, der aber in seiner Laufbahn nicht vorwärts kam, weil er unergründlich war, auf vielen Gebieten vieles wußte, aber unzuverlässig in seinen Angaben.

Der reichliche Biergenuß schadete nicht allein den Studenten, sondern auch vielen angesehenen Dozenten. Die wissenschaftlichen Leistungen waren daher gering. Immerhin habe ich im Rückblick auf meine Erlanger Studienzeit für manche Förderung meiner wissenschaftlichen Einsicht und Erkenntnis und für manche Freundschaftsbündnisse dankbar zu sein. Auch die Umgebung von Erlangen, allem voran das alte Nürnberg und die fränkische Schweiz, boten mir Freude, Belehrung und Erweiterung des Gesichtskreises. In meiner Erlanger Zeit habe ich ein Tagebuch geführt, das noch vorhanden ist.

### **Das letzte Jahr in Marburg**

Ostern 1882 kehrte ich nach Marburg zurück, zog wieder zu der Frau Pfarrer Schaub, bei der ich seit meinem zweiten Semester gewohnt hatte und begrüßte wieder die alten Bekannten. Die Frau Pfarrer Schaub war als junge Pfarrerwitwe mit drei Stiefkindern und vier eigenen sowie mit einer lahmen Schwester nach Marburg gezogen. Wie sie es fertig gebracht hat, ihre fünf Söhne und zwei Töchter zu erhalten und alle außer einem blödsinnigen Sohn studieren zu lassen, ist ein Wunder, was nur gläubige Menschen fassen können. Ihr Leben war eine Kette der Durchhülfen des lebendigen Gottes. Sie war voll Glaubens und voll Tatkraft; beides vereinigte sich bei ihr aufs schönste, dazu war sie von einer Wahrhaftigkeit, die manchmal hart anfaßte und schroff erschien, die aber aus wohlmeinenden, treuen Herzen entsprang. Ihr Wandel und ihr Beispiel waren für mich ein Vorbild und eine Stärkung.

Unter den Professoren waren Änderungen eingetreten. Professor Dietrich war emeritiert und Graf Baudissin an seine Stelle getreten. Scheffer war gestorben und Achelis, bisher Pfarrer in Barmen, hatte ihn ersetzt. Der junge Professor Herrmann, der an Heppes Stelle getreten war, fing an, seine Anziehungskraft, die sich später stark steigerte, auszuüben. Achelis gab uns viel in seinen homiletischen Anweisungen. In der Katechetik, kam er von Zeschwitz nicht nach; man merkte ihm an, daß er im praktischen Amt gewesen war. Seine Vorlesungen und seine Predigten wirkten in hohem Maße anziehend.

Mein geliebter Lehrer Dietrich starb im Januar 1883. Ich konnte der Witwe, besonders bei der Aufstellung eines Kataloges seiner Bibliothek, behilflich sein und habe deswegen, da er die Bestimmung getroffen hatte, daß derjenige seiner Schüler, der diese Arbeit tun würde, seinen schönen russischen Pelz erben solle, diesen später erhalten nebst einigen Büchern.

Im Wingolf waren inzwischen auch viele Veränderungen eingetreten. Von den alten Freunden war nur noch Linz und Heldmann und der Naturforscher Dennert da, und die Kneipen waren nicht mehr in dem poetischen Bückingsgarten unter dem

Schloß, sondern in einem engen, niedrigen Zimmer eines Wirtes, der im vorderen Zimmer Schnaps ausschenkte. Auch Otto Kühne verließ die Universität und ein neues Geschlecht füllte den engen Raum, mit dem erst die Verbindung angeknüpft werden mußte. -

Einer ungeahnten Lebensgefahr entging ich im Sommer 1882. Die Verbindung hatte eine der üblichen Fäßchenpartien auf Augustenruhe gemacht. Als ich mich auf dem Marktplatz von den Verbindungsbrüdern verabschiedete und die Straße nach meiner Wohnung heraufging, fielen plötzlich zwei Menschen, die sich im Dunkel gehalten hatten, über mich her und stachen mit Messern auf Kopf und Hals bei mir los. Die Stiche auf dem Kopf wurden durch das Zerevis abgeschwächt und am Hals verursachten sie auch keine tiefen Wunden, auf mein Rufen eilten die Freunde herbei, nahmen die beiden jungen Menschen fest und brachten mich zum Arzt, der glücklicherweise feststellte, daß die Wunden nicht erheblich waren. Die beiden Menschen kannten mich gar nicht; sie hatten in der Betrunktheit nur ihre Rohheit zeigen wollen, sie wurden später bestraft.

In der Verbindung bekleidete ich das Amt des ersten Sprechers und des Fuchsmajors. Die fünf Leibfüchse haben in spätem Jahren die Verbindung mit mir wenig gepflegt, ein jeder hat an seiner Lebensaufgabe für die Gegenwart und Zukunft so viel Arbeit und Last, daß die Vergangenheit doch mehr zurücktreten mußte. Im Februar 1883 machte ich vor der Fakultät das Examen, war mir aber bewußt, daß ich noch tiefer in die Wissenschaft eindringen müsse und bewarb mich deshalb um das Reisestipendium, das den Stipendiaten gewährt wird. Es wurde mir von der Fakultät zuerkannt. - Im März verließ ich mein geliebtes Marburg.

Im April machte ich das Tentamen, die Prüfung vor dem Superintendenten Wendel in Hanau - und wurde unter die Kandidaten aufgenommen. Die Grundlage einer theologischen Bibliothek wurde mir im Herbst 1881 zuteil. Der Pfarrer Richter in Marjöß war gestorben und seine Angehörigen baten mich, einen Katalog der Bücher aufzustellen und diese zum Verkauf bei Antiquaren anzubieten. Es gelang mir in Erlangen die Bücher zu verkaufen und mir schenkte die wohlhabende Witwe den Meyerschen Kommentar zum Neuen Testament und andere Bücher. Gern hätte ich meine Bücherei vermehrt, aber bei der großen Sparsamkeit, die ich mir auferlegen mußte, langte das Geld nur zu den unbedingt notwendigen Büchern.

### **Der Tod meiner Mutter**

In meine frohe Studentenzeit fiel ein tiefer Schatten. Am 18. Oktober 1880 verließ ich das Elternhaus, um wieder nach Marburg zu gehen. Ich ging bedrückt von dort weg, weil meine Mutter mir geklagt hatte, daß mein Vater aus Gefälligkeit gegen den Landrat Roth diesem eine große Kuh abgekauft hätte und damit zu der vielen schon vorhandenen Arbeit eine neue gekommen sei. Mein Vater wollte auch nur vorübergehend drei Stück Vieh im Stalle haben, aber doch war jetzt dadurch eine weitere Last entstanden. Am 20. Oktober wurde ich nachmittags von einer eigen-



tümlichen Unruhe und einem Gemütsdruck befallen. Ich ging planlos durch die Straßen und als ich nach Hause kam, wurde mir ein Telegramm überreicht, in dem stand : " Mutter schwer erkrankt, komme sofort " - Ich ließ mich bei Professor Brieger und Dietrich beurlauben und fuhr über Frankfurt die Nacht durch nach Schlüchtern, voll Ungewißheit und Sorgen. Gegen Morgen kam ich in Schlüchtern an. Als ich auf die Straße nach Hohenzell einbog, begegnete mir als erster der Totenbeschauer. " O " , dachte ich, " das ist kein gutes Zeichen " , und auf meine hastige Frage antwortete der Mann: " sie ist entschlafen " . Dasselbe bestätigte mir der Nachbar Pfahl. Ich eilte den Berg hinan und nach Hohenzell wieder hinunter, traf meinen Vater in Tränen aufgelöst und andere Frauen, alle wehklagend und erfuhr nun, was geschehen war. Die Magd war nicht zu Hause gewesen, als die Kühe von der Weide kamen und so hatte meine Mutter sie anbinden wollen; als sie hinter der neuen Kuh stand, trat diese plötzlich nach hinten aus und traf meine Mutter auf den Leib. Nur mit Mühe konnte sie sich in das Haus begeben und zu Bett legen. Mein Vater war nicht zu Hause, ein Bursche wurde nach ihm ausgeschickt und mit großem Schrecken vernahm er die Unglücksbotschaft. Der Arzt, der von Schlüchtern geholt wurde, konnte nichts tun; sie klagte über heftige Schmerzen, verlor aber bald die Besinnung. Mein Vater fragte " Soll Adam kommen? " Sie erwiderte " Was soll er hier? " - Mein Vater klagte " was soll ich anfangen, wenn Du von mir weggehst ? " Sie sagte darauf: " Laß Gott walten " - Sie sprach nachher nichts mehr und starb in der Nacht des 20. Oktober, einen Tag vor dem 9. Geburtstag meines Schwesterchens.

Was wir an unserer Mutter besessen und verloren haben, ist nicht zu sagen, sowohl in leiblicher wie in geistlicher Beziehung hat sie für uns gesorgt, gearbeitet, gebetet. Mein Vater war geknickt und zerschlagen. Sein altes Leiden, die Zuckerkrankheit wurde durch diesen Schlag stark verschlimmert. In seinem Gemüt war er durch den Schmerz um die geliebte Lebensgefährtin wie zerrissen; das häusliche Leben war bisher ganz und gar von meiner Mutter gelenkt worden, nun war alles verwaist. Am 23. Oktober wurde Mutter beerdigt. Der alte treue Freund unserer Familie, Pfarrer Meinhard, hielt die Leichenrede über Psalm 73, 23 und 26. Die Familie war vollzählig beisammen, auch der alte 79 jährige Großvater war da. Auch er hat bis zu seinem Tode den Schmerz nicht verwunden; aus der ganzen Umgegend war eine große Menge Leute erschienen zur Beerdigung, und wochenlang kamen nachher noch Bettelleute und weinten um ihre Wohltäterin.

Das Licht war erloschen, das uns allen so hell geschienen hatte. Das Fehlen der Hausfrau und Mutter machte sich überall bemerklich. Mein Vater nahm zur Versorgung des Hauses Haushälterinnen an; die eine verstand nichts, die andere war schwermütig, die dritte hoffte auf eine Heirat, die vierte stahl, kurz es war ein Elend im Hause. Mein Vater litt seelisch und körperlich gar zu tief; sein weiches Gemüt war im Zerfließen. In den Ferien half ich im Hauswesen, soviel ich konnte, machte Sauerkraut und Preiselbeeren ein, bügelte meine Wäsche und notdürftig wurde der Haushalt weiter geführt. Mein Schwesterchen wurde früh in die Arbeit gestellt und

hat schon in ihrer Jugend, ja in ihrer Kindheit an den Lasten mitgetragen; sie wurde die Hilfe und der Trost meines schnell alternden Vaters.

Als nun nach einem Jahr der gute Pfarrer Meinhard Hohenzell auch verließ, war mein Vater ganz allein. Sein Augenlicht wurde immer weniger und in seinem Gemüt wurde er immer bedrückter. Wir alle aber litten unter diesem plötzlichen Schlag, der uns so arm gemacht hatte.

Ich habe nicht aufgehört, nach ihr mich zu sehnen mein Lebelang, besonders an den Höhepunkten des Lebens (Hochzeit und Geburt und Aufwachsen der Kinder) war es mir immer eine Entbehreung, daß sie nicht die Teilnehmerin der Freude war und immer wieder mußte ich bedauern, daß sie und meine liebe Frau einander nicht gekannt haben. Wie würden diese beiden Seelen miteinander harmoniert haben. Sie werden es in der Ewigkeit tun.

### **Die Studienreise**

Mitte April trat ich die von der Fakultät mir ermöglichte Studienreise nach norddeutschen Universitäten an. Zuerst suchte ich Leipzig auf. Ich hospitierte bei Luthard, Kahnis und Delitzsch, die ich aus den Erzählungen von Freunden schon kannte. Luthard sprach von oben herab, seiner Sache unbedingt sicher, nicht in die Tiefe gehend, auf die unbedingte Zustimmung seiner Hörer rechnend. Ich konnte mir bei ihm nichts holen. Kahnis diktierte sein uraltes Heft, auch die Interpunktio- nen : " Punkt ", rief er ebenso feierlich wie die Sätze der Kirchengeschichte. Er machte den Eindruck eines Fleischers. Delitzsch war ganz der feinsinnige Lehrer, den ich zu finden erwartet hatte. Seine Gelehrsamkeit war groß. Er hatte die Eigenheit, auf das Katheder immer eine Blume mitzubringen, er war für Gerüche sehr empfänglich und wurde durch sie geistig angeregt. Sein Famulus, mein Freund Faber, überbrachte mir eine Einladung zu ihm. Ich unterhielt mich mit ihm über meinen Lehrer Dietrich, mit dem er in wissenschaftlichem Austausch gestanden hatte; dann nahm er uns in ein Kaffeehaus mit.

Von Leipzig wandte ich mich nach 8 tägigem Aufenthalt nach Halle, wo ich bis zu Pfingsten blieb. Ich wohnte bei meinem Bruder Karl, der damals gerade mit großer Geduld und Sorgfalt auf Anregung des Professors der Geographie, Kirchhoff, sein großes Harzrelief in Ton modellierte. Von den Professoren waren die am meisten gehörten Kähler und Beyschlag. Kähler, ein tiefer Denker und ein gläubiger Mann, wirkte überaus anregend auf die Studenten; Beyschlags Exegese wurde geschätzt, ebenso wie Köstlin's Kirchengeschichte. Aber auch die anderen Professoren besuchte ich in ihren Vorlesungen und ich bedauerte, nicht diese Universität statt Erlangen gewählt zu haben. Der große Strom der Theologen ergoß sich aber erst später nach Halle.

Auf der Wingolfskneipe fragte ich, ob kein Reformierter da sei, es meldete sich ein Rheinländer, Johannes Stußberg, mit dem ich bisher in Verbindung geblieben bin. Ich habe ihn später meinem Freund Ebrard als Gehülften empfohlen, er wurde

auch nach Ebrard's Tod sein Nachfolger, kam dann nach Freudenberg und wurde darauf Leiter der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth. Auch Bestmann traf ich dort, der aber auch in Halle nicht Fuß faßte und darum ins Pfarramt ging.

Die Pfingstfeiertage verlebte ich in Magdeburg bei Bruder August. Am zweiten Festtag reiste er mit mir in den Harz. In der Post, die uns von Wernigerode nach Ilsenburg fuhr, saß mir gegenüber ein Mann, mit dem ich ein Gespräch über das Leder anknüpfte. Unwirsch antwortete er mir. Ich sagte ihm : "Sie müssen doch darüber Bescheid wissen, Sie sind ja Schuhmacher " Da brauste er auf, wer mir das gesagt hätte; ich antwortete ihm : " Niemand, ich sehe es Ihnen an. Sind Sie es etwa nicht ? " - " Ja, ich bin's " erwiderte er zornig, " aber ansehen tun Sie mir das nicht " Verdrossen hüllte er sich in Schweigen. Ich habe die Gabe, den Menschen ihren Beruf anzusehen, und habe meinen Kindern später viel Vergnügen mit dieser Fähigkeit gemacht und andere Leute dadurch in Verwunderung gesetzt.

Am Schluß der Pfingstferien reiste ich nach Berlin. Den größten Eindruck unter den Dozenten machte Steinmeyer auf mich, der zwar wunderbar in Gestalt und Sprache war, aber seinen Stoff so beherrschte, daß er vollkommen frei vortrug; nur Zitate las er aus Zetteln vor, die er aus der Seitentasche seines Rockes zog. Durchaus positiv gerichtet, gab er eine so gründliche Auslegung, in den Geist der Schrift eindringend und einfühend, daß ich tief davon berührt wurde. Ich hörte auch den Dogmatiker Kaftan und andere, studierte und exerzierte Schleiermachers Glaubenslehre und erledigte außerdem neben dem Studium das für die Theologen vorgeschriebene sechswöchige Hospitieren an einem Lehrerseminar. Dieser Kursus fand in Köpenick bei Berlin statt. Ich dispensierte mich selbst häufig von dem Besuch des Seminars, da ich in Pädagogik und Katechetik von Hause her vieles wußte und geübt hatte, und ich durch Zeschwitz in diese Gebiete trefflich eingeführt war. Ich ersparte durch dieses Zusammenlegen Zeit und Kosten, die ich für den Kursus an einem anderen Seminar nochmals hätte opfern müssen, aber es war eine Zeit starker körperlicher und geistiger Anstrengung.

Meine Wohnung hatte ich in der Scharnstraße im Centrum von Berlin genommen, in der Nähe der Petrikirche, zusammen mit einem Mathematiker, der dem Wingolf angehörte. Das Zimmer war drei oder vier Treppen hoch und es herrschte damals gerade eine große Hitze. Durchzug konnte man nicht machen, da aus dem Hof Gummidünste und von vorn her Straßengerüche emporstiegen. Ich sehnte mich aus dieser Steinwüste herauszukommen; vorerst aber galt es, alles was es in Berlin zu sehen und zu hören gab, kennen zu lernen und zu genießen. Empfehlungsschreiben, die mir besonders Professor Henrici in Marburg gegeben hatte, öffneten mir die Tür zu Professoren, zu den Hofpredigern Kögel und Bauer, zu dem Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche und anderen. Ich bekam dadurch Gelegenheit, das kirchliche Leben und die kirchlichen Veranstaltungen kennen zu lernen, nahm auch als Zuhörer an einer Synode teil, in der der Konsistorialpräsident Hegel und Stöcker, Büchsel und andere sprachen. Der Eindruck der parlamentarischen Zänkerei war mir aber abstoßend. Büchsels letzten Gottesdienst in der Matthäikirche machte

ich mit. Anstalten der Inneren Mission lernte ich besonders durch Bauer kennen. Natürlich besuchte ich auch die Museen, besonders die Nationalgalerie, allein oder unter Führung meines Freundes Martin Pfannschmidt. Er war und ist noch strenger Lutheraner, wir hätten nach unserm konfessionellen Standpunkt eigentlich gar nicht so eng befreundet sein dürfen, wenn nicht vor dem lebendigen Christus diese trennenden Unterschiede zurückträten. Er führte mich auch in sein Elternhaus ein. In langem grauen Haupthaar und Bart, das Samtbarett auf dem Kopfe, saß der ehrwürdige Künstler wie ein Patriarch an der Spitze der Tafel, neben ihm seine rüstige, schaffensfrohe Frau, und um den Tisch her die zahlreichen Kinder, von denen jedes wieder künstlerisch begabt war. Der älteste Sohn Martin liebte die Musik, sang sehr hübsch, komponierte, unter anderem auch ein kleines Gedicht von mir, das auf dem Polterabend von dem Onkel meiner Frau, Oberstabsarzt Buch, der auch mit Pfannschmidt's nahe bekannt war, zu meiner Verwunderung vorgelesen wurde. Ich habe wunderschöne Stunden in dem Pfannschmidt'schen Hause verlebt; mit Freuden betrachtete ich die Skizzen, Zeichnungen - und Gemälde des Vaters Pfannschmidt, damals noch ganz und gar die Art der Nazarenerschule billigend.

Gebhardt's Abendmahl war ihm ein Gräuel. " Es fehlte nur noch, daß den Jüngern die Läuse an den Kleidern herumkröchen ", äußerte er zornig - drastisch. Wenige Jahre später konnte ich mich selbst nicht mehr in die Nazarener finden.

Berlin hatte mir nach jeder Richtung viel gegeben und ich war froh und dankbar, daß ich diesen Aufenthalt haben durfte : mein Wissen und mein Horizont wurden stark erweitert. Öfter sah ich auch den hochverehrten alten Kaiser und andere bedeutende politische Persönlichkeiten, auch im Landtag. Bismarck aber habe ich erst einige Wochen später in Göttingen gesehen.

Überaus müde kehrte ich Berlin den Rücken, machte in Magdeburg noch einmal halt, wanderte mit meinem Bruder einen Tag durch den Harz und wandte mich dann nach Göttingen, wohin mich vor allem Dingen Ritschel zog. Ich besuchte fleißig seine Kollegien, konnte aber in kein richtiges Verhältnis zu ihm kommen, da ich besonders durch seine Satire und Polemik abgestoßen wurde, mit denen er sich gegen seine zahlreichen Bestreiter wehrte. Ich arbeitete sein Buch : " Rechtfertigung und Versöhnung " durch, war aber mit den Resultaten nicht zufrieden. Als ich ihm in seinem Hause den Abschiedsbesuch machte, sagte er zu mir : " Ich habe Sie im Kolleg immer angesehen, Sie gleichen dem jungen Luther ", - worauf ich erwiderte : " Aber ich bin reformiert " Und er sagte : " Das Beste haben Sie ja doch von Luther." - Die Verbindungsbrüder, unter denen ich auch Oehlkers hier wieder fand, waren verwundert, daß mich Ritschel so freundlich aufgenommen und mir sogar einen Stuhl angeboten habe, was gewöhnliche Sterbliche sonst nicht bei ihm bekamen. Er wurde von den Studenten deshalb " der Knoten " genannt.

Mit wahrer Freude und innerer Zustimmung hörte ich die Vorlesung des Kirchengeschichtlers Reuter über die Zeit von 1750 ab. Eine so tief eindringende Kenntnis und ein so gerecht abwägendes Urteil wie bei Reuter hatte ich sonst noch nirgend

getroffen. So unansehnlich seine Person war - klein, mit großer blauer Brille, aber stets im Frack, - so geistvoll und zuverlässig war er in seiner Wissenschaft. Er hat die geistigen Bewegungen jener vorhin genannten Periode in meisterhafter Weise seinen Zuhörern nahe gebracht. Auch andere Professoren, unter ihnen de Lagarde, habe ich gehört.

Im Wingolf verkehrte ich natürlich auch in Göttingen; mit den Brüdern machte ich Ausflüge in die Umgebung. Der Hainberg war damals noch unbewaldet, es war erst an einigen Stellen ein kleiner Anfang damit gemacht worden. Es gab noch keine Kanalisation und Wasserleitung, sondern zweimal in der Woche wurde das Wasser von der Reinsrinne her durch die Gassen der Stadt laufen gelassen, um den Unrat in die Leine zu schwemmen. In den Straßen und den Höfen der Häuser standen Wasserpumpen. Ich sah die Plesse und den Hardenberg und freute mich, daß ich in hiesiger Gegend die geologische Struktur meiner Heimat fand, den Muschelkalk. So wurde mir die Umgegend von Göttingen schon dadurch lieb und vertraut.

Noch etwas gab mir das Gefühl der Heimat : Ich besuchte die reformierte Kirche und fand dort das heimatliche hessische reformierte Gesangbuch. Wie ich dadurch nach allem Umherirren in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, froh gestimmt wurde, kann ich nicht sagen.

Durch den Wingolf lernte ich auch den reformierten Pastor von Spanbeck Kuno, kennen, dessen Name mir wohl bekannt war, nicht nur aus der reformierten Kirchenzeitung, sondern auch dadurch, daß er, wie ich wußte, zuvor in Unterreichenbach, Kreis Gelnhausen gewesen war. Er lud mich dringend ein, ihn in Spanbeck zu besuchen und gerne kam ich dem nach. Mit einem Wingolfiten, ^ der den Weg wußte, ging ich über Nikolausberg durch den Wald über Oberbillinghausen nach Spanbeck, einen Weg, den ich in meinem späteren Leben so oft gemacht habe. Die Kirche in Nikolausberg hatte ich schon vorher mit Freund Friedrich Wiegand kennen gelernt, der mein Studiengenosse in Marburg und mein Verbindungsgenosse in Erlangen gewesen war, der kirchengeschichtlich und kunstgeschichtlich interessiert und kundig war. Er lebt jetzt noch als Professor der Kirchengeschichte in Greifswald und ist, durch nahe Verwandte dazu veranlasst, in späteren Jahren öfter in Göttingen und auch bei mir gewesen. Wir widmeten dann jedes Mal einen Ausflug auch der Umgebung.

In Spanbeck wurden wir wohl aufgenommen und bewirtet. Pastor Kuno war ein eifriger Reformierter der Kohlbrüggenschen Richtung. Er versorgte mich jetzt und später noch mit Schriften und Aufsätzen, die mich bei der alten Fahne festhalten sollten. Was mir allerdings nicht gefiel, war die Härte und Schroffheit, die sich bei ihm anderen Richtungen gegenüber zeigte. Die ganze Gegend aber gefiel mir aufs beste. Die Flora lernte ich Hier den mir bisher unbekanntem Wald-Bachtelweizen kennen, der durch seine blauen und gelben Blüten auffällt. Später habe ich Gelegenheit gehabt, mich mit der reichen Frühlings-, Sommer- und Herbstflora der hiesigen Gegend zu machen. –

Meine Wohnung hatte ich in einem Hause der Weenderstraße, es war eines der alten Häuser, die im Innenhof im ersten Stock ein Nebengebäude mit gedeckter Galerie haben, auf die die Fenster und die Türen herausgingen. Das Dienstmädchen wunderte sich sehr über meine Aussprache. Wir hatten beide den heimatlichen Dialekt noch an uns und jeder den des andern noch nie gehört. Sie lachte mir ins Gesicht, als ich sie beauftragte, mir " Wurscht " zu holen, wohingegen es uns später eine Belustigung war, wenn unser Dienstmädchen sagte, scharf das S heraushebend ! " Dem Herrn Pastor seine Stiefel stehen in der Studierstube. " - In Göttingen sah ich auch Bismarck, der auf der Durchreise seiner alten Musenstadt eine halbe Stunde gönnte und einige Worte der Erinnerung und Ermahnung den Studenten sagte. Ich stand so nahe vor seinem Wagen, daß ich ihn gut sehen konnte und freute mich, daß ich dazu Gelegenheit hatte, die mir in Berlin nicht zuteil geworden war.

### **Eine Zwischenzeit und Selbstbesinnung**

Über Marburg, wo ich den Professoren über meine Reise zunächst mündlichen Bericht erstattete, fuhr ich nach Hause, wo ich schon sehnsüchtig erwartet worden war. Ich fand genug Arbeit vor, in der ich meinem Vater helfen konnte, hielt auch öfter für ihn, der durch seine Krankheit schon recht behindert war und sich schwach fühlte, die Schule, streifte daneben in den vertrauten Wäldern umher, die ich nun verlassen und so bald nicht wiedersehen sollte. Gern ging ich in den Bernhardswald, in dem ein Bach fließt, dessen Wasser so kalkhaltig ist, daß hineinfallende Blätter bald mit Kalk überzogen und wie versteinert sind. Geologisch ist die kleine Schlucht als ein Einbruch anzusehen, auf der rechten Seite stehen die Kalksteinfelsen senkrecht da in beträchtlicher Höhe. Da sie verschiedene Höhlenspalten aufweisen, nennt sie das Volk " die wilden Häuser ", und es wird erzählt, daß früher dort ein Einsiedler gewohnt habe, der in den Dörfern der Umgegend sich Nahrung erbettelt habe, was immerhin möglich wäre.

Ein Stück entfernt von den wilden Häusern liegt unten ein gewiß abgestürzter Felsen, der die Form eines fast runden Tisches hat; er heißt "der wilde Tisch " und wir stellten uns vor, daß es ein Opferaltar der alten Deutschen gewesen sei. In der Nähe des Waldes hatte ein Bauer aus Elm sich ein Haus gebaut. Die Kinder, die in dieser Einsamkeit andere Menschen fast nie zu Gesicht bekamen, waren ganz fremd in der Welt und fürchteten sich vor jedem Menschen. - Diese reine Heimat genoß ich nun mit vollen Zügen wieder, nachdem ich den Städten Lebewohl gesagt hatte.

Mein Ziel, auf das ich jetzt losging, war Soldat sein, und zwar wollte ich in Erlangen, wo der Dienst nicht sehr streng war, meiner militärischen Pflicht genügen. Ich hatte mich in Marburg bereits untersuchen lassen und war für tauglich erklärt worden. Ende September fuhr ich nun nach Erlangen. Wir waren eine große Zahl, die sich zur Ableistung ihrer Dienstzeit bei dem Bataillon gemeldet hatten : 96 . Ich

war so sicher, daß ich genommen würde, hatte mir schon Ausrüstungsgegenstände verschafft und eine Wohnung, daß ich wie aus dem Himmel gefallen war, als ich hörte : Zurückgestellt auf Grund von § 81a. Der Grund war der, daß nur 23 einjährige Rekruten angenommen werden konnten und zu diesen gehörten nur die stärksten. Meine angeschafften Sachen wurde ich leicht los und ich reiste, doch hoch erfreut über die Ersparnis an Geld und Zeit wieder ab und stellte mich dem Konsistorium zur Verfügung, das mich alsbald aufforderte, mein zweites Examen zu machen um sogleich im Pfarramt verwendet zu werden. Es war die Zeit nach dem Kulturkampf für das Studium der Theologie höchst ungünstig gewesen, und es fehlte daher überall an Pfarrern, so daß viele Stellen jahrelang unbesetzt blieben.

Im Laufe des Oktober machte ich in Kassel mein Examen, hielt die Predigt in der Oberneustädter Kirche über den mir aufgegebenen Text von Maria und Martha und bekam bald die Nachricht, daß ich als Pfarrgehilfe in Gelnhausen verwandt werden solle. Ich hatte meine Examenspredigt aber auch in Alten- und Neuengronau gehalten und der dortige Pfarrer Metropolitan Heußner, der sich schon lange einen Gehilfen erbeten hatte, richtete jetzt an mich und das Konsistorium das Ersuchen, mich ihm beizugeben. Ich war gern damit zufrieden und mein Vater war über diese Aussicht sehr froh, daß ich in der Nähe von Hohenzell ( etwa 1 ½ Stunde entfernt ) bleiben würde. Außerdem hatte ich gegen Gelnhausen das Bedenken, daß diese Gemeinde vor der Union lutherisch gewesen war, ich aber nach meiner Richtung dort nicht hingehören würde. Ich legte diese Bedenken unter der Darlegung, der historischen Gründe dem Konsistorium dar, mußte aber von dem Generalsuperintendenten Fuchs mündlich belehrt werden, daß die Apologie zu der Augsburger Konfession auch in der reformierten Grafschaft Hanau gültig gewesen sei. So stand ich denn vor dem Pfarramt, das ich am 1. November 1885, dem Buß-, Bet- und Danktag Hessens antreten sollte.

So stand ich denn vor der Erreichung meines Zieles, auf das ich seit meiner Jugend zugestrebt hatte. Das Herz war mir schwer; ich war bedrückt von der großen Verantwortung, die mir aufgelegt werden sollte, und von der hohen Aufgabe, zu der ich nun berufen wurde. Nur das Zutrauen auf Gottes Gnade und Hilfe konnte mich aufrecht halten. Pfarrer zu sein, ohne die innere Berufung von Gott selber, ist eine erschreckende Sache. Die theologische Ausbildung allein kann wahrlich nicht einen Menschen zu dem Amt eines Dieners am Wort, zu einem Herold des lebendigen Gottes, zu einem Zeugen Jesu Christi tüchtig machen. Gottlob habe ich fromme Eltern gehabt, die durch Wort und Vorbild mir den rechten Weg gewiesen haben, und soweit ich zurücksehen kann, habe ich mich im Glauben und Ehrfurcht Gott genahet. Schon als Kind habe ich das Ziehen des Geistes Gottes erfahren, auch die Wahrheit seines Wortes in der Erhörung meiner Gebete. Ich erinnere mich aus meinem dreizehnten Jahr, als der Rektor in Schlüchtern auf einmal gegen mich so eingenommen und böse war, daß mir der Spruch : Sprüche 21,1 in den Sinn kam im Hohenzeller Berg : " Des Königs Herz ist in der Hand des Herrn wie Wasserbäche, und er neiget, wohin er will. - Daran hielt ich mich indem ich dachte, daß Gott dann auch das Herz eines Rektors wenden könne und es wurde in der Tat

bald anders. Der unlebendige Konfirmandenunterricht, der aber von einem treuen Pfarrer Walther erteilt wurde, hatte auf mich Eindruck gemacht, mein Konfirmationspruch Psalm 23,1 " Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln " war mir wertvoll und tröstlich. Die bösen Neigungen und die Äußerungen derselben, wurden mir von dem Geiste gezeigt und trieben mich zu der Gnade unseres Gottes und Heilandes meine Zuflucht zu nehmen. In der Hanauer Zeit wurde ich noch fester und bewußter mit meinem Gott und Heiland verbunden. –

So war ein Grund gelegt, den auch die wissenschaftlichen Zweifelt in die ich auf der Universität, sowohl auf theologischem wie naturwissenschaftlichem Gebiet, Einblick gewann, nicht umstürzen konnten. Ich wußte, wie wenig würdig ich war, um ein Hirte einer Gemeinde zu sein, und im Auftrag Gottes das Werk Christi zu tun, aber ich hielt mich an das, was uns allein halten kann, an die Gnade unseres Gottes und unsere Heilandes. Aber ich bin nie, auch nach langer Dienstzeit, anders als mit Zittern und Zagen auf die Kanzel gegangen.

### **Gelnhausen**

So war es denn entschieden, daß ich als Hilfspfarrer nach Gelnhausen kommen sollte. Am 29. Oktober 1883 reiste ich von Hause hin. Die Stadt war mir oberflächlich von einem Besuch im Jahr 1870 her bekannt, vor allem aber mir vertraut durch die verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Familie Gottschalk. Ein Bruder meiner Großmutter Rupp, der alte Onkel Konrad Gottschalk, lebte noch dort, während mein Neffe, der Onkel Fritz Gottschalk, vor kurzem nach Frankfurt gezogen war. Dessen zwei Söhne waren, zu gleicher Zeit mit mir auf den Schulen in Hanau, obwohl in niedrigeren Klassen als ich. Sie wohnten bei dem katholischen Dechant Müller, in dessen Haus ich infolgedessen oft ein und aus ging. Der alte Herr war ein katholischer Geistlicher aus der früheren, friedlicheren Zeit, während sein Kaplan Hey die ganze Schärfe und Gehässigkeit der Kulturkampfzeit atmete. Mit dem alten Dechanten habe ich mich viel unterhalten, besuchte auch öfter die katholische Kirche. Das romantisch - gefühlsmäßige, das im katholischen Gottesdienst sich geltend macht, war mir innerlich verwandt, aber ich stemmte mich dagegen, und ließ es keinen Einfluß auf mich in kirchlicher Beziehung gewinnen. Ich denke aber gerne an die Stunden und gemütlichen Unterhaltungen im katholischen Pfarrhaus zurück. Gottschalks habe ich in Frankfurt als Student mehrmals besucht und Onkel Fritz Gottschalk kam öfters auch in meiner Zeit nach Gelnhausen. Er war Schafhändler und hatte ein Gut Utrichsstein im Vogelsberg in Pacht.

Er war streng katholisch und von naiver katholischer Gläubigkeit. Einmal sagte er : " Ich weiß net, ich hab schon zwei Messe lese lasse für den heilige Wendelin und die Schafpreis' wolle als noch net anziehe " ( Wendelin ist der Patron der Herden (Viehherden)). Er war auch abgegangen von der Sitte des Gottschalk'schen Hauses, daß die Töchter der evangelischen Konfession der Mutter folgten. Seine Tochter Maria mußte auch katholisch werden. Nichts desto weniger lebte er in voller Eintracht mit seiner evangelischen Frau, die von ihm und den Kindern aufs höchste



verehrt, ja auf Händen getragen wurde, und wiewohl der älteste Sohn Heinrich ( jetzt Amtsgerichtsrat in Frankfurt ) ein strenger Katholik ist und mit den Jesuiten in Verbindung steht, las er doch regelmäßig seiner Mutter in späteren Jahren eine evangelische Predigt vor. Das verwandtschaftliche Verhältnis zwischen uns ist durch die Verschiedenheit der Konfession nicht getrübt worden. Der Vater des Onkel Fritz hat die katholische Gemeinde in Gelnhausen begründet. Dessen unverheirateter Bruder Onkel Franz, der das väterliche Gut auf den " Butterstätter Höfen" im Kreise Hanau besaß, hat einen erheblichen Teil seines Vermögens der katholischen Kirche vermacht. Onkel Fritz und mein Vater waren Testamentsvollstrecker. Onkel Konrad zog bald nach meiner Ankunft nach Uttrichstein; Onkel Fritz, der einmal mich in der Kirche predigen hörte, sagte : " Wenn ich noch in Gelnhause wär, ick kam jede Sonntag in dei Kerch."

So waren die Gottschalk'schen Verwandten nur noch in Gelnhausen durch die Frau des Lederhändlers Karl Meles in der Langgasse, Susanne geb. Andreas, eine Tochter der Schwester von Onkel Fritz, vertreten. Und diese Familie Meles hat mir viel verwandtschaftliche Liebe entgegengebracht und erzeigt. Gelnhausen zählte mit der Burg zusammen etwa 4 000 Einwohner, zur Kirchengemeinde gehörte noch das frühere Ysenburg - Wächtersbachische an der Kinzig aufwärts gelegene Dorf Haitz, von wo auch die Kinder selbst in strengem Winter in die Gelnhäuser Kirche zur Taufe gebracht wurden. Gelnhausen war freie Reichsstadt. Unten an der Kinzig lag die kaiserliche Pfalz Barbarossas, der sich viel in Gelnhausen aufgehalten hat. Die jetzigen Trümmer geben doch noch - wenn auch eine schwache - Vorstellung von der Größe und Schönheit der Gebäude. Noch immer waren die Gelnhäuser Bürger stolz auf ihre Vergangenheit. Ihre Vorfahren hatten sich gegen die Annexion im Jahre 1805 und die Einverleibung in Kurhessen vergeblich gewehrt. Berühmt war Gelnhausen durch seine Kirche und deren schiefen Turm: Das Schiff ist romanisch, der Chor gotisch. Der schiefe Turm war eine der größten Merkwürdigkeiten Deutschlands.

Auf Grund von Gutachten von Architekten sollte der Turm die Gefahr des Einsturzes in sich tragen. Nach alten Bildern aber war der Turm im 16. Jahrhundert schon von derselben Form, und die Architekten stritten sich, ob der Turm absichtlich schief gebaut sei oder durch irgendwelche Einflüsse seine gewundene Form angenommen habe. Auf Betreiben Konsuls Schöffler, eines wohlhabend gewordenen Gelnhäuser Kaufmanns, der große Summen zur Verfügung stellte, wurde die Kirche 1876-79 hergestellt. Alle Einbauten, Emporen usw., die aus nachgotischer Zeit stammten, z.T. aber Kunstwert hatten, wurden entfernt und der schiefe Turm abgebrochen und ein gerader wieder aufgebaut und alles nach den damaligen Ansichten der Kunstverständigen über romanische und gotische Bauweise umgeändert - sehr zum Leidwesen der alten Bürger und auch der jetzigen Bausachverständigen. Die dreischiffige Kirche macht allerdings auch jetzt einen erhebenden Eindruck. Sie ist voll von reizenden Steinhauerarbeiten. Nach ihrem Muster ist die Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin gebaut worden, in die auch einer der schön

geschnitzten Chorstühle auf Drängen des Oberhofmeisters von Mirbach gebracht worden ist.

Was eine fromme Bürgerschaft vermag, zeigt die Tatsache, daß im Mittelalter nicht bloß diese eine Kirche vorhanden war, sondern eine Reihe anderer kirchlicher Gebäude. In gleicher Höhe mit der geschilderten Marienkirche stand die Peterskirche, ganz im romanischen Stil, die von der Stadtverwaltung an einen Zigarrenfabrikanten verkauft und jetzt Zigarrenfabrik ist. 1924 hat die katholische Gemeinde dies Gebäude gekauft, um es wieder als Kirche herzustellen. Mit dem kirchlichen Vermögen ist der Rat der freien Stadt, der niemand über sich hatte, in unverantwortlicher Weise umgegangen. Fünf andere gottesdienstliche Stätten waren im Mittelalter noch vorhanden. Jetzt war nicht einmal für den zweiten Pfarrer ein Pfarrhaus mehr vorhanden. Vergeblich habe ich mich bemüht, das damals freigelegte romanische Rathaus am Untermarkt zu einem Pfarrhaus zu gewinnen.

Um die Stadt her laufen noch z.T. gewaltige Festungsmauern und mit hohen Türmen versehene Stadttore. Von diesen stehen noch drei. Auch drei alte Festungstürme sind noch vorhanden. Der deutsche Orden hatte eine Niederlassung in Gelnhausen, das schöne Haus war zu meiner Zeit unbenutzt und der Zerbröckelung preisgegeben.

Die Stadt liegt wie ein Schwalbennest angeklebt an den Berg, der sich hinter ihr noch hoch erhebt und aus dessen Sandsteinfelsen mehr als ein Jahrtausend die Steine für die Bauten in Gelnhausen gebrochen worden sind. Der Berg war zu meiner Zeit noch fast ganz mit Reben besetzt, die aber z.T. schon Obstbäumen oder auch Hackfrüchten Platz gemacht hatten, da der Weinbau nicht sehr lohnte. Jeder Bürger hatte früher seinen "Wingert" (Weingarten) und wundervolle Trauben wie anderes Edelobst gediehen in dem gesegneten Landstrich. Die Weinlese wurde noch in jedem Herbst festlicher oder weniger laut gefeiert. Ein Zug wurde veranstaltet, der von den Weinbergen sich durch die Stadt bewegte, dem eine holzgeschnitzte Figur, das "Erwanesie" (Urbanuschen, Urbanus war der Patron des Weinbaues), vorangetragen wurde.

War die Weinlese gut ausgefallen, so kriegte das Erwanesie auch ein neues Röckchen an, ganz wie es in katholischen Gegenden noch jetzt Sitte ist und wie es Ovid in seinen Fasti aus heidnisch-römischer Zeit beschreibt. Bei Beerdigungen wurde übrigens auch wie in katholischen Gegenden ein schwarzes mit einem Flor versehenes Kreuz an einer Stange dem Zug vorangetragen. Der Weinleseball durfte nicht fehlen, und bald darauf gab es "Federweißen". Außer dem Wein, der in keinem Bürgerhaus fehlte, wurde aber auch mehr und mehr Apfelwein gekeltert und getrunken. Rings um die Stadt zogen sich prachtvolle Gärten, zum größten Teil in Terrassenform, voll von trefflichem Obst und Gemüse.

### **Die kirchlichen Verhältnisse**

Die kirchlichen Verhältnisse waren seit Jahrzehnten nicht gut. Die beiden Pfarrer zogen an verschiedenen Strängen. Der erste Pfarrer Wanns, hatte sich aus einem Rationalisten zu einem strengen Verfechter der Orthodoxie entwickelt, ihm galt ein Dogma so viel wie das andere. Zentrale und peripherische Glaubenssätze unterschied er nicht. Er gab mir im Sommer 1864 auf, ihm eine Abhandlung über die Höllenfahrt Christi einzuliefern und sagte dabei : " An dem Pfiff erkenne ich meine Vögel " Er war ein stattlicher großer Mann mit einem Gesicht wie aus Stein gemeißelt, seit Jahren schwerhörig, fast taub, wodurch, wie es gewöhnlich geschieht, sein Gesichtsausdruck noch etwas mehr Starres empfangen hatte. Er war zum zweiten oder dritten Male verheiratet mit einer ganz einfachen Frau aus Gelnhausen. Wegen seiner Strenge war er gefürchtet, wegen seines Geizes berüchtigt. Mir kam er mit ausgesprochenem Mißtrauen entgegen, tadelte, obwohl er von den Predigten gar nichts hören konnte. Der zweite Pfarrer Wörrishofer, wenige Jahre jünger als Wanns, war derjenige, den ich zu vertreten hatte. Er war dogmatisch und kirchlich, wie auch politisch frei gerichtet und fraternisierte gelegentlich mit den liberalen Elementen der Bevölkerung. Seine Predigten müssen überaus abstrakt und daher langweilig und ohne Wirkung auf die Bevölkerung gewesen sein, dabei aber war er mild und freundlich. Jahrzehnte hindurch hatte er eine kranke Frau und dabei ein äußerst niedriges Gehalt, da die kirchlichen Güter von dem Rat der freien Reichsstadt eingezogen worden waren. Er war so in Schulden, daß er, wie er mir einmal sagte, den Weg von Gelnhausen bis Altenhaßlau mit unbezahlten Brotrechnungen hätte belegen können. Im Sommer 1881 muß er etwas gestört gewesen sein, denn er machte den Versuch, sich mit dem Rasiermesser den Hals abzuschneiden. Er wurde in der Ausübung dieses Vorhabens gehindert, oder gestört und die Wunde heilte wieder zu. Die allgemeine Meinung sprach sich dahin aus, daß er in unklarem Bewußtsein gehandelt habe, sein Kollege Wanns aber sagte mir, das wäre das richtige Ende dieses Lebens gewesen, und dabei funkelten ihm die harten Augen.

Diesem zweiten Pfarrer Wörrishofer war ich als Gehilfe beigegeben. In Wirklichkeit war ich 23 1/2 jähriger junger Mensch vollkommen auf mich angewiesen, da der alte Herr gar nicht imstande war, mir auch nur die geringsten Anweisungen oder Ratschläge zu geben. Der Gedankenkreis, in dem er sich bewegte, war äußerst beschränkt und alle Erregungen mußten ihm zudem ferngehalten werden. Auch der erste Pfarrer Wanns hatte seit etwa sechs Jahren einen Gehilfen, und war in Wirklichkeit ganz aus dem Pfarramt geschieden. In den Ruhestand wurden die Pfarrer damals noch nicht versetzt, sie blieben Inhaber des Amtes bis an ihr Ende, auch wenn ihre Vertretung sich Jahrzehnte lang hinzog.

Der Gehilfe von Wanns war Hufnagel, verheiratet mit einer Schwester des vorhin genannten Vetter Meles. Nur die Geschäfte des Metropolitan führte Wanns noch weiter. Der Vorstand der evangelischen Gemeinde bestand aus einem Presbyterium und einer Anzahl sogenannter Kirchenältesten. Das Presbyterium wurde ganz selten, vielleicht ein bis zwei Mal im Jahre zusammengerufen, es bestand aus lauter Greisen. Die sogenannten Kirchenältesten traten überhaupt nicht zusammen und hatten sehr wenig Geschäfte. Soviel ich weiß, wurden sie nur bemüht bei dem Zug

der Konfirmanden in die Kirche und gelegentlich zu Haussammlungen. Woher diese Einrichtungen stammten, ob noch aus dem Mittelalter oder der Reformationszeit, ob es kümmerliche, abgestorbene Reste früher lebendiger Ämter waren, weiß ich nicht; jedenfalls hat neben Wanns niemand anders herrschen dürfen.

Gottesdienste waren morgens um ½ 10 Uhr, Kinderlehre von 1-2, Nachmittags wieder Predigt um 2 Uhr. Diese Nachmittagsgottesdienste wurden am stärksten besucht. An den drei hohen Festtagen fand außer den gewöhnlichen Gottesdiensten schon früh um 5 Uhr eine Feier mit Abendmahl statt, zu denen aus weiter Umgebung, auch vom Lande, die Leute herbeiströmten, so daß sich Weihnachten und Ostern 5 - 600 Leute am Abendmahl beteiligten. Der Besuch der Gottesdienste, der zuvor recht schwach gewesen war, hatte sich während der Tätigkeit der Hilfsprediger von Pfarrer Wanns ( Hufnagel hatte schon einen Vorgänger gehabt ) gehoben, stieg während meiner einjährigen Amtszeit noch stärker und erreichte seinen Höhepunkt unter meinem Nachfolger Eiter, der das Wort stark in der Gewalt hatte und erwecklich predigte.

Ein Wochengottesdienst, der in früheren Jahren gehalten wurde, war allmählich eingeschlafen. Die Form des Gottesdienstes war die einfache, wie sie auch in den lutherischen Gemeinden Deutschlands in Württemberg, Baden und am Niederrhein üblich ist. Katholisierende Bestandteile waren daher kaum vorhanden ; in der Kirche selbst waren die Altäre aus der katholischen Zeit, die zum Teil wertvolle Gemälde auf Flügelaltären aufwiesen, noch vorhanden ; gebraucht wurde an Abendmahlstagen der Hochaltar hinten im Chor, an gewöhnlichen Sonntagen der Altar unter dem Lettner. Im Chor fand ich einem Kasten eines Chorstuhles ein Bleikästchen, in dem zwei Knöchelchen sich befanden, gewickelt in einen Pergamentstreifen mit der Aufschrift : Sancti Augustini. - Bei der sogenannten Herstellung der Kirche von 1876 bis 1879 sind viele wertvolle Altertümer verkauft und verschleudert worden.

Doch nicht nur gewohnte Kirchlichkeit war in Gelnhausen vorhanden, sondern auch tiefe und christliche Frömmigkeit. Einzelne nährten sich noch an dem Rationalismus, andere aber suchten ihr religiöses Leben zu befruchten an den alten gediegenen und wertvollen Predigten und an der Bibel selbst. Jene ganze Gegend ist religiös in Bewegung gesetzt worden zu verschiedenen Zeiten und durch verschiedene Kreise. Nicht weit von Gelnhausen, in Marienborn, hat Zinzendorf mit seiner Gemeinde einige Jahre zugebracht, der Graf von Ysenburg in Büdingen hatte sein Land im Anfang des 18. Jahrhunderts anderwärts vertriebenen, evangelischen Sektierern eröffnet. Bis es ihm vom Kaiser verboten wurde. In derselben Gegend hatten die " Inspirierten " Niederlassungen, bis sie in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Amerika auswanderten. Reste von ihnen allen und Spuren ihrer Einwirkungen waren immer noch zu erkennen.

Neben dem lauten Weltgeist, der natürlich auch dort das große Wort führte, war doch auch der stille Geist tiefer christlicher Frömmigkeit und Empfänglichkeit so

stark vorhanden, wie er in anderen Gegenden, in denen ich später gewirkt habe, auch nicht entfernt so stark angetroffen wurde. Ich habe dort Männer, Frauen und Kinder kennen gelernt, die eine lautere, wahre christliche Frömmigkeit ersehnten und pflegten.

Da das religiöse Verlangen von den beiden alten Pfarren so wenig gestillt wurde, hatte die Methodistengemeinde von Frankfurt aus eine Niederlassung in Gelnhausen gegründet, und hatte trotz allen heftigen Bekämpfungen, die von den Pfarrern, irre geleiteten kirchlichen Leuten und von dem Straßenpöbel ausgingen, eine Anzahl von Leuten als Kern einer Gemeinde gesammelt. Neben diesem methodistischen Kreise gab es noch eine Anzahl von Leuten, die ein ernstliches Christentum wollten und pflegten ; unter ihnen war ein Fräulein Auguste Clever, die hinterlassene Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, die in Allianzgesinnung alle möglichen Leute bei sich aufnahm. Sie wohnte damals in einem schönen Gartenhause vor dem Holztore und hatte sich in Gansbach in Baden von einem jungen Mann, der angeblich der Heilsarmee angehörte, überreden lassen, diesem ihr Grundstück für Abhaltung von Evangelisation und zur Aufnahme von Trinkern zu überschreiben. Es stellte sich bald heraus, daß es ein ganz unlauterer Mensch war, der mit Schimpf und Schande weichen mußte. Sie unterhielt Beziehungen zu vielen Anstalten, Gesellschaften und Persönlichkeiten christlicher Art. Ich habe bei ihr z.B. den Missionar Gellihaus, den Dogmatiker der Gemeinschaftsbewegung, Vertreter der Sonntagsschulsache u.a.m. kennengelernt, durch sie wurde mir auch ein höchst merkwürdiger Mann bekannt gemacht : Prinz Salm - Horstmar, der nach Gelnhausen ziehen und allerlei Anstalten dort gründen wollte, der aber durch sein Gründungsfieber und sein zerfahrenes Wesen, trotzdem er mich bei seinem Besuch am späten Abend gleich umarmte und küßte, mir keinen vertrauenerweckenden Eindruck hinterließ.

Im Sommer 1923 habe ich das hoch in den 80. Jahren stehend Fräulein Clever in Bad Orb körperlich und geistig vollkommen frisch, doch sehr schwerhörig, wiedergesehen. Sie hat ihr schönes Grundstück der Stadt Gelnhausen überlassen, die ein Hospital dort errichtet hat. Von ihrem großen Vermögen besaß sie nichts mehr, sie war eine rührend bescheidene, tief fromme Seele, aber in der wirklichen Welt ganz unbekannt.

Einen anderen Kreis sammelte eine frühere Lehrerin, Lina Lachmund, um sich und sie hatte seit längeren Jahren eine Sonntagsschule eingerichtet, in der nach Gruppensystem unterrichtet wurde. Hochgebildet, ohne alle Schwärmerei, suchte sie dem Herrn unter der Jugend zu dienen, nachdem ein Augenleiden ihr ihren Beruf auszuüben unmöglich gemacht hatte.

Eine Anzahl von christlich gesinnten Gemeindegliedern war bis dahin viel auch zu Pfarrer Reimann in Altenhaßlau, dem früheren Hofprediger des Kurfürsten in Kassel, einem entschieden gläubigen und bedeutenden Mann in den Gottesdienst gegangen und als Gelnhausen nun von jüngeren Kräften bedient wurde, zogen viele

Leute, die zu dem Kirchspiel " am Berg " gehörten, aber dort gar nichts für ihre Seele empfangen konnten, zu den Gottesdiensten in Gelnhausen. Ganz unkirchlich war meines Wissens niemand. Ein Kaufmann, der das ganze Jahr die Kirche mied, ging wenigstens zur Weihnachtsfeier in diese. Groß war natürlich die Zahl derer, die trotz Kirchlichkeit in ungebrochenem Weltsinn nur äußerlich der Kirche angehörten.

In diese so verschiedenen Kreise trat ich nun in meiner Jugend von 23 ½ Jahr als selbständiger Pfarrer. Ich tat was meines Amtes war, predigte, unterrichtete, studierte, machte seelsorgerliche Besuche. Als Text zu den Predigten wählte ich z.T. freie, schloß mich aber zum größten Teil an die altkirchlichen Evangelien an. Nach meinem ersten Dienstjahr habe ich stets freie Texte bevorzugt, da ich es für ein Unrecht hielt, einzelne Perikopen, z T. ganz willkürlich gewählte oder aus dem Zusammenhang gerissene Abschnitte, zu bevorzugen und diese ausschließlich der evangelischen Gemeinde als Nahrung zu reichen. Ich habe z.T. ganze biblische Bücher durchgepredigt, z.T. aus einem Buch die Hauptstellen ausgewählt, zum großen Teil aber solche Abschnitte und Worte der H.Schrift den Predigten zugrundegelegt, die mir beim Lesen wichtig und eindrucksvoll geworden waren, oder auf die ich in der seelsorgerlichen Arbeit gestoßen war. Meines Erachtens liegen die Vorzüge dieser Textwahl zutage. Der Gemeinde wird auf diese Weise ein zusammenhängendes Verständnis der H.Schrift zuteil, und die unmittelbare Berührung mit dem Leben bewahrt vor abstrakten, aus dem Gesichtskreis und Interesse der Hörer herausfallenden Reden.

Das Unterrichten machte mir Freude. Zwar waren unter meinen 70 Konfirmanden auch eine Anzahl Kinder, die geistig zurück waren, andere die noch zu kindlich waren, andere die das Wort nicht aufnehmen wollten, wie das in jeder Konfirmandenschar ist ; aber auf das Ganze gesehen war eine große Zahl sehr empfänglicher Kinder darunter, die mir viel Freude gemacht haben ! Disziplin zu halten war mir nicht schwer, obwohl die Jungen z.T. über mich hinausragten. Einem Jungen, der Allotria treiben wollte, habe ich eine Ohrfeige gegeben. Ich war über mich selbst erstaunt, daß ich es getan hatte; es ist auch die einzige geblieben, die ich in meiner ganzen Lehrtätigkeit verabreicht habe. Ich habe in ähnlichen Fällen andere Mittel mit Erfolg gebraucht. Straffe Selbstzucht, strenge Konzentration auf den Stoff, einen tadelnden Blick und Schütteln des Kopfes, Reden unter vier Augen. Diese Mittel müssen genügen, Ordnung und Zucht aufrecht zu erhalten. Viele tadelnde Worte stumpfen ab.

Es hat sich in den letzten Jahren in Gelnhausen die Sitte herausgebildet, daß die alten Konfirmanden nach 40 Jahren sich zu einer kirchlichen Feier und einem geselligen Beisammensein zusammenfinden. Dies geschah auch im vorigen Jahre ( 1924 ) ein Ausschuß lud mich dazu ein, ich konnte aber nur mit einem schriftlichen Gruß, Rückblick und Mahnwort gegenwärtig sein. Die Versammelten schickten mir einen Bericht, ihre Grüße und einige auch einen besonderen Brief.

Als Katechismus war der kleine lutherische in der Ausgabe von Caspari eingeführt, an den ich mich natürlich, den Konfessionstand der Gemeinde achtend, im Konfirmationsunterricht angeschlossen habe. Das aber brachte ich nicht fertig, daß ich gelehrt hätte, die Taufe wirke die Wiedergeburt, weil dies weder der Schrift noch der Erfahrung entspricht. In der Lehre vom Abendmahl schloß ich mich an das vom Württemberger Lapf verbreitete Kommunionbuch an. Die Auffassung Luthers ist auch in der lutherischen Kirche kaum noch vorhanden. –

Neben der H.Schrift studierte ich mancherlei wissenschaftliche und praktische Bücher, hielt eine Reihe von theologischen und allgemein bildenden Zeitschriften, beschäftigte mich mit Jellinghaus : " Das völlige gegenwärtige Heil Christus " und anderen lehrhaften Schriften, die auch z.T. aus der Oxforder Bewegung hervorgegangen waren.

Einige Wochen nach meinem Amtsantritt trat die schon erwähnte Lehrerin an mich mit der Bitte heran, dem kleinen Kreis der drei Helferinnen die Vorbereitungsstunde für die Sonntagsschule zu halten. Gerne erfüllte ich diese Bitte. Der Textplan war der englisch-amerikanische. Die Zusammenkünfte waren höchst erfreulich, sie gaben Gelegenheit zu weiterer religiöser Aussprache, und es gesellten sich bald auch noch vier Jünglinge hinzu, die um die Erlaubnis baten, zuhören zu dürfen. Einer von ihnen ist später Baseler Missionar geworden. Die Zahl der Kinder wuchs und es war schwer, sie in der Aula der Schule unterzubringen. Nach einer Beratung wurde der Beschluß gefaßt, den Pfarrer Wanns um die Überlassung der Kirche für den Kindergottesdienst zu bitten. Ich richtete meinen Auftrag aus, indem ich den Wert des Kindergottesdienstes für die Gemeinde hervorhob. Aber der alte Pfarrer donnerte mich wie ein Papst Gregor an : " Bleiben Sie mir mit Ihren Weibsleuten aus der Kirche, der Apostel sagt, die Frau soll das Maul halten in der Kirche ". So blieb die Sonntagsschule in dem bisherigen Raum und erst unter meinem Nachfolger zog sie in die Kirche.

Die seelsorgerischen Besuche, die bis dahin in Gelnhausen arg vernachlässigt waren - traf ich doch eine gelähmte Frau, die in 8 <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Jahren ihrer Krankheit niemals den Besuch eines Pfarrers erhalten hatte - , nahm ich sogleich mit Freuden auf. Eine ganze Anzahl Kranker und sonstwie Bekümmerter lernte ich kennen und wurde sehnsüchtig erwartet, auch mit herzlicher Freude und Dankbarkeit, immer, wieder aufgenommen. Besonders eine alte Frau Bindernagel ist mir im Gedächtnis geblieben ; sie wohnte bei ihrem verheirateten Sohn, wurde nicht gerade schlecht behandelt, hatte aber doch keine Pflege und Liebe von Seiten ihrer Schwiegertochter. Im Sommer, wo Sohn und Schwiegertochter und auch der jüngste Sohn auf Arbeit gingen, war sie häufig ganz allein wegen ihres Herzleidens konnte sie sich aber selbst allein gar nicht helfen, nicht einmal allein vom Bett aufstehen. Da war ich willkommen, weil ich als Helfer und Tröster kam.

Ich sah vieles Elend und Zerwürfnisse unter Eheleuten und Verwandten, Not armer Witwen, hörte Fragen über Gegenstände des christlichen Glaubens, Zweifel,

Schwärmereien, lernte aber auch gediegene Frömmigkeit, christliche Einsicht, heilige Entschlüsse zum Guten kennen. In dem ganz vernachlässigten Hospital, das an der alten Stadtmauer lag, wußte sich ein alter Sünder mit großer Schlaueit jedem Tadel und Vorwurf geschickt zu entziehen, indem er zur Abwehr pfiffig lächelnd die Geschichte von Jesus und der Ehebrecherin erzählte und als Trumpf spielte er dann das Wort Jesu aus : "Wenn jemand unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie." –

Da mein Kollege Hufnagel zwar Besuche machte, aber religiöse Unterredungen mied und eine Bezirkseinteilung für die Pfarrer nicht bestand, hatte ich bald eine Menge von Arbeit zu bewältigen. Ich habe auch später das Gefühl gehabt, daß ich durch Bibelstunden und in der Seelsorge mehr ausgerichtet habe, als durch die öffentliche Predigt, die ja im Dorf und in der Stadt gar nicht als persönliches Zeugnis, sondern als unpersönliches aufgenommen wird, etwa wenn man ( nach Kögels Wort ) sagt : Es regnet. Allerdings habe ich auch sehr häufig in meiner ganzen Amtszeit hören müssen, daß man mir sagte : " Sie haben mich in der Predigt gemeint ", obwohl ich natürlich bei der Niederschrift der Predigt gar nicht wußte, daß die betreffenden Personen in der Kirche sein würden« - Die Predigten pflegte ich also vorzubereiten : Zuerst machte ich eine schriftliche Auslegung des Grundtextes, zog daraus die praktisch verwertbaren Gedanken, machte nach weiterer Meditation eine Disposition bis ins Einzelne und ging dann an die schriftliche Ausarbeitung der Predigt, die ich mir dann ziemlich fest dem Gedächtnis einprägte. So habe ich es Jahrzehnte lang gehalten ! Unvorbereitet vor eine Gemeinde hinzutreten, halte ich für einen Frevel.

Da mir das Wort nun nicht so zu freier Verfügung steht, würde ich ohne dies gar nicht haben predigen können. Aber auch bei gewissenhafter Vorbereitung und ernstlichem Wollen fühlte ich im Anfang besonders das tief demütigende des schwachen Könnens. Meine erste Predigt hielt ich. über Offenbarung 2, 4, 5 am Bußtag Nachmittag; die zweite am Erntedankfest, am folgenden Sonntag, die dritte am 400jährigen Gedächtnistag der Geburt Luthers, lauter große Tage ! Gott half mir. Aufgerichtet wurde ich besonders durch einen Brief meines verehrten Lehrers Achelis.

Mittwoch, den 14. November wurde ich in der Marienkirche in Hanau von Superintendent Wendel, die Pfarrer Junghans und Neuber assistierten, ordiniert. Nach einer kurzen Ansprache ( 2. Tim. 4, 1-5 ) verlas er das Formular. Die Kirche war völlig leer, der Superintendent, der mich nur vom Tentamen her kannte, mußte gehört haben, daß ich nicht rechtgläubig sei und hatte auf diesen Fall seine Rede eingestellt. Ich wäre so dankbar gewesen für ein ernstes Wort der Mahnung und Ermunterung, der Demütigung und des Trostes; statt dessen ergingen über mich Worte, aus denen ich mir nichts nehmen konnte. Es war eine kalte und erkältende Feier. Wie wenig versteht doch die evangelische Kirche solche Feiern zu gestalten. Unlebendige Paragraphen regieren, wo warmes, volles Leben strömen sollte.



Vielfach herrschte die harte, z.T. auch liebe Gewohnheit, auch wenn sie die offenbarste Unsitte geworden ist. So war es z.B. in Gelnhausen Sitte, daß bei Beerdigungen von Kindern niemand von den Anverwandten mit auf den Friedhof ging, vielmehr gestaltete sich die Sache so : Die Totenfrau trug den kleinen Sarg auf dem Kopf ( wie man dort überhaupt die Lasten auf dem Kopf zu tragen pflegt ) ; neben ihr gingen zwei Burschen, hinter ihr der Pfarrer, der am Grab ein Gebet verlas. Es war vergeblich, dagegen zu sprechen. –

Im Gottesdienst bestand die Sitte, daß zwischen dem Hauptlied und der Predigt das Lied " Herr Jesus Christ, Dich zu uns wend" gesungen wurde, jeden Sonntag, nur an den hohen Festtagen wurde eins von den altkirchlichen Festliedern gesungen. Ich beantragte beim Presbyterium, statt des jeden Sonntag zweimal gesungenen Liedes andere passende Verse zu wählen, aber die Presbyter meinten : Das sei immer so gewesen, und wenn mal jemand seine Brille vergessen hätte, so könne er doch wenigstens dies Lied mitsingen. - Mein Kollege Hufnagel, der wohl grundsätzlich mit mir übereinstimmte, ließ mich in solchen Fällen immer im Stich. –

### **Das gesellige Leben**

Das gesellige Leben war in Gelnhausen sehr entwickelt. Die Beamten und ein großer Teil der sogenannten besseren Bürger, pflegten sich im Kasino zu versammeln, wo man an kleinen Tischen, bei einem Glas Bier oder Wein sich zwanglos unterhielt. An einem Tag in der Woche wurde gekegelt und öfter fanden Tänze und Aufführungen statt. Es galt als selbstverständlich, daß jeder Gebildete daran teilnahm, auch mein Kollege und meine Verwandten Meles waren Mitglieder und es war für sie gar kein Frage, daß auch ich mich beteiligte. Nachdem ich die Art der Geselligkeit kennen gelernt hatte, hatte ich gewisse Bedenken, ob ich dahin passe, beruhigte mich aber damit, daß erstens nichts Unrechtes, geradezu Sündliches, dort getrieben wurde und zweitens, daß ich dort Gelegenheit hatte, in die Gedanken- und Gefühlswelt der Leute einzudringen. Nach ¼ Jahr kamen meine strenger gerichteten pietistischen Freundinnen zu mir und stellten mir vor, daß ich den gläubigen christlichen Seelen durch meine Mitgliedschaft im Kasino Ärger gäbe; es sei durch meine Predigten eine Bewegung entstanden und man verstehe es nicht, daß ich noch an solch Weltlichem Gefallen haben könnte. Ich predigte am folgenden Sonntag über das Evangelium des Tages : die Hochzeit zu Kana, und hatte als Thema : " Christus ist kein Freudenstörer, sondern nur ein Freudenmehrer " in dem ich mich bemühte, beiden Auffassungen ihr Recht und ihr Unrecht vorzustellen. Die alte schwierige Frage wurde viel erwogen. Ob ich mich recht entschieden habe, ist mir jetzt zweifelhaft. Tadel erhielt ich von beiden Seiten. Am Tanzen habe ich mich natürlich nicht beteiligt, aber ich hätte doch den Sonntag Abend auf andere Weise besser zugebracht und viel Gewinn für mein Amt konnte ich doch nicht aus jener Geselligkeit davontragen. Nur konnte ich meinen pietistischen Freunden grundsätzlich nicht beipflichten, wenn sie alle jene Formen des geselligen Beisammenseins als gefährliche Sünden brandmarkten. Fest gehalten ha-

ben " die Frauen " auch nachher an mir. Ich aber warf mir vor, daß ich den Gegnern jeder als Mucker verschrienen trefflichen Menschen zuviel nachgegeben hatte, um Menschen zu gefallen, wiewohl der Ton selbstverständlich sich durchaus in den Grenzen des Anstandes hielt. Auf Drängen des Bürgermeisters, der durch sein Amt zugleich Presbyter war, des Kollegen Hufnagel und des Postdirektors Wolff, der sehr anhänglich an mich geblieben ist, ging ich an einem Abend der Woche auch in das sogenannte Äpfelweinkasino, in dem die gewöhnliche Unterhaltung gepflegt wurde. Sehr häufig war ich bei den Freunden Meles zum Abendessen eingeladen und machte auch mit dem Vetter und dem Bäschen meine Späßchen.

### **Pfarrer der Umgebung**

Den Pfarrern der Umgehend machte ich allmählich meinen Besuch. Konsistorialrat Reimann in Altenhaflau habe ich schon erwähnt. In Merholz fand ich damals Pfarrer Pfeiffer, der später in Hanau war und darauf Generalsuperintendent in Kassel. Er war Schüler Vilmars, entfremdete sich aber allmählich den Anschauungen seines Lehrers, hielt auch fest am Heidelberger Katechismus, der überdies von der Standesherrschaft, besonders der Gräfin, geschätzt wurde. Die Gräfin Agnes, eine geborene Ysenburg - Büdingen, war eine eifrige reformierte Christin, eine edle fromme Frau, die unter anderem auch Briefe Calvin's in deutscher Übersetzung herausgegeben hat. Ich habe sie persönlich kennengelernt und später auch mit ihr in Briefwechsel gestanden. Die Verbindung mit dem jetzigen Grafen und seiner Gemahlin habe ich im Jahre 1922 geknüpft, als ich meine Schwester, die Diakonisse dort war, besuchte. Die Unterhaltungen mit Pfarrer Pfeiffer gingen in die Tiefe und gerne kehrte ich bei ihm ein.

Einen ganz eigenartigen Typus vertrat der Pfarrer Reutzel " auf dem Berg ". Auf einer mäßigen Bodenerhöhung, aber weithin die Aussicht freigebend, liegt seit alten Zeiten Kirche, Pfarrhaus, Küsterhaus und nicht weit entfernt, eine Ziegelei. Die sechs dahin eingepfarrten Gemeinden liegen in größerer oder kleinerer Entfernung. Gottesdienst wird in keinem der dazu gehörigen Dörfer gehalten ! Doch hat ein weiter entferntes Dorf einen eigenen Friedhof. Das Pfarrhaus war sehr einfach gehalten, samt seiner Einrichtung. Neben der Haustüre war eine Glocke angebracht, und als ich fragte, wozu, erzählte mir der Pfarrer, sie sei nötig, um bei Gefahr oder Überfall durch Räuber die Leute aus den anliegenden Dörfern herbeizurufen. In der Stube hing fast kein Schmuck, nur einzelne Gewehre, die ebenso wie der große Hund zum Zwecke der Verteidigung nötig seien.

Der Schinderhannes, der überhaupt in dieser ganzen Gegend im Gedächtnis sehr stark weiterlebte, hatte einmal einen Überfall auf das Haus gemacht, so wurde erzählt. Diese befremdenden Eindrücke, die ich von dem Äußeren empfang, wurden aber weit überboten durch den Pfarrer selbst. Er war damals 70 Jahre alt, in seinem vollen schönen schwarzen Haar und seiner straffen Haltung machte er aber den Eindruck eines Fünfzigers. Er erzählte mir Folgendes aus seinem Leben. Nach seinem Studium gelang es ihm nicht, irgend eine Beschäftigung zu finden. Es war damals die Zeit des ungeheuren Überschusses an Pfarrern. Häufig mußten Kandida-

ten 12 Jahre auf die Anstellung warten, bei Reutzel dauerte es aber noch länger. Da er nirgends unterkam, half er seinem Vater, der Pfarrer auf dem Berg, vom Podagra geplagt war, von 1835-1858. Die gräfliche Gnade machte ihn 1838 zum Gehilfen seines Vaters, gab ihm aber kein Gehalt. In dieser unbesoldeten Tätigkeit blieb er bis 1848. In diesem Jahr erhielt er durch die gnädigste Frau Gräfin 50 Taler Jahresgehalt, dies Gehalt bezog er bis 1855, von da aber bis 1859 100 Taler. Der Vater starb und 1860 erhielt er nun die Stelle auf dem Berg. " Da war ich inzwischen der älteste Kandidat in ganz Europa geworden ". Das Gehalt wurde unter anderem auch dadurch gebildet, daß jeder Konfirmierte, der zum Kirchspiel gehörte, jährlich sechs Pfennig an den Pfarrer bezahlen mußte, aber selbst dieser kleine Betrag ging oft nicht ein. " Das war kein Amt, das war eine Kartoffelfresserei, denn mehr als Kartoffeln und dicke Milch konnte man nicht essen " Verheiratet war er auch nicht; sehr stark beschäftigten ihn die Gespenster und Geister und er spann in seiner Einsamkeit, ganz außerhalb allen Verkehrs stehend, sich in seine Gedanken darüber fest ein. Sein Hund folgte ihm überall hin nach, einmal sogar auf die Kanzel, von der er ihn aber hinausbeförderte.

Der zweite Gegenstand, mit dem er besondere zu tun hatte, war die Politik. Er las den " Reichsboten ", eine christlich-konservative Zeitung. Diese nahm er auch mit auf die Kanzel und las daraus vor, was ihm für seine Leute passend erschien. " Das Beste auf dem Berg ist, daß von Michaelis bis Ostern kein Nachmittagsgottesdienst ist ", meinte er. Am stärksten beschäftigte ihn in der Politik der Ausbruch der sozialen Revolution. " Die deutschen sind Bestien, wenn die losbrechen, geht es noch anders her als in Frankreich. Die Bourgeois werden es dann erfahren. " " Laternenpfahl gibts da net genug, da müsse von am Berg zum annern Saler ( Seile ) gespannt werden. " Und mit gräßlicher Genauigkeit beschrieb er, wie dann den Geldprotzen zwei fingerbreite Streifen von oben bis unten abgezogen würden. Das Amt war ihm eine Last. " In die Gesellschaft ist doch nichts hineinzubringen; es ist, wie Friedrich der Große sagt, une rasse maudite. " Er erzählte von seinen Leichenpredigten : " Woher den Stoff nehmen? In so'm Bauerlebe passiert nix, sie werde gebore, heirate und sterbe; wann net einer mal en Arm bricht, oder auf der Kirmeß halb tot geschlage werd, so is nix Merkwürdiges do; drum mach ich's so : erscht erzähl ich wie se gebore wurde und wieviel Kinnners sie have, wieviel gestorbe sin, wieviel nach Amerika gemacht sind; alles ganz genau, und dann mach ich's so allgemei, daß mer auch en Chines dabei begraben kennt. " -

Daß bei diesen Verhältnissen die nach Religion begehrenden Menschen sich anderswo Nahrung suchten, ist natürlich. In einem der Dörfer steht jetzt eine methodistische Kapelle, da auch sein Nachfolger nicht viel mehr getan und gegeben hat, als der alte Reutz.

### **Weitere Tätigkeit und Vorschläge.**

Die Pfliegerin von Pfarrer Wörrishofer, Fräulein Tagus, forderte mich im Namen der Sonntagsschulhelfer auf, Bibel - und Missionsstunden zu halten, und einen

Jünglingsverein zu gründen. Dieser Vorschlag entsprach ganz meinen eigenen Gedanken, auch ich versprach mir davon die Möglichkeit eines tieferen Wirkens. Ich hätte so gern die bisher wohlwollende Kirchlichkeit einiger Gemeindeglieder in ein bewußtes Ergreifen des Heils umgewandelt und die Fürsorge für die männliche Jugend hielt ich für besonders nötig. Ich hatte als Gymnasiast in Hanau unter Pfarrer Neubers Führung und als Student in Marburg unter Pfarrer Schindewolf Jünglingsvereine mit gegründet. Da ich jedoch mir sagen mußte, daß ich als Hilfsprediger nicht lange in Gelnhausen bleiben würde, und da ich nicht ohne Besprechung mit dem Kollegen Hufnagel mit dieser Arbeit anfangen wollte, legte ich diesem den Vorschlag und meine Gedanken vor. Grundsätzlich war er damit einverstanden, aber er meinte, es würden sich zu viele Schwierigkeiten dagegen erheben. Da ich ihm nun nicht gerade entgegen handeln wollte, sah ich davon ab, im Winter 1883 und 1884 diese Werke zu unternehmen - im Sommer wäre dann auch kaum Zeit für die Leute gewesen. So beschränkte ich mich auf die Predigt und Kindergottesdienst und die vielen seelsorgerlichen Besuche. Auch der Kollege rechnete ja damit, daß er bald von Gelnhausen fortkommen würde. Im Kindergottesdienst nahm ich drei Jünglinge als weitere Helfer an. Das Konsistorium legte den Presbyterien seines Bezirks eine Gottesdienstordnung vor, die nach dem Muster der lutherischen gearbeitet war. Die Presbyterien hatten die Entscheidung, ob diese Liturgie eingeführt werden solle oder nicht. Sie wurden daher ein - oder mehrmals gehalten, damit sich die Gemeinde ein Urteil bilden könne. Der konservative Sinn der alten Presbyter wies die Liturgie mit Bestimmtheit zurück. Erst später ist sie in Gelnhausen eingeführt worden, jedoch ohne daß die erwarteten günstigen Folgen sich eingestellt hätten. —

Zu meinem Geburtstag (05. April 1884) an dem ich das 25. Lebensjahr antrat, wurde mir viel Liebe erwiesen. Vor 10 Jahren erhielt ich nach meiner Konfirmation zum ersten Mal das H. Abendmahl an meinem Geburtstag, am 05. April 1879 für fünf Jahren wurde ich aus dem Gymnasium entlassen, nach abermals fünf Jahren konfirmierte ich selbst. Die Konfirmanden schenkten mir unter anderem einen Regulator, der bis jetzt treue Dienste getan und mir manche frohe wie traurige Stunde in meinem Leben angezeigt hat. Am Ostermontag machte ich mit meinen Konfirmanden und den Eltern einen Gang ins Freie, wo gespielt und gesungen wurde. Ich versuchte damals schon, wie auch später, durch diese Ausflüge die erhaltenen Eindrücke zu pflegen, den Sinn auf die Hauptsache hinzulenken. Am 15. April hatte ich Besuch von meinem Vater und meiner Schwester.

In Briefwechsel stand ich mit Professor Achelis in Marburg. Viel machte mir ein alter Schuster Storch zu schaffen. Er litt an Asthma, wie ich es noch bei keinem Menschen gesehen hatte und habe. Früher war er ein arger Spötter, der niemand ungeschoren ließ, auch über Kirche und Frömmigkeit gottlose Reden führte. Da er nicht lesen und schreiben konnte und nur ganz wüste Erinnerungen an Religion vorhanden waren, mußte ich erst einen Grund legen.

Im Kindergottesdienst hielt ich ein kleines Missionsfest, das überaus schön und lieblich verlief. Am 25. Juni wurde auf Professor Achelis Anregung hin in Wetzlar eine Missionskonferenz gehalten, um durch gemeinsame Besprechungen und geeignete Schriftstücke das Missionsinteresse zu erwecken und zu beleben. Ich traf dort Generalsuperintendent Baur aus Koblenz, Missionsdirektor Schreiber aus Barmen und viele andere. Aus dem Beginn der Missionstätigkeit wurde unter anderem durch Generalsuperintendent Baur aus seiner Darmstädter Heimat erzählt : Das Konsistorium verbot, ausländische d.h. nicht Darmstädter Missionare predigen zu lassen - einheimische gab es aber nicht ! In einem Dorfe wohnte ein Missionsfreund, ein Fremder wollte diesen besuchen und erkundigte sich nach seiner Wohnung. Der Bürgermeister hörte davon, und damit der Fremde nicht in Berührung mit diesem gefährlichen Menschen käme, ließ er den Fremden über Nacht kurzerhand ins Spritzenhaus stecken. - In einem prächtigen Rosengärtchen, in den alten Klostergebäuden, saß ich dann noch mit Achelis und anderen zusammen und fuhr dann nach dem nahen Marburg. Ich zog den Schloßberg hinauf zur Kneipe und freute mich des Zusammenseins mit den Brüdern und sog einmal wieder die Schönheit Marburgs in mich ein. Am andern Tag besuchte ich mehrere Kollegien, war auch bei Professor Hermann und sprach mit ihm über eine wissenschaftliche Arbeit. Ich hatte im Sinn, das Eindringen des Semipelagianismus zu behandeln. Hermann meinte aber, dabei komme nichts heraus Auch an Professor Bohl in Wien hatte ich mich gewandt. Es waren zwei inhaltsreiche Tage, auf die ich zurücksah, als ich mich am Nachmittag von Professor Achelis verabschiedete.

Nach Pfingsten habe ich das Wartburgfest mitgefeiert, mit Freuden mich wieder in den Kreis alter und neuer Freunde hineinfindend. Von den Presbyterien zu Siegen wurde ich aufgefordert, eine Probepredigt zu halten. Daß man dort an meiner Stelle einen anderen erfahrenen Pfarrer gewählt hat, war nur gut für die Gemeinde und mich.

### **Ein wertvoller Besuch**

Konsistorialrat Professor D. Ebrard in Erlangen veröffentlichte im Sommer 1884 ein Büchlein über Petrus Lotichis, den ( schlichten ) lateinischen Dichter und Heidelberger Professor der Medizin aus der Mitte des 16.Jahrhunderts. Da ich mich als Gymnasiast sehr eingehend mit Lotichius beschäftigt hatte, war ich in der Lage, dem Verfasser einige Berichtigungen und Ergänzungen zukommen zu lassen, und fügte die Anfrage bei, ob er nicht auf Reise nach Marburg zur Gründung des reformierten Bundes mich in Gelnhausen abholen wolle und ich ihm Führer in der Heimat des Lotichius werden dürfe; auch ich wolle an der Gründung des reformierten Bundes teilnehmen. Ich erhielt schnell Antwort, daß er gern auf meinen Vorschlag eingehe und am 15.August zu mir kommen wolle.

Am Morgen dieses Tages wurde in Gelnhausen ein Gottesdienst gehalten zur Erinnerung an einen großen Brand dieser Stadt im 18.Jahrhundert und ich mußte predigen. Als ich auf der Kanzel stand, sah ich den ehrwürdigen, weißhaarigen damals

66jährigen Mann da sitzen. Nach dem Gottesdienst ging er mit mir in meine Wohnung, wo ich bei meiner Hauswirtin ein Mittagessen für uns bestellt hatte. Wir kamen bald in eine angeregte Unterhaltung, die sich um Lotichius und die reformierte Kirche drehte. Auf einmal ergriff er das Glas mit Gelnhauser Wein, sah mich an und sagte: "Eins gefällt mir nicht an Ihnen, daß Sie "Sie" zu mir sagen. Komm her Bruder!" und wir klangen mit den Gläsern zusammen, und es wurde ein Freundschaftsbund in dieser Stunde geschlossen, der mir reichen Gewinn und Segen für mein Leben, dem alternden Freunde aber eine Freude für den Rest seines Lebens gebracht hat, wie er mir oft gesagt hat. Alt war nur das Aussehen an ihm, sonst war er körperlich wie geistig noch überaus beweglich und lebhaft. Am Nachmittag reisten wir nach Schlüchtern, gingen auf den von Lotichius besungenen Acisbrunnen und nach Schlüchtern hinunter. Er reist zunächst nach Niederhessen, um einen Verwandten zu besuchen und ich wieder nach Gelnhausen. Wir trafen uns aber in der folgenden Woche in Marburg, wo die geplante

### **Gründung des reformierten Bundes**

vor sich ging. Ebrard hielt die Eröffnungspredigt über das Wort Jesaja, wo gesagt ist, von den übrig gelassenen Beeren: "verdirb es nicht, es ist ein Segen darin". Die Predigt führte in das Heiligtum ein und zeigte den Segen der in der verachteten und jetzt so erniedrigten reformierten Kirche vorhanden sei. Pastor D. Brandis aus Göttingen, Pastor Calaminus aus Elberfeld, die den Aufruf zur Sammlung hatten ergehen lassen, wurden neben anderen in das Moderamen gewählt. Pfarrer D. Krafft aus Elberfeld, der Gemeinschaftsführer Siebel aus Freudenberg, Pfarrer D. Dalton aus Petersburg und viele andere Pfarrer und Presbyter waren erschienen. In einer Abendversammlung las Ebrard zwei Briefe von Hugenotten, die in Lyon gefangen gehalten wurden, an die Refugie - Gemeinde in Erlangen vor; sie machten tiefen Eindruck. Ich kann nicht beschreiben, mit welcher tiefer Freude ich den Verhandlungen beigewohnt habe. War es doch immer mein Schmerz gewesen, die reformierte Kirche in Deutschland so verachtet und gering zu sehen. Auf Grund meiner Studien wußte ich, daß die reformierte Kirche für die gesamte evangelische Kirche etwas zu bedeuten und zu geben hatte. Mit Trauer aber mußte ich sehen und hören, auch auf unsern Pfarrerkonferenzen, auf denen damals die Schüler Vilmar's den bestimmenden Einfluß ausübten, wie unbekannt die reformierte Kirche, ihre Geschichte und Lehre war, und wie sie von ihren Verächtern mit Füßen getreten wurde; und dies geschah auch in meiner heimatlichen Kirche, in der die Vilmarianer das Heft in der Hand hatten. Ich habe von da ab fast alle Versammlungen des Bundes besucht und war lange Jahre im Moderamen, mußte nur bedauern, daß unter den zu alten Vorstandsmitgliedern so wenig Drang und Fähigkeit zur Tat vorhanden war, bis endlich, seit etwa 13 Jahren jüngere Elemente hinein kamen. Neben zwei anderen Mitgliedern bin ich auch der Einzige, der die Gründung mit vollzogen hat. An Stelle der retrospectiven Vorträge und Verhandlungen sind nun Gegenstände auf der Tagesordnung, die auf die Gegenwart und Zukunft zu wirken suchen. Gerne und mit Freuden habe ich mich deswegen in dem reformierten Bund betätigt und mich für die Erreichung seiner Ziele eingesetzt, besonders seit

1910, wo ich angefangen habe, die Errichtung einer reformierten Professur in Göttingen zu betreiben. –

Hoch befriedigt und gehoben kehrte ich wieder nach Gelnhausen zurück. Ich hatte etwas gespürt von der Gemeinschaft der Glaubensgenossen, von der gesunden Art der reformierten Frömmigkeit, die mir vor allem auch in dem neu gewonnenen Freund Ebrard entgegentrat. Mit ihm verband mich fortan ein reger Briefwechsel. Fast wöchentlich schrieben wir einander, und des liebevollen Freundes geistige Anregungen und Darlegungen wurden mir zum großen Gewinn. Nun kümmerten mich nicht mehr so sehr die Konferenzvorträge der Vilmarianer, auch wenn sie allen Ernstes behaupteten, daß bei der Konfirmation bei der Handauflegung der heilige Geist von dem Pfarrer auf den Konfirmanden übergehe. Diese Anschauungen sind in Hessen jetzt überwunden und mit dem alten Pfarrergeschlecht ausgestorben; allerdings mit Hinterlassung von starken Spuren ihrer Lehre und ihrer Tätigkeit. Jetzt leben diese Richtungen wieder auf in der hochkirchlichen Bewegung. Es scheint auch so zu bleiben, daß ein Irrtum vom andern abgelöst wird oder daß nach dem Absterben einer verkehrten Lehre sie in anderm Gewande wieder lebenskräftig auftritt. Kampf wird immer notwendig sein.

### **Neue Aussichten**

Mein Kollege Hufnagel, der Vikar von Pfarrer Wanne, fand eine eigene Pfarrstelle in Langenselbold und mir lag nun allein die Versorgung der ganzen Stadt ob. Zu bleiben war aber auch ich nicht gesonnen, zumal mich das Übelwollen des Pfarrers Wanns sehr verletzte und ich mich in eine reformierte Gemeinde sehnte. Generalsuperintendent Fuchs in Kassel machte mir den Vorschlag, ich möge die Pfarrei Waldensberg übernehmen. - Waldensberg liegt auf einer Hochebene des westlichen Vogelsberg, 1 ½ Std. von Wächtersbach, 2 ½ Std. von Gelnhausen, 2 Std. von Büdingen entfernt. Es ist 1699 von Waldensischen Flüchtlingen aus dem Tal Pragelas im Piemont gegründet worden. Von den Umwohnern wird die Kolonie Welschdorf genannt, und seine Bewohner wurden immer noch als fremdartige Bestandteile in der Bevölkerung angesehen. Sie nährten sich, außer von dem Ackerbau, der wenig ertragfähig war und dem viel zu wenig Land zur Verfügung gestellt war, seit alter Zeit von Wollkämmen und Hanfhecheln, neuerdings auch von Ziegelsteinbrennen. Sowie im Herbst die Zeit dafür gekommen war, zogen die Waldensberger Männer und Burschen nach allen Himmelsrichtungen aus; nur alte Männer und sonstwie an den Ort Gebundene blieben zurück. So waren die Waldensberger weithin bekannt und jeder hatte sein Dorf, in dem er den Winter über arbeitete. Im Frühjahr verließen die Backsteinbrenner das Dorf und trieben ihre harte, schwere Arbeit den Sommer über in der Fremde. - Mein Nachbar, der Konditor Schönder in Gelnhausen, erzählte von der Waldensberger Botenfrau, die wöchentlich über die waldigen Berge kam und ihren kurzen Pfeifenstummel rauchte. Dabei war Waldensberg in der ganzen Gegend sprichwörtlich durch seine Armut bekannt geworden. Die frühere Hausindustrie des Strumpfwebens, die einigermaßen lohnend gewesen war, war mit dem Aufkommen der Fabriken zugrundegegan-

gen. Auch das Handschuh-Häkeln, das die " Inspirierten " als Hausindustrie in Waldensberg und anderen Orten eingeführt hatten, war nur einige Jahre lohnend. Dazu war der Ruf der " Welschen " nicht gut, sie galten als zanksüchtig und z.T. als in Armut verkommen. –

An einem schönen Tage des September machte ich mich nun mit dem Vetter Melles auf den Weg nach Waldensberg. Gegen Mittag kamen wir dort an, gingen die Dorfstraße hinunter, die von drei Seitengassen geschnitten wird, und betrachteten das Dorf, lauter kleine, niedrige Häuser und, mit ganz wenigen Ausnahmen, einstöckig, die Bewohner von fremdländischem Aussehen, mit dunklen Haaren und Augen. Wir gingen bis zur Kirche, die bescheiden aussehend mit einem Dachreiter, in der Mitte des Dorfes liegt. Daneben stand auf der einen Seite das Pfarrhaus, auf der anderen das Schulhaus. Wir traten in dieses ein und fanden alles unbeschreiblich ärmlich, eine niedrige Schulstube mit zertretenen Dielen, schlechten Bänken, zerbrochenen Fenstern, auch in der Wohnung des Lehrers derselbe Eindruck der Ärmlichkeit. Es wurde uns gesagt, daß der Lehrer Bensing in der Pfarrscheuer sei; dort trafen wir den Lehrer bei dem Reinigen der Frucht im breitkrepfigen Strohhut, langem Haupthaar und Knebelbart. Auch den Bürgermeister Geoffrey suchten wir auf. Andere Leute noch fanden sich dazu und alle freuten sich, daß das Dorf Aussicht auf einen neuen Pfarrer habe. Vor 2 ½ Jahren war der letzte Pfarrer gestorben und seitdem war die Pfarrstelle verwaist. Die Gemeinde hatte das Wahlrecht von alten Zeiten her, aber niemand hatte sich beworben. Auch der Fürst von Ysenburg - Wächtersbach, der das Bestätigungsrecht hatte, hatte nicht helfen können. Es waren ja so viele Pfarrstellen frei und niemand fand sich für sie. Waldensberg aber hatte seit etwa 30 Jahren noch eine Filiale, das 1 ½ Stunden entfernte Breitenborn, tief im Tal gelegen und schwer zu erreichen. –

Voll von den gewonnenen Eindrücken gingen wir wieder zurück. Ich entschloß mich bald, die verwaiste Stelle zu übernehmen. Ich reiste nach Frankfurt, kaufte mir bei dem Vetter Gottfried Andreas die mir fehlenden Einrichtungsgegenstände für Wohn - und Schlafstube, besorgte das Übrige mir noch in Gelnhausen und Anfang November ließ ich von einem Leisenwälder Fuhrmann meine Sachen nach Waldensberg bringen. - So war die Zeit in Gelnhausen abgeschlossen. Es war ein Jahr der Tätigkeit und des Lernens. Ich sehe in dieser ersten Amtszeit mancherlei Fehler, aber noch heller leuchtet mir die verzeihende und helfende Gnade meines Gottes.

## Waldensberg

Die Vergangenheit. - Ich konnte mich der Bangigkeit nicht erwehren, als ich in das Pfarrhaus trat, das nun mein Pfarrhaus war. Es war alles unwirtlich, und verwahrlost. Jedoch die Leute waren von einer herzgewinnenden Freundlichkeit, brachten die Möbel ins Haus und waren kaum zu bewegen, etwas Brot und Wurst anzunehmen, geschweige denn eine Bezahlung. Die Freude, wieder einen Pfarrer zu haben, wurde auf alle mögliche Weise kund gegeben. Daß die Leute arm, sehr arm waren,



merkte ich bald bei den Besuchen. Die kleinen Häuser waren oft an mehrere Familien verteilt, von denen jede nur Stube und Kammer hatte. Geschlachtet wurde nur von 2-3 Familien, während die übrigen das gemästete Schwein verkauften. Fleisch kam daher in viele Haushaltungen das ganze Jahr nicht. Mit der Kleidung war es auch übel bestellt. Das Schlimmste aber war das Fehlen von Trinkwasser. Zwar befand sich am Eingang des Dorfes ein tiefer Ziehbrunnen, aber er hatte meist kein Wasser. Auf dem Hof des Pfarrhauses war eine Grube mit Basaltsteinen ausgemauert, in der jedoch kein Quellwasser, sondern nur das zusammengelaufene Bergwasser sich für gewisse Zeiten hielt. In diesem Wasser aber waren auch Frösche und andere wenig appetitliche Tiere. Solcher Zisternen gab es mehrere im Dorf, die aber im Winter und bei mangelndem Regen versagten. Westlich vom Dorf war ein kleiner Weiher, aus dem die Leute das Wasser für das Vieh holten. Für den Kochbedarf mußte man das Wasser, wenn die Zisternen versagten, an einem Brunnen in Bubenraien, aus einer kleinen Quelle nach Südwest hin, herholen. Aber auch dieser Born hatte häufig kein Wasser, dann mußte man zu dem Leisenwälder Brunnen gehen, der in fremder Gemarkung liegend,  $\frac{1}{4}$  Stunde entfernt war, aber das schönste und reinste Wasser reichlich darbot, bei schlechtem Wetter aber und im Winter auch schwer zu erreichen war. Einzelne Leute hatten in ihrem Keller eine kleine Wassergrube, die natürlich weder gutes noch ausreichendes Wasser gab. Wasser war so kostbar, daß man sich in einem andern Hause bei plötzlichem Bedarf ein Töpfchen voll lieh, dabei aber die Rückgabe zu versprechen nicht versäumte. Das vorhandene Land war nicht schlecht, aber nicht genug und allen Winden ausgesetzt. Und der Wind blies tüchtig von allen Seiten über die Hochebene. Die Leute behaupteten, daß der Wind auch den Dünger verzehre, den sie auf das Land brächten. Sie trieben die Landwirtschaft mit ungenügenden Kräften; die Kühe mußten alle Feldarbeit verrichten, gaben daher nur wenig Milch. Es gab im Dorf weder Ochsen noch Pferde. Bei dem geringen Rohertrag der Felder wurde meist Laub in den Stall gestreut und irgend welche Einrichtungen zur Pflege des Mistes gab es nicht, die Jauche floß in den Dorfstraßen.

Obstbäume gab es wenige und diese waren meist mit Krebs behaftet. Alle Vorschläge, die mein Vorgänger Beyer, ein kundiger Mann, den Waldensbergern in Bezug auf Ackerbau und Obstbaumzucht gemacht hatte, wurden nicht beachtet mit der Begründung, in Waldensberg sei es zu kalt und Waldensberg sei einmal arm und bleibe arm. Die langen Jahrzehnte, in denen sich die Bewohner vergeblich gegen die Armut gewehrt hatten, hatten die Leute zum Verzicht auf jede Hoffnung der Besserung gebracht.

Darum waren aber die Leute nicht etwa traurige Kopfhänger, sondern lebhaft und vergnügt, redselig und gesellig, und sie hingen an ihrer armen Heimat ebenso, als wenn sie in einer reichen Gegend zu Hause wären. Eine Frau, die als Mädchen auswärts gedient hatte, erzählte mir, sie hätte bei ihrer Heimkehr geweint, als sie Welschdorf wiedergesehen hätte. Immerhin verließ ein erheblicher Teil der männlichen und auch der weiblichen Bevölkerung das Dorf und ging in den Fabrikstäd-

ten, besonders Offenbach, dem Brote nach, da sie bei allem Fleiß dies in Waldensberg nicht finden konnten. Viele Familien zogen überhaupt in die Industriestädte. Der sittliche Zustand war im allgemeinen derselbe wie auf den Dörfern der Umgegend. Die Leute waren im ganzen genommen ehrlich, freundlich, teilten von ihrer Armut noch an Bedürftige aus, waren sparsam und pflegten den Familiensinn. Das südliche Blut verleugnete sich jedoch nicht; sie waren leicht erregbar, zankten, waren parteisüchtig und unter der freundlichen Oberfläche war oft Heuchelei. Sie konnten schmeicheln, hatten das Wort in der Gewalt und verstanden zu täuschen. Die guten und die bösen Seiten mußte ich kennen lernen.

Jeder häusliche Streit wurde zum öffentlichen und auf die Straße fortgepflanzt, wo denn auch andere Leute, schnell zusammenströmend, Partei ergriffen. Bei der großen Armut und der auswärtigen Beschäftigung der Männer war natürlich der unglückselige Schnaps von vielen geliebt als Betäubungs- - oder Anregungsmittel. Neben dem Schnaps stand natürlich der Jude, der fast alle in seiner Abhängigkeit fest hielt; nur ganz wenige waren frei von Schulden bei den Juden. Dadurch daß die Familien so viel untereinander heirateten, wurde die Nachkommenschaft vielfach von vornherein körperlich schwach.

Über die Geschichte der Kolonie Waldensberg habe ich in den Geschichtsblättern des deutschen Hugenottenvereins zwei Hefte veröffentlicht (Magdeburg bei Heinrichshofen). Hier will ich nur kurz berichten, daß die Heimat der Flüchtlinge die Dörfer Mentoules und Usseaux in Piemont war. Einige andere Familien, die aus den benachbarten Gebieten Frankreichs stammten, hatten sich ihnen angeschlossen. Der Herzog Viktor Amadeus hatte seine waldensischen Untertanen 1683 vertrieben, sie dann aber wieder durch Versprechungen zur Rückkehr bewogen. Auf seine neue Vertriebung erwiderte Ludwig XIV., von Frankreich ihm einen günstigen Vertrag anbot, wenn er die Ketzer aus dem Lande jage. Der Führer der Waldenser, der Pfarrer und Feldherr Henri Arnaud eroberte an der Spitze seiner Waldenser in heldenmütigem Kampf die alte Heimat. Der Herzog versprach, den letzten Bissen Brot wolle er nun mit seinen Waldensern teilen, aber der Treulose vertrieb sie wieder im Jahre 1697. Durch Vermittlung der Generalstaaten von Holland, insbesondere ihres trefflichen frommen Gesandten Peter Valkenier in Frankfurt a. Main wurde der größeren Anzahl in Württemberg Aufnahme gewährt, drei Kolonien im Darmstädtischen Odenwald gegründet und unsern Waldensbergern vom Grafen Ysenburg - Wächtersbach die Ansiedlung in seinem Gebiet gewährt. Ursprünglich waren es 23 Familien, die unter unsäglichen Schwierigkeiten über den M. Cenis durch Süddeutschland zogen, bis sie die ersehnte Heimstätte erreichten. Das Schicksal aller französischen Kolonien ist dasselbe: die meisten Familien sterben aus, sie mischen sich mit den Deutschen, verlieren ihre Sprache und die heimatlichen Sitten und nur die Erinnerung an die Vergangenheit wird noch manchmal hervorgeholt, aber auch sie verblasst. Zu meiner Zeit waren noch neun waldensische Familiennamen vorhanden, aber natürlich viel mehr Familien. 16 Familien Talmon gab es, mehrere Vinson, Guillaumon, Piston, Geoffrey, Chiot, Parrentier, Pelleng usw. Die französische Sprache war in der Kirche und Schule seit 1816

aufgegeben worden, sehr zum Bedauern der Alten. Nur Einzelne konnten zu meiner Zeit noch einige Bibelsprüche, den Glauben und Gebete; aber die Sprache war doch noch mit französischen Wörtern durchsetzt, wie chagrenieren, sottisenmüre ( Brombeere ), ampe ( Himbeere ) mayuse ( Erdbeere ). –

Der deutsche Einfluß wurde besonders durch die einheiratenden Frauen verstärkt, weshalb die Alten sie ebenso ansahen wie Esra die heidnischen Weiber, die nach Israel gekommen waren. Im Jahre 1921 besuchte ich eine der württembergischen Waldenserkolonien Neuhengstett und fand dort die Sprache der Waldenser aus den Tälern noch in Kraft. Die Umgangssprache war natürlich die schwäbische, aber untereinander redeten die Leute, wenigstens mit einigen Ausnahmen, noch ihr pratois, das dem Provençalischen nahe steht. Eine alte Frau sprach noch ganz geläufig die Sprache der Vorfahren.

### **Die erste Amtstätigkeit**

Ich brauchte nicht um die Zuneigung der Waldensberger zu ringen; alle waren voll Freude und Freundlichkeit und die Kirche war morgens und nachmittags vollauf besetzt. Der Sonntagsgottesdienst bildete wirklich den hellen Mittelpunkt des Lebens und es war eine Freude, vor solchen aufnahmewilligen Hörern zu predigen. Meinen geschichtlichen Neigungen folgend, studierte ich die alten Kirchenbücher und Akten und gewann so eine Kenntnis der Vergangenheit, die meine Liebe zu der Gemeinde nur noch steigerte. Im Jahr darauf ließ ich einen Aktenschrank bauen und beim Einordnen der Schriftstücke mußte ich jedes durchlesen und vertiefte dadurch noch mehr mein Wissen um die Vergangenheit. Zu meiner Geschichte von Waldensberg habe ich später dann noch besonders das fürstliche Archiv in Wächtersbach benutzt.

Vor allem aber galt es jetzt der Gegenwart zu dienen. Ich wußte aus der Erfahrung meiner Heimat, wie inhaltslos und z.T. niedrig die Unterhaltung der Landleute an den langen Winterabenden ist, und daß man mit Schimpfen auf die Spinnstuben gar nichts erreicht. Positive Werte besserer Art müssen den Leuten geboten werden und mein Plan ging daher auf die Einrichtung einer Volksbibliothek. Da mir aber Geld hierfür nicht zur Verfügung stand, bat ich in mehreren politischen und kirchlichen Blättern um geeignete, nicht mehr gebrauchte Bücher. Es dauerte nicht lange, so kam ein Paket nach dem andern an. Die Bücher wurden reißend begehrt und ihr Inhalt wurde das Gespräch der Leute, und es wurden doch gute Gedanken in die Leute eingeführt. So gingen die ersten Monate in freudiger Tätigkeit dahin. Ich las eine Anzahl von Zeitschriften und sprach mich brieflich mit meinem lieben, väterlichen Freund Ebrard aus. Sonntag abends versammelte ich regelmäßig die Kirchenältesten um mich, an andern Abenden besuchten mich öfter einige Männer der Gemeinde. Einer von ihnen, Peter Chiot, war voller Geschichten; er erzählte mir, seine Vorfahren hätten in der Nähe von Paris eine Mühle und eine Schäferei gehabt; da sein Vorfahre gehört habe, daß die Reformierten in Frankreich nicht mehr verfolgt werden, so sei er wieder von Deutschland nach Frankreich gewan-

dert. Er kam an sein Elternhaus und trat in die Stube, da saßen seine Mutter und sein Bruder am Tisch und aßen. Aber, die erschrecken nur, als sie ihn sahen, es bot ihm auch keiner etwas an. Da ging er wieder hinaus und die Magd allein hatte Mitleid mit ihm. Sie winkte ihn in die Küche, band ihm einen Laib Brot ein und sagte ihm, er möge sich so schnell wie möglich fortmachen, sein Bruder habe schon nach dem Gendarm geschickt. Er hielt sich dann eine Zeit lang verborgen und kam dann glücklich wieder nach Deutschland. Die Erzählung trägt den Stempel, der Wahrheit, nur daß die Heimat der Chiot's nicht bei Paris gewesen ist. Noch eine andere Geschichte aus seinem Leben wußte der alte Mann zu erzählen :

" Ich war einmal zum Hecheln, drunten in der Wetterau. An einem Abend saß ich mit meinem Kolleg im Backhaus und hechelte, da wurde auf einmal die Tür heftig aufgestoßen. Ich gehe hinaus und gucke, aber da ist niemand, und hinter dem Backhaus floß der Bach, da konnte niemand sein; wir setzten uns nun wieder hin und meinten, es wolle uns eins necken. Aber wie wir sitzen, geht die Tür wieder auf, und so noch einmal. " Hannes, " sagte ich, " mar wolln Feierabend mache, morge geh ich heim, da is etwas passiert " Wir gingen in die Stube und die Frau sagte : " No, Ihr Hechlersch, Ihr macht ja scho Feierabend ! " "Ja, mer wolle sich legen, morgen früh machen wer'sch fertig " - Den andern Tag gingen wir heim und richtig, meine Mutter war hart krank und sie sagt zu mir : " Bou ( Bub ), wie gut ist's, daß Du kommst, ich hab gar hart an Dich gedacht ". Und wie der Vater am Sonnabend heimkam, da sagte sie : " Ich hab drei Träum g'habt und die sind wahr. Ich sah ein Haus auf dem Kirchhof stehen und das bedeutet, daß ich sterben muß. Der zweite war, daß auf dem und dem Acker ich so und so viel ernten würde. Und der dritte war, daß der Vater in der Lotterie spielt. " Du hast schon a'mol gespielt, das Los gewinnt aber nicht, das Du jetzt hast, das andere Los aber, das Du nimmst gewinnt viel Geld." Der Vater wollte es leugnen, daß er spiele, und sagte : " Ah, Trame sein Fame ( Schäume ), ich spiel nicht. Aber die Mutter blieb dabei. Weil sie krank war, wollte ich nun in der Nähe bleiben und ging zum Hecheln nach Spielberg, damit ich gleich bei ihr wäre. Eines Morgens weckte ich meinen Bruder und sagte ihm : " Heut Nacht ist unsere Mutter gestorben, komm, wir gehen heim " ) Und wie wir auf das Waldensberger Feld kommen, da kommt uns ein Bote entgegen und sagte uns : " Eure Mutter ist tot." So war der erste Traum wahr geworden und der zweite wurde auch wahr. Da kam eines Tages ein Jude von Wenigs, der hatte ein Los, er konnte es nicht loswerden und bot es meinem Vater an. Der fragte : " Ihr Boa, soll ich's nehme ? " Mein Bruder aber wehrte ab und sagte zu ihm : " Ihr verspielt noch unser ganzes Vermöge ". Da ließ es der Vater, aber nachher nahm er es doch. Wie ihn aber seine Buben darüber ansahen, trug er dem Juden das Los wieder heim, sagte aber : " Ihr Bubn, ihr habt mich um mein Glück gebracht, die zwei Träume Eurer Mutter sind wahr geworden, so wirds der auch ". Und was meinen Se, es dauerte paar Woche, da heißt's. : Der Ansel von Wenigs hat 20 000 Gulden gewonne. Das war unser Los . - " Einmal hatte ich einen schrecklichen Traum gemacht: Ich sah zwei Männer auf dunkler Straße und der eine schlug den andern nieder, der rief jämmerlich um Hilfe, aber es half ihm nichts, er wurde tot geschlagen. Darüber wachte ich auf und sagte gleich : " Heut Nacht ist was passiert ". Und wirklich, bei Hitzkirchen ( 1 Stunde entfernt ) ist in

der Nacht ein Mann tot geschlagen worden. Noch andere ähnliche Geschichten von Ahnungen und Fernwirkungen berichtete er, so daß ich an die Komisarden und ihre Eingebungen erinnert wurde. Die Leute lasen auf ihren winterlichen Streifzügen in den Bauernhäusern allerlei Geschichten auf, die sie zum Teil gut zu erzählen wußten. –

Mein Vater hatte die Sitte, in jeder Neujahrsnacht im Dunkeln die Bibel aufzuschlagen. Seitdem er aber mal Jesaja 49,15.16 aufgeschlagen hatte : Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes ? Und ob sie desselben vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen ; siehe in die Hände habe ich dich gezeichnet , unterließ er es fernerhin, weil er mir sagte, daß er einen schöneren Spruch nicht mehr finden könne noch wolle. Vielfach geschah es, von den Leuten zu dem Zweck, entweder die Zukunft oder eine bestimmte Weisung zu erfahren. Auch ich habe es früher getan, bin aber dadurch einmal irregeführt worden und habe eingesehen, daß dieser Gebrauch der H.Schrift nicht recht ist. In der Neujahrsnacht 1884 -1885 tat ich es noch, und als ich am Morgen die eingeknickte Stelle aufschlug, fand ich Hesekiel 33, 1-11. Diese Worte über das Wächteramt des Predigers und Seelsorgers machten auf mich einen tiefen Eindruck und ich nahm den Text den Sonntag darauf als Grundlage meiner Predigt, habe die Sitte auch später noch beibehalten. - In der Neujahrsnacht war in Waldensberg die Gewohnheit, die ich nirgend anders gefunden habe, daß sich die Leute mit Würfeln vergnügten; soviel ich mich entsinne, gab man als Einsatz ein Backwerk. -

In meinem geräumigen Pfarrhaus hauste ich allein, nur mit unzähligen Mäusen zusammen, die sich scharenweise ins Haus gezogen hatten, weil ein Zimmer vom Bürgermeister zum Lagern seiner Frucht benutzt worden war. Sie kannten keine Gefahr und fraßen mir fast aus der Hand. Irgend ein anderes Wesen wollte ich aber doch um mich haben. Die Pächter des Weiherhofs, eines fürstlichen Gutes, das 1/4 Stunde entfernt lag, hatten gerade junge Hunde, und an einem Wintertag kam ein blinder Knecht, der aber in Haus, Stall und Scheune und auch auf den Wegen sich ganz sicher bewegte, von dort und brachte ein kleines weißes Hündchen, dessen Stammbaum in der Dachselfamilie endete, und der, wenn auch nicht rein in der Rasse, so doch vorzüglich begabt war. Er zeigte sich als gelehriger Schüler in der französischen Sprache und die deutsche lernte er spielend auf der Straße. Weniger war sein Gehorsam zu loben, besonders beim Gang durch den Wald regte sich die angeborene Jagdlust. Ich habe ihn mehrere Jahre gehabt, den lieben Ali, dann aber ist er ein Opfer seines Ungehorsams geworden. Er entfernte sich vom Hause und folgte einem Lehrer nach Hohenzell nach, dort haben ihn herumziehende Salzhändler aus Orb ergriffen und wahrscheinlich für sich gebraten.

Sein Sohn, den er mir hinterließ, sah zuerst in seiner Kindheit aus, als wolle er ein Mops werden und erhielt deshalb auch diesen Namen. Ich versuchte ihn die griechische Sprache zu lehren, er war aber ungelehrig und begriff nur die Aufforderung zum Essen zu kommen : " Mops el thé, esthiomen ". Ihn verschenkte ich an einen

Bauern und nahm mir wieder einen aus dörflichem Dachselgeschlecht entstammend, er hieß : Wiedu. Er war anhänglich und sein trauriges Ende ging uns zu Herzen. Wir wollten ihn 1887 mit nach Spanbeck nehmen. Der langen Eisenbahnfahrt müde, wollte er in Göttingen nicht in die Chaise mit aufgenommen werden, in der wir nach unserm neuen Wohnort fuhren. Mit den Gefahren des städtischen Lebens aber unbekannt, geriet er am Weendertor unter einen Schlachterwagen, der ihm über das Kreuz fuhr und lahm machte. Ich trug ihn in einem Taschentuch zur Tierarzneischule am Gronertor, erhielt aber den Bescheid, daß er nicht wieder geheilt werden könne und der Wärter schlug ihn mit einem Hammer tot. Dies Ereignis stimmte uns alle traurig und ich habe keinen Hund wieder angeschafft, so sehr mich auch später meine Kinder darum baten. –

Unser Kirchlein war ganz schmucklos, doch nicht geschmacklos. Auf der Kanzel fand ich ein Bänkchen zum Sitzen für den Prediger und ich erneuerte die reformierte Sitte, daß der Prediger während des Gesanges auf der Kanzel sitzt, wenigstens nach der Predigt. Ich fand den langstieligen Klingelbeutel vor, der etwa vor 60 Jahren anstelle des kurzstieligen eingeführt war. Der früher erwähnte Pfarrer Reutzel hatte mir erzählt, was er von seinem Onkel, einem ehemaligen Pfarrer von Waldensberg, gehört hatte, daß am Ausgang der Kirche der Diacre ( Almosenpfleger ) gestanden habe, und jedem Einwerfenden gedankt habe mit den Worten : Dieu vous le vende ! Man fürchtete, daß nicht mehr soviel gegeben werden würde, wenn nicht jedem der Klingelbeutel hingereicht würde, aber das Gegenteil trat ein. Waldensberg stellte sich prozentual und vielfach auch absolut an die Spitze aller Gemeinden von Gelnhausen bei den kirchlichen Kollekten.

Dieselbe Erfahrung habe ich später in Spanbeck gemacht. Auch dort gab die ärmste Gemeinde Billingshausen die größten Kollekten. - Außerordentlich kräftig war der Gemeindegesang und sehr reich die Zahl der bekannten Melodien. Mein Vorgänger hatte die kleine Missionsharfe eingeführt und aus ihr wurden nach dem Segen ein oder mehrere Verse gesungen. Der Lehrer wählte diese Verse je nach dem Inhalt der Predigt, gab mit der Orgel die ersten Akkorde an und die ganze Gemeinde fiel ein, worauf dann die Besucher des Gottesdienstes bankweise die Kirche in großer Ordnung und Ruhe verließen. Die Orgel war ein ganz kleines Werk; im Anfang der 30.er Jahre des vorigen Jahrhunderts von der lutherischen Gemeinde in Kesselstadt bei Hanau gekauft; sehr häufig versagte sie teilweise oder auch ganz ihren Dienst, da sie den Einwirkungen der Nässe und Kälte nicht gewachsen war.

In die Geschichte der Gemeinde vertiefte ich mich immer mehr, angeregt auch durch meinen Freund Ebrard, dessen Erlanger Gemeinde zum Teil auch waldensischen Ursprungs war. Neben Waldensberg hatte ich das Filial Breitenborn zu bedienen, das 1 ½ Std. von Waldensberg entfernt liegt. Es ist eine verhältnismäßig junge Gründung der Ysenburger Grafen, die dort eine Glashütte anlegten, um die reichen Holzvorräte des Büdinger Waldes günstig zu verwerten. Da die Fabrik schlecht ging, verpachtete sie der Fürst von Wächtersbach an einen Unternehmer aus der Nähe von Frankfurt. Dieser, ein roher und gottloser Mensch, war ein Scha-

den für die Gemeinde und ein vielbeklagter Widersacher des Pfarrers. Er war kurz zuvor gestorben als ich hinkam und die Hütte stand wieder still. Infolgedessen war die Armut in Breitenborn, das noch weniger Land als Waldensberg hatte, sehr groß. Die Männer suchten, soweit sie nicht in einem Basaltsteinbruch Beschäftigung fanden, ihre Nahrung in den böhmischen Glasfabriken.

Am Tag nach der Konfirmation fuhren die schwächlichen Jungen nach Böhmen. Der Verfall der Sitten war infolge der Armut und der auswärtigen Beschäftigung der Männer, besonders aber durch den früheren Pächter der Glashütte, weit fortgeschritten; aber auch hier gab es fromme Männer und Frauen. Während der 2 ½ jährigen Verwaisung der Waldensberger Pfarrstelle mußten die Kinder den 2 ½ Std. weiten Weg durch die Wälder nach Gelnhausen machen, um dort an der Konfirmandenstunde teilzunehmen. Auch in Breitenborn war daher die Freude groß, daß wieder ein Pfarrer kam. Aber der Weg von Waldensberg nach Breitenborn war weit und schlecht, bestand zum Teil nur aus einem Fußpfade, da gar kein Verkehr zwischen den beiden Dörfern bestand.

Der Schmutz und der Schnee waren manchmal unergründlich. Mein Vorgänger ritt deshalb auf einem Esel. Ich versuchte es mit Reitenlernen auf dem Weiherhof; die Schmerzen in den Beinen aber schreckten mich davon ab, bei sehr schlechtem Wetter nahm ich mir deshalb ein Fuhrwerk vom nächsten Dorf und bei Schnee einen Schlitten, an den häufig die Rehe herankamen, um sich ein paar Hälmchen Heu zu holen. Selbst in die Dörfer kam das Wild, Schutz und Futter suchend.

Außer Rehen gab es besonders viel Damwild. Obwohl der ganze Wald, der sich von Gelnhausen nach Waldensberg und von Wächtersbach bis Büdingen hinzog, mit einem Gatter umgeben war, brachen doch häufig die Tiere aus und fraßen den armen Leuten die Äcker kahl. Wie liberal und zu allen Zeiten vom Mittelalter her die Wildschäden eine Hauptursache der inneren und äußeren Empörung Bauern waren, so war auch hier, besonders in Breitenborn, der Wildschaden ein Grund der Verbitterung gegen die Standesherrschaft zumal die gezahlten Entschädigungen nach der Abschätzung der Forstbeamten außerordentlich gering waren. Doch auch in Breitenborn hob sich der Kirchenbesuch und erlebte ich neben Schmerzlichem doch auch wieder Erfreundes.

Zwei Heimwege von Breitenborn nach Waldensberg möchte ich beschreiben. Es war am 5. Januar 1885, ich war in Frankfurt gewesen, um den berühmten Augenarzt Steffen für meinen Vater zu befragen, war von Gelnhausen nach Breitenborn gegangen und machte mich trotz des Abratens des Lehrers noch auf den Weg nach Waldensberg. Es fing schon an zu dämmern und der reichlich gefallene Schnee wurde weich. Ich legte den Weg durch den Wald glücklich zurück, da der Fußpfad hell leuchtete. Als ich nun aber aus dem Wald heraustrat, umging mich ein so dichter Nebel, wie er nur im Gebirge vorkommt; ich wußte, daß ich in einigen Minuten an das Gatter kommen würde und bald stand ich auch davor, war aber nicht an das Tor gekommen, wußte nun aber nicht, ob ich nach links oder rechts gehen müsse.

Ich wandte mich nach links, geriet aber bald in eine nasse, sumpfige Stelle, die mir zeigte, daß ich die andere Richtung wählen müsse, kam nun auch bald an das gesuchte Tor. Ich trat hinaus auf die Wiesen, auf denen aber kein Baum und kein Strauch den Wanderer orientieren konnte, und der Nebel wurde immer dichter. Eine Zeitlang ging es so fort, ohne zu wissen, wohin ich geraten würde. Da fiel mir ein, daß mir die Leute gesagt hatten, daß manchenmal ein Mensch auf der Hochebene die ganze Nacht umhergeirrt wäre und daß dies im Winter doch zu gefährlich sei, wie denn auch am Tag nachher die Botenfrau aus einem benachbarten Dorfe, obwohl sie die Wege natürlich gut kannte, sich verirrt hat und erfroren ist. Als mir dies auf die Seele fiel, blieb ich stehen und betete, Gott möge mich doch aus dieser schwierigen Lage erretten. Ich tat darauf einige Schritte nach rechts und sah plötzlich vor mir auf dem Schnee mit verwunderter dankbarer Freude die Fußspur eines Mannes. Ich folgte ihm eine Zeitlang. Als sich dann aber immer noch nichts Bekanntes zeigen wollte und ich nicht wußte, ob die Spur nach dem Dorf oder nach dem Wald zu führte, bat ich nochmals, Gott, der mir so weit geholfen habe, wolle mich vollends glücklich ans Ziel führen. Ich tat ein paar Schritte weiter und stolperte dabei über einen Maulwurfshügel, und plötzlich sah ich links neben mir einen Weg, auf dem Schweine ausgetrieben worden waren. Nun wußte ich, daß ich jedenfalls an das Dorf kommen würde. Es dauerte nicht lange, so sah ich durch den Nebel auch ein Licht blinken und an den ersten Häusern gewahrte ich, daß ich wirklich in meinem Waldensberg war.

Daß sich Gott auch um die geringen Angelegenheiten seiner Kinder kümmert, dies war mir nun in eigener Erfahrung vor die Augen gestellt worden und diese Errettung und Erhörung ist mir für mein ganzes Leben von Bedeutung geworden ; war es mir aber an diesem Abend noch ganz besonders, weil ich einen inhaltsreichen Brief vorfand ; und ich wurde gewiß : Der Gott, der dich durch den Nebel und den Schnee glücklich nach Hause geleitet hat, wird auch dein ganzes Lebensschicksal in väterlicher Weise recht leiten.

Nun noch ein Heimweg aus dem Mai 1885 : Um 7 ½ Uhr abends gehe ich aus Breitenborn, verlasse die Schlucht, in der das Dörfchen eingeschlossen liegt, steige den Berg hinan, freue mich zum ersten Mal in diesem Jahr der lieben, würzigen Apfelblüte, die ich so sehr von meiner Kindheit an liebe. Ich blicke von oben her herunter auf das Dörfchen, über das sich der Rauch vom Abendfeuer hinzieht ; drüben erblicke ich den Kirchhof, auf dem wir heut Nachmittag einen alten Mann in sein Grab gelegt haben, nach dem der sich so sehr gesehnt hatte. Ich hole mir noch einmal die Gedanken hervor, die ich in der Rede ausgesprochen hatte, daß die Sehnsucht nach dem Grab allein nicht das Höchste sein dürfe und stelle mir vor, wie herrlich die Wohnungen sein werden, die Gott uns dort bereitet hat, wenn es hier schon so unaussprechlich schön sein kann. 1. Corinther, 5,14 . - Ich steige höher und sehe wieder zurück. Durch das Tal hin, das den Ausgang der Schlucht nach der Südwestseite bildet, und über die niedrigeren Höhen geht der Blick über die Ebene hin. Dort zeigt sich die Bergkirche, allein auf dem Hügel liegend. Weiterhin liegt Hanau und rechts davon Frankfurt und noch weiter rechts ragt



der Gipfel des Altkönig des Taunus über den Wald. Links sind die Berge des Odenwalds, und über Frankfurt hin sehe ich dann noch einmal eine Kuppe, sie muß wohl zu den Pfälzbergen gehören. Die Sonne gießt noch ihre letzten Strahlen über die schöne Landschaft, während sie für mich schon verdeckt ist. Ich gehe nach dem Wald zu. Siehe dort, die zierlichen Rehe, die einige hundert Schritte entfernt am Waldesrand äsen. Jetzt wird das eine aufmerksam, hebt den schönen Kopf und äugt mich eine Zeitlang an, geht dann mit den andern langsam in den Wald, aus dem es noch lugend den Kopf durch die dichten Zweige hervorsteckt. Nun trete ich in den Wald ein zwei Amseln begrüßen mich mit ihrem schönen Schlag und ein Buchfink will nicht zurückstehen, und sieh dort die Buche, die sich in ihr helles frisches Laub gekleidet hat und so schön heraustritt unter den dunklen Fichten. Ich trete auf eine große Waldwiese. Nicht hundert Schritte entfernt ist ein Rudel Damwild. Ich betrachte sie mir eine Zeitlang, da aber ist ein Hirsch den Hund gewahr geworden und schnell entfliehen sie in die Fichten. Zurückblickend sehe ich den ganzen Taunus vor mir liegen in feuchtem, goldenem Glanz. Unbeschreiblich schön ist es, wenn der Blick über die frischbelaubten Buchenkronen, die so schön sich wölben, hinschweift bis an die fernen, prächtigen Berge. Ich war tief ergriffen von all der Schönheit. Ich ging weiter in dem Wald, fröhlich angesungen von den Amseln und all den andern Vögel, in mir bewegend Worte des 104. Psalms. Da komme ich an eine junge Fichtenpflanzung. Ein schönes Bäumchen, das eben seine jungen Triebe hervorgucken läßt, ist an der Spitze abgebrochen. Ein Mißton vom Menschen her in das bisher so einstimmige Lob Gottes ! Es fiel mir der Schluß des 104. Psalms ein, der mir bisher ein Anstoß gewesen war, weil er das große Loblied mit einem schrillen Mißton zu beschließen schien. Jetzt verstand ich ihn. Wenn doch in der schönen Natur die Sünde nicht wäre ! Nun gehts noch bergauf bis Waldensberg durch Buchen, Eichen, Tannen, bis zum Ausgang des Waldes. Wieder steht ein Rudel von 4 Stück Wild vor mir. Von drüben höre ich das Blähen eines Bocks und die Antwort einer Geis. Ich trete aus dem Gatter und erinnere mich an den Gang, den ich im Januar in tiefem Schnee und tiefer Dunkelheit gemacht hatte und ich danke dem Herrn für seine Führung. So bin ich bis ans Dorf gekommen. Dort ziehen die Burschen und die Mädchen vor das Haus, in dem das heute getraute Paar Hochzeit hält; sie singen gut und singen Gutes : geistliche Volkslieder. –

Noch ein altes Stück der Vergangenheit weckte ich zu neuem Leben, den Psalmengesang ; ich erhielt auf meine Nachfrage von Elberfeld das Melodienbuch der Psalmen. Ich begründete einen Psalmengesangverein für Männer, der unter der Leitung des Lehrers Anerkennenswertes leistete. Als erster wurde der in Wort und Weise so schöne 118. Psalm gesungen; andere Psalmen mußte ich zu den Melodien selbst umdichten. Mit großer Freude wurden diese alten Hugenottenlieder gesungen und gehört.

### **Meine Vorgänger**

Zum Verständnis meiner Tätigkeit in Waldensberg hätte ich schon zuvor etwas von meinen Vorgängern sagen müssen. Im Anfang des Jahrhunderts wechselten die Pfarrer sehr stark. Waldensberg war Durchgangsstation, von der man so bald wie möglich wegstrebte. Im Jahre 1833 trat Pfarrer Seyler sein Amt an. Er kam mit den besten Vorsätzen; er dachte die traurigen sittlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse bessern zu können, fing gut an, aber der Druck der allgemeinen Armut und des unkirchlichen Wesens, sowie der unsittlichen Verhältnisse vertrieb alle Freudigkeit. Jahrzehntlang hielt der schwachbegabte Pfarrer seine wohlbekanntten Predigten jahraus, jahrein in derselben Weise. Seine Frau war eine schlechte Wirtschaftlerin, seine Kinder, unbegabt und schlecht erzogen, sanken ganz auf die Stufe der übrigen Dorfkinder herab. Ein Sohn wurde wegen Diebstahl verurteilt und mußte sitzen, entsprang aber der Haft. Eine Tochter heiratete einen jungen Leineweber des Dorfes, der nun seinen Webstuhl im Pfarrhause aufstellte. Diese Tochter arbeitete später bei mir im Garten als Tagelöhnerin. - Das Gehalt betrug 300 Taler, von dem Konsistorium wurden später 100 Taler Zulage bewilligt. Da das Pachtgeld für das Pfarrland von den Leuten nicht einging, nahm der Pfarrer die Ländereien in eigene Bewirtschaftung. Aber niemand im Dorf half ihm, so daß er sich Ackerleute aus anderen Dörfern holen mußte. Volle 14 Jahre bis 1858 ging der Streit zwischen Pfarrer und Gemeindegliedern, die die Pfarrländereien als Erbgut ansahen. Im November 1857 besuchte niemand, außer der Frau des Pfarrers, die Gottesdienste. Der Landrat suchte den Ortsvorstand zu beeinflussen, damit dieser wenigstens in die Gottesdienste ginge, aber der Ortsvorstand wurde plötzlich krank und konnte nicht erscheinen. Schließlich wurde die Sache durch einen Vertrag geschlichtet. Der Pfarrer blieb aber in seiner traurigen Lage, er war froh, wenn er mal in dem Wächtersbacher Pfarrhaus eine Tasse Kaffee bekam und sich seine Pfeife mit gutem Tabak stopfen konnte. Die Gebäude verfielen, die Gemeinde wurde sprichwörtlich wegen ihrer Armut, der Pfarrer wurde immer schwächer, körperlich und geistig und starb nach einem Leben voll Arbeit und Kummer im Jahre 1874.

In seine Zeit fiel auch das große Hungerjahr 1847, von dem mir der alte Kirchenälteste Schneider erzählte. Der ganze Sommer war naß, im Oktober fing es schon an zu schneien, als die Kartoffeln noch in der Erde steckten. Auf das Land konnte man nicht treten, weil man einsank. So schoben die Leute Bohlen auf den Acker und von dort aus suchte man aus dem Schnee und der nassen Erde die wenigen Kartoffeln zu retten, aber auch diese waren faul und kaum zu genießen. Brotfrucht war fast gar nicht vorhanden. Trotz ihrer Armut mußten die Leute das Geld herbeischaffen, um Brot zu kaufen; aber dieses war selbst um Geld nicht zu haben. Der Schuhmacher Schmid schickte drei Gesellen an einem Tage nach Wächtersbach, Gelnhausen und Billingen, um Brot zu holen; aber sie kamen mit leeren Händen wieder und erzählten, daß die Leute vor den Backöfen der Bäcker gestanden hätten, das heiße Brot, wie es aus dem Ofen kam, an sich rissen und sich deshalb miteinander geschlagen hätten. Der Hungertyphus kehrte bald ein. Von der Standesherrschaft wurde nun im Pfarrhaus eine Küche eingerichtet, aus der sich die ärmsten Bewohner Essen holen konnten. So begreift sich die Revolution des folgenden Jahres 1848 zum Teil.

Nach dem Tod von Pfarrer Seyler predigte mehrmals in Waldensberg ein früherer rheinischer Missionar, der Pfarrgehilfe in dem benachbarten Spielberg geworden war. Dieser hatte die große Christenverfolgung 1860 in Borneo durchgemacht und wohnte seitdem wieder in Deutschland, hatte auch die Seinen und einen jungen r Dajakken glücklich hergebracht. Er war theologisch nicht gebildet, da er als Gärtner in das Missionshaus eingetreten war; aber er hat mehr gewirkt als mancher Pfarrer, der alle hohen Schulen durchlaufen hatte. Er brachte die Gebäude und Gärten in Ordnung, sammelte Geld bei Freunden und suchte die Hauptmängel abzustellen, vor allem predigte er mit Kraft das Evangelium und das Gesetz Gottes und hielt in der Schule für einen kleinern, im Pfarrhaus für einen großem Kreis Bibelstunden. Der Kirchenbesuch hob sich, die christliche Erkenntnis nahm zu, es regte sich zum ersten Mal wieder nach langer Zeit christliches Leben. Daneben aber auch das Böse, und zwar mit Gewalt. Das Feuer wurde angezündet von dem bisherigen Bürgermeister, einem überaus begabten und gewandten Mann, der aber in dem schlechten Ruf der Unsittlichkeit stand. Ihm trat der Pfarrer Beyer kräftig entgegen. Da bildeten sich zwei Parteien, die einander in der hergebrachten Weise bekämpften. Im April 1882 starb darüber der alte ehrwürdige Mann, der zuerst wieder für Waldensberg eine bessere Zeit heraufgeführt hat.

### **Fortsetzung meiner Tätigkeit**

Im Sommer 1885 suchte ich die Verbindung mit andern französischen Gemeinden herzustellen, die mich um Hilfe angingen. Ich reiste nach Hanau und nach Frankfurt und hatte die große Freude, daß mir soviel Geld gegeben wurde, daß ich die notwendigen Ausbesserungen an den Gebäuden ausführen lassen konnte. Kirche und Pfarrhaus waren bisher mit sogenannten Zungenziegeln gedeckt worden, durch die Regen, und vor allen Dingen Schnee durch den Wind auf die Böden geweht wurde. Nach jedem Schneetreiben mußten die Leute den Schnee nicht nur von der Straße, sondern auch von den Böden der Kirche und des Pfarrhauses wegschippen. Die Fenster, besonders der Wetterseite, waren so entzwei, daß sie vollständig erneuert werden mußten. Die Fußböden wurden gestrichen, Kirche und Pfarrhaus wurden mit Schiefer gedeckt. Weil in den meisten Haushaltungen keine Uhr war, so kaufte ich eine alte Uhr von einem Gutshof, ließ sie instand setzen und zusammen mit der kleinen Glocke, die dazu gehörte, auf dem Kirchenboden aufstellen. So kam auch die Ordnung bezüglich der Zeit ins Dorf. Auf die Turmspitze ließ ich eine Taube mit einem Ölzweig anbringen, die oft auf Siegeln von Hugenotengemeinden verwandt worden ist.

Auch die Außenseite der Kirche ließ ich herstellen. Die Beziehungen zu französischen Gemeinde, die ich anknüpfte, waren und wurden sehr wertvoll. Von Königsberg bis nach Paris und Leyden, von Hamburg bis in die Waldenser Täler des Piemont, erstreckte sich mein Briefwechsel. Die französische Gemeinde zu Frankfurt brachte zu Weihnacht 1885 durch Damen und Herren Kleidungsstücke und Lebensmittel, auch die Fürstin tat dies seit 1885 für Waldensberg und Breitenborn.

Von dem kleinen bisher verachteten Waldensberg gingen Fäden in die weite Welt aus. Mein Herz war oft von überströmendem Dank erfüllt von der großen Liebe, die meiner Gemeinde von nah und fern zuströmte.

Auch die Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit wurde von mir gepflegt. Im Jahre 1885 hielt ich in dem überfüllten Schulzimmer Vorträge aus der Geschichte der hugenottischen und waldensischen Kirche. Am 10. Oktober 1885, dem Tag der Kirchweihe, wurde von der tiefbewegten Gemeinde die Erinnerungsfeier an die Aufhebung des Edikt von Nantes abgehalten; an der Kirche gegenüber wurde zum bleibenden Gedächtnis daran eine Linde gepflanzt. Die Vergangenheit auch durch Besuche lebendig gemacht. Mein väterlicher Freund Professor Ebrard aus Erlangen besuchte mich und hielt auch eine Predigt, ebenso Pfarrer Robert aus Frankfurt und Pfarrer Leclerc aus Hanau. Und im Mai 1886 kam ein wirklicher Waldenserpfarrer, der erste wieder seit der Ansiedlung: Henri Mille aus Torre Pellizé, damals in Catania auf Sizilien, sah die Nachkommen der alten Waldenser, wohnte einer Sitzung des Presbyteriums bei und rief aus: "Ich meine, ich wäre in den Tälern, dieselben Gesichter wie dort!" Auch mir sandten die Damen aus Frankfurt, die sich über meinen schmucklosen Junggesellenhaushalt gewundert hatten, Fenstervorhänge und ein Fell zum Warmhalten der Füße. Erdrückend voll waren die Bibelstunden, die ich im Schulzimmer abhielt.

Im Juni 1885 suchte mich die Fürstin als Pfarrer für Wächtersbach zu gewinnen; sie stellte mir die Sache als eine Notwendigkeit dar und bat mich dringend, doch ihr Pfarrer zu werden. Aber ich war erst 7 1/2 Monat in Waldensberg und hatte vieles angefangen, was noch nicht vollendet war. Die Fürstin lud mich zu einem Picknick unter den Eichen am Weiherhof ein, wo sie eigenhändig Kartoffelpfannkuchen backte. Aber ich gewann nicht die Freudigkeit, ihren Wunsch zu erfüllen. Auch die Gräfin in Merholz bat mich zur selben Zeit, mich um die Pfarrstelle auf dem Berg zu bewerben, auch dies mußte ich ablehnen, trotzdem meine Verwandten mich fast zwingen wollten, diese Rufe anzunehmen. –

Im August kam mein Freund Ebrard, der eine schwere Lungenentzündung durchgemacht hatte; mit ihm reiste ich zur Versammlung des reformierten Bundes nach Elberfeld. Das waren goldene Tage, die wir im Haus und im Wald miteinander verlebten; dann machten wir zusammen die Reise nach Elberfeld und an den Rhein. –

Gegen den Herbst nahm ich wieder die Übungen des Psalmgesangsvereins auf. Ich besprach zuerst den Text des Psalms, es war der 84. Zu den Mitgliedern gesellten sich auch andere Männer. Ich forderte zu Fragen und zu Mitteilungen von Erfahrungen auf. Der alte Chiot bekannte bei Vers 6 und 7 (nach dem Urtext), wie auch er im Baketal den Regen empfangen habe, wie er, nach einer leichtsinnigen Jugend, in der darauffolgenden schweren Zeit Gott als sein Heil und seine Stärke ergriffen habe. Der Diacre Loos reflektierte sogar über die Abfassungszeit: er

setzte den Psalm in das erste Exil. Der Lehrer aber meinte, das Lied könne auch von einem Manne gedichtet sein, der entfernt von Jerusalem in dem Heiligen Land gewohnt habe. Den 24. Psalm, den ich auf eine bekannte Melodie umgedichtet hatte, ließ ich abwechselnd von Männern und Frauen singen. Mit Freuden nahm die Gemeinde diesen Psalmgesang auf. Der alte Chiot erzählte, wie es früher in den Häusern zugegangen sei. Die ganze Familie war mit dem Strumpfweben beschäftigt ; der Vater habe einen Psalm angefangen und die ganze Familie habe bei der Arbeit den Gesang fortgeführt. Ich vertiefte mich derart in die Hugenottengeschichte, daß es mir war, als gehörte ich ganz dazu. Mit tiefer Bewegung erzählte und feierte ich die Gedenktage. Im Anschluß an Bücher und besonders an Ebrard's Dogmatik arbeitete ich mich in die reformierte Theologie ein und brieflich wurde zwischen uns manches theologische Problem verhandelt.

Eine angenehme Beigabe war für mich der Verkehr mit den Kollegen; zwar waren die Wege zu unsern Zusammenkünften weit und schwierig. Ich erinnere mich z.B. an einen Gang durch tiefen Schnee, in dem ich fast versank und an einen anderen in so stockdunkler Nacht, daß ich meinem weißen Hund, den ich an der Leine hatte, folgte in der Zuversicht, daß er den rechten Weg finden werde. Die Pfarrer von Hitzkirchen, Birstein, Unterreichenbach und Kirchbracht hielten treu zusammen. Der Mittelpunkt war der alte Pfarrer Waas in Kirchbracht, der von Pillau nach Kirchbracht gegangen war, weil er dem Rhein etwas näher sein wollte, aber nun, ohne es zu ahnen, in den rauen Vogelsberg gekommen war. Er war ein ehrwürdiger Greis, theologisch gut durchgebildet, hatte in Edinburgh und in der schottischen Freikirche sich aufgehalten, ein scharfer Denker, dabei überströmend von Liebe, herzlich wie es die Ostpreußen sind, und ostpreußisch gut war auch besonders seine Küche. Es waren anregende Zusammenkünfte, die ich später, als ich in Spanbeck war, sehr vermißt habe.

Durch die Beziehungen zur Frankfurter französischen Gemeinde war ich mit Frau von Osterried bekannt geworden, und durch sie mit ihrem Bruder, dem Bankier de Neufville, der kürzlich von New York in seine Vaterstadt zurückgekehrt war und sich nun ganz den Angelegenheiten des Reiches Gottes widmete. Ein warmer lebendiger Christ, unermüdlich und zu allen Opfern bereit, wenn es der Sache des Herrn galt. Er wurde später Vorsitzender der Gnadauer Konferenz und des deutschen Zweiges der evangelischen Allianz. Fast 40 Jahre bin ich mit ihm in Freundschaft verbunden ; wo er konnte, hat er mir an Leib und Seele geholfen. Im November 1885 wurde durch ihn die erste Evangelisation in Deutschland ins Leben gerufen. Er berief den früheren Baseler Missionar Schrenk, der mir von früher wohlbekannt war und jetzt in Bern tätig war, nach Frankfurt, wo dieser zuerst in dem Meriamsheim, dann, weil dieses nicht ausreichte, im Cirkus abends Evangelisationsansprachen und morgens für einen kleineren Kreis Bibelstunden hielt. Herr de Neufville hatte mich dazu eingeladen und ich war mehrere Tage dort. Ich hörte u.a. eine Ansprache von Schrenk über Psalm 105, 1-4, die mich anfaßte, wie es kaum je eine Predigt getan hatte. - Im folgenden März kam Herr de Neufville nach Waldensberg. Er wollte im Schulzimmer auf meine Veranlassung sprechen, wir mußten

aber, da zuviel Leute gekommen waren, in die Kirche ziehen. Daß ich ihn, den " Laien ", in der Kirche hatte sprechen lassen, war etwas Ungewöhnliches, besonders für Pfarrer. Er aber hat es nie vergessen und mir immer gedankt.

Die Beschaffung von Wasser lag mir stets am Herzen. Ich ließ an einer Stelle, die mir günstig schien, von einem Bergmann einen Schacht machen, aber er fand nur trockenes Gestein. Nachdem ich weiter Geld gesammelt hatte, wobei mir besonders Mathilde Lammers, die eine Zeitschrift " Nordwest " in Bremen herausgab, behilflich war, griff ich im folgenden Jahr den Plan wieder auf, ließ auf Ebrards Rat einen Quellensucher Biswanger aus Bayern kommen, der gute Zeugnisse vorwies. Er durchschritt das Gelände, indem er ein goldenes Regenbogenschlüsselchen, einen Prakteaten, an einem Pferdehaar hängend, vor sich her trug. Wenn er über eine Wasserader schritt, dann sollte dieses Pendel hin und her schlagen, hielt er ein halb mit Wasser gefülltes Glas darunter, so sollte die Zahl der Schläge die ungefähre Tiefe des Wassers in Fuß angeben. Auch ich hatte die Gabe, daß bei mir das Instrument seinen Dienst tat, und es knüpfte sich daran eine physikalische Deutung. Ebrard erzählte mir von ähnlichen Versuchen, die im Scheelingschen Hause in Erlangen gemacht worden waren, und auch ich fand allerlei merkwürdige Erscheinungen in der Bewegungsrichtung des Pendels über den verschiedenen Fingern, aber auch über Äpfeln u.dgl. - Der Quellensucher bezeichnete eine Stelle als die Beste. Ich ließ einen Schacht treiben, in den ich auch, öfter einfuhr, aber die Arbeit mußte eingestellt werden, da sich trotz der Angaben dort kein Wasser fand. Ich hinterließ den Rest des gesammelten Geldes in Waldensberg. Dort, hörte man nach einigen Jahren, daß auf dem Petersberg bei Fulda Wasser erbohrt worden sei ; einige Männer reisten hin und überzeugten sich davon. Und wirklich, es wurde Wasser erbohrt ; zwischen Pfarrhaus und Kirche steht jetzt eine Pumpe, die reichliches und gutes Wasser dem ganzen Dorfe liefert.

Die Arbeit häufte sich für mich immer mehr, da die Pfarrstelle in Wächtersbach unbesetzt war und die in Wolferborn auch erledigt wurde. Letztere hatte ich allein zu versehen, samt einem eingepfarrten darmstädtischen Dorf ; erstere zu versehen lag drei Pfarrern ob. Es waren weite Wege, die im Winter überaus beschwerlich waren, der Schneesturm benahm oft ganz den Atem, so daß ich abends oft todmüde ins Bett sank oder auf dem Sofa einschlief, bis mich die Kälte wieder auf weckte. Zwei Pferde hatten oft ihre Last, den Schlitten zu ziehen. Am zweiten Weihnachtsfeiertag 1885 wollte ich wieder nach Breitenborn fahren, schickte deswegen um 1/2 4 Uhr zwei Buben mit einem adressierten Briefchen nach dem Weiherhof. Die Jungen hörten nicht ordentlich zu, dachten nur an das verabreichte Zuckerwerk, sahen auch nicht die Anschrift an und glaubte, nach Breitenborn gehen zu sollen. 7 andere Jungen schlossen sich ihnen an und sie gingen wirklich dort hin. Um 9 Uhr abends kommen zwei Frauen zu mir " Herr Pfarrer, wo sind unsere Kinder ? " Ich antwortete " Ja auf dem Weiherhof " Sie erwidern mir " Ach nein, sie sind ja nach Breitenborn und sind immer noch nicht da. " Erschrocken blicke ich auf den dichten Nebel und Schnee und höre den Wind brausen. Jedermann denkt, die Kinder haben sich im Wald verirrt. Es werden Leute ausgeschickt, sie kehren nicht zu-

rück. Die Stunden vergehen, das ganze Dorf ist in Aufregung. Um 1/2 12 Uhr gehen drei Parteien nach Breitenborn, ich warte noch bis 1/2 2 Uhr betend und wachend; dann lege ich mich zu Bett. Um 2 Uhr klopft der Nachbar, Kirchenältester Schmidt an mein Fenster : " Die Buben sind da ! Sie sind in Breitenborn geblieben und haben dort bei Mitkonfirmanden geschlafen ". Mit lautem Dankgebet vernahm ich die Nachricht. - Es hatte nicht viel Zuredens bei den Buben bedurft, um sie in Breitenborn festzuhalten, vielmehr war es ihnen ganz belustigend gewesen, einmal bei fremden Leuten zu schlafen. Am andern Morgen

als es noch dunkel war, ging ich um 8 Uhr mit einem Mann durch den dichten Nebel nach Breitenborn; wir sahen die vielen Fußspuren im Wald. Ich hielt in Breitenborn morgens und nachmittags einen Gottesdienst, das Abendmahl in der Kirche und bei zwei Kranken im Hause, eine Trauung und Taufe und kam glücklich am Abend, aber todmüde nach Hause. - So groß die Aufregung gewesen war, so war es doch gut, daß die Leute in der Nacht aufgestanden waren ; sie fanden im Walde einen Mann, der von Waldensberg nach Rinderbügen hatte gehen wollen, aber sich nach einer ganz falschen Richtung verirrt hatte. Ein solches Weihnachtsfest habe ich nicht wieder erlebt.

### **Zerwürfnisse in der Gemeinde**

Schon unter meinem Vorgänger hatte sich unter Führung des Bürgermeisters Geoffroy eine Partei gebildet, die diesem folgte und anhing, aber gegen den Pfarrer wühlte. Pfarrer Beyer hatte den Kampf gegen Geoffroy mit Seufzen aufgenommen, aber mit Kraft geführt, weil er in ihm einen unsittlichen Menschen erkannt hatte, der alle ernstliche Arbeit an den Seelen der Gemeinde hinderte und durch sein Beispiel andere verführte. Mit Pfarrer Beyers Tod war der Kampf eingeschlafen. In der ersten Zeit meiner Amtsführung war alles ruhig, wenigstens auf der Oberfläche; aber im Frühjahr 1886 lebten die Gegensätze wieder auf. Neue Verfehlungen des Geoffroy und seines Sohnes wurden bekannt und vielfach besprochen. Pflichtmäßig mußte ich mich der Sache annehmen, und stellte fest, daß die Gerüchte auf Wahrheit beruhten, und zwar in einem Verhör, das ich in dem Hause des Bürgermeisters selbst abhielt.

Von Demütigung war keine Spur bei Vater und Sohn und die Sache gedieh so weit, daß die beiden vom Presbyterium vom Abendmahl und der Patenschaft ausgeschlossen wurden. Trotzdem erschien der junge Geoffroy bei der Taufe seines Nefen in der Kirche vor versammelter Gemeinde und wollte Pate sein. Ich mußte ihn vor der Öffentlichkeit davon zurückweisen. Frech wollte er etwas erwidern, ging dann aber aus der Kirche hinaus und ich nahm nun die Taufe vor. Eine Anzahl von Leuten, besonders solche, die Vorteil von ihm hatten, hingen dem Bürgermeister an ; er zog in die Wirtschaft und die Folge war, daß der Branntwein mehr und mehr die Herrschaft bekam. Die andere Partei, die nicht in das Wirtshaus gehen wollte, wo Geoffroy regierte, gründete eine Vereinswirtschaft, wo natürlich auch getrunken wurde.

Als die Kirchweihe am 10. November gefeiert werden sollte und zwar auch durch eine Tanzmusik, hatte ich dies erlaubt - die Pfarrer wurden nach den noch bestehenden kurhessischen Vorschriften vom Landrat immer erst befragt, ob kirchlicherseits dagegen etwas einzuwenden sei -, aber es wurde dabei doch über die Schnur gehauen. Nachts hörte ich Burschen auf der Straße singen und andere unliebsame Dinge wurden mir berichtet. Ich war tief niedergeschlagen in dieser Zeit der Streitigkeiten und bitteren Leidenschaften, durch die alte Zerwürfnisse und neues Unrecht auf die Oberfläche getrieben wurden. Auf eine Beschwerdeschrift einer großen Anzahl von Ortsbürgern kam der Landrat selbst nach Waldensberg und verhörte beide Parteien. Vor dem Amtsgericht in Wächtersbach wurde dazu ein Beleidigungsprozeß geführt; da die Vergehen klar am Tage lagen, war das Ende, daß der Bürgermeister seines Amtes entsetzt wurde. An seine Stelle wurde der bisherige Rechnungsführer Antoine Schmid, der sich bisher zu keiner Partei gehalten hatte, gewählt.

Nach seinem baldigen Tod gelang es, den tüchtigen und angesehenen Diacre Loos in das Bürgermeisteramt zu bringen. Er trat für Redlichkeit und Sauberkeit mit Kraft ein und hat lange Jahre zum Besten der Gemeinde das Amt verwaltet. Die Geoffroysche Partei, die sich eine Zeitlang gegen den Pfarrer gestellt hatte, lenkte ein bis auf einige abhängige Menschen. Aber das Gift war in der Gemeinde und wirkte fort; Vater und Sohn Geoffroy gingen nicht mehr in die Kirche. Es war eine aufregende Zeit und eine schwierige Aufgabe für einen jungen Pfarrer. In frecher Weise trat besonders der Sohn des Bürgermeisters auf, jetzt und auch noch später, während seine Frau ein stilles Dulderleben an seiner Seite führte. Diese Verhältnisse verleiteten mir das Wirken in Waldensberg und als im Sommer 1886 der Pastor Kuno in Spanbeck mich durch mehrere Briefe dringend aufforderte, sein Nachfolger dort zu werden, weil gar kein reformierter Pastor gefunden werden könne, war ich nicht abgeneigt, dem Ruf Folge zu leisten. Die Aufgaben, die ich mir in Waldensberg gestellt hatte, hatte ich bis auf die Wasserbeschaffung vollendet und ich hielt es für besser, wenn ein neuer Pfarrer, der nicht in die Parteikämpfe verflochten war, mein Amt in Waldensberg fortführte.

Auch mein Freund Ebrard war zu meiner Verwunderung für die Annahme des Rufes, obgleich er ein so warmer Freund unserer Refugiégemeinde war und mit seinem Herzen an ihr hing. Später habe ich ihn gefragt, warum er so stark dafür gestimmt hätte, da sagte er mir " Weil ich wünschte, daß durch Dich in Göttingen eine reformierte Professur begründet würde und Du solltest der Professor werden ! " - Das wies ich damals weit ab, weil ich gar nicht sehen konnte, wie solch ein Ziel erreicht werden könne, aber etwas von den Absichten Ebrards ist in Erfüllung gegangen.

Im Jahre 1886 wurde ein großes Werk begonnen : Der Neubau eines Schulhauses. Ich hatte die ganze Sache zu leiten, die Verhandlungen mit der Regierung und der Gemeinde zu führen und auch den Maurermeister zu beaufsichtigen. Auch dieser



Angelegenheit bemächtigten sich die Parteien ; der Maurermeister suchte den Anschluß an den alten Bürgermeister, während dessen Gegner behaupteten, der Bau würde liederlich ausgeführt. Tatsächlich geschah es auch so. Schon im folgenden Jahr stürzte die Hofmauer ein. Immerhin war es ein großer Fortschritt für die Gemeinde, daß an Stelle des alten, kleinen, ganz verwahrlosten Schulhauses, ein neues gebaut wurde.

Von der Gemeinde erhielt ich während der ganzen Zeit meines Dortseins überraschende Beweise dankbarer Anhänglichkeit. Als ich im Frühjahr 1886 nach Frankfurt gereist war und nach der Rückkehr an die Bearbeitung des Gartens gehen wollte, war es nicht nötig. In meiner Abwesenheit hatten sich die Leute zusammengesetzt, Mist in die Gärten gebracht, an dem sie ja selbst so starken Mangel litten, gegraben und mit Kartoffeln bepflanzt. Die Frau des Schmieds hatte von ihrer früheren Herrschaft in Wächtersbach Salatpflanzen bekommen, sie brachte sie mir, daß ich sie essen sollte. Im Herbst 1886 füllten die Leute mir den Keller mit Kartoffeln und Weißkraut an und zwar war es soviel, daß ich Überfluß hatte. Ein großer Unterschied gegen Spanbeck. Als ich im Herbst 1887 dorthin zog, ließ ich meine Vorräte an Kartoffeln und Gemüse in Waldensberg zurück in der Annahme, daß die Leute meines neuen Wohnorts ähnlich handeln würden wie die Waldensberger, umso mehr als es dort wohlhabende Bauern gab. Aber weit gefehlt ! Ich mußte jeden Kohlkopf voll und richtig bezahlen. In Waldensberg wurde für die Pfarrersleute mit gesorgt.

Als ich vor meinem Weggang im Oktober 1887 für 1 ½ Tage zu einem Pfarrkränzchen nach Kirchbach mit meiner Frau gegangen war, fanden wir bei der Heimkehr Besucher aus Gelnhausen vor, in der Küche aber rührten mehrere Frauen an dem Mus, zu dem sie die Zwetschgen geerntet und Runkelrübensaft in Wittgenborn gekeltert hatten.

Das fürstliche Paar in Wächtersbach hat mir meine Weigerung die Pfarrsteile dort anzunehmen, nicht, wie ich gefürchtet hatte, nachgetragen. Die Fürstin brachte 1885 nach Waldensberg und Breitenborn zu Weihnachten ihre Gaben. Gleich den anderen Pfarrern wurde ich zu Geburtstagen und anderen Feierlichkeiten befohlen. Es ging bei solchen Gelegenheiten feierlich, mit höfischem Zeremoniell zu, nur alles in verkleinertem Maßstab. Die Geburtstagsfeier von 1885 führte die 4 Pfarrer des Fürstentums in das Schloß, wo wir mit Frack und Zylinder bewaffnet, mit den andern Kammer -, Forst - und Fabrikbeamten unter Führung des Hofrats uns im Empfangssaal des Schlosses aufgestellt hatten, dieser war mit seinen drei Orden angetan und erleuchtete damit die unerlauchte Gesellschaft. Die Fürstin war die Tochter unseres letzten Kurfürsten, geborene Gräfin von Hanau, trat herein, richtete an jeden der Anwesenden einige huldvolle Worte und rauschte dann wieder hinaus und mit ihr die von uns gehegte Hoffnung auf ein Geburtstagsessen. - In dem Jahre 1887 starb schon die Fürstin. Ein Glanzpunkt war die Vermählungsfeier der Prinzessin Gerda mit dem Prinz Wilhelm von Weimar, der damals bei den Düseldorfer Husaren stand. Der Fürst hatte besondere Veranstaltungen für alle seine

Untertanen getroffen. Im Schloßpark war ein Karussell aufgestellt, eine Musikkapelle spielte, es gab Brot und warme Würstchen und Bier für jeden, der es wollte.

Ich habe später 1904 in Zandvoort, wo ich in Holland als Kurprediger war, das einst blühende Mädchen als Frau wiedergesehen. Ihr Leben war nicht so glänzend wie ihre Hochzeit. Sie hatte zwei Söhne bei sich und erzählte mir von ihren Enttäuschungen im Ehestand. Ihr Mann, der vorher schon ein Verschwender gewesen war, setzte sein ausschweifendes Leben fort, wurde entmündigt und fristete sein Leben als Zirkusreiter. Ihr Vermögen war natürlich zum großen Teil auch aufgezehrt. Der jüngere Bruder der Prinzessin, Moritz, der Offizier geworden war, hat seinem Vater viel Kummer bereitet und ist schließlich verkommen. Der damalige Erbprinz, der jetzige Fürst, hatte eine tschechische Adlige, die aber nicht ebenbürtig und dazu noch katholisch war, geheiratet und damit einen neuen Zankapfel in die Familie geworfen. Trotz vorheriger Zusage wurden die Kinder auf Betreiben seiner Frau auch katholisch, der einzige Sohn aber heiratete die Tochter des preußischen Gesandten in Darmstadt und wurde wieder evangelisch. Mit dem damaligen Erbprinzen habe ich später die Beziehungen wieder angeknüpft, als ich 1924 in Bad Orb war. Ich habe Einblick in dies fürstliche Familienleben und das Schicksal seiner Glieder gewonnen und viel Trauriges, Häßliches, unter glänzender Oberfläche viel Elend, gesehen. Wo das eheliche Leben zerrüttet ist, und wo die Menschen sich nicht an Gott gebunden halten, muß das Licht der Freude erlöschen und auch Kronen können nichts daran ändern. Die alte Fürstin hatte einen besseren Kern, aber die traurigen Verhältnisse in ihrem Elternhaus warfen früh einen Schatten über ihr Leben und dieser Schatten blieb euch auf ihrem Ehestand liegen.

Der Fürst, ihr Gemahl, war zeitweilig, wie man sagt, nicht bei Sinnen. Der kurfürstliche Minister Hassenpflug widerrief die Ehe der kurfürstlichen Tochter mit ihm. Da soll der Fürst, als er Hassenpflug im Theater traf, diesen geohrfeigt und dabei gesagt haben : " Ich bin der Fürst von Ysenburg und prügele den Minister Hassenpflug durch. " - Weh muß es einem Freund der Kirche immer tun, daß solche Menschen, die von Religion nichts wußten, auch niemals in die Kirche gingen, Patron und früher sogar Summepiskopi der christlichen Gemeinden ihres Landes waren.

### **Mein häusliches Leben**

Zuerst bewohnte ich das Pfarrhaus ganz allein. Die junge Frau Geoffroy reinigte meine zwei Zimmer und brachte mir das Essen. Sie wohnten schräg gegenüber, Viel Abwechslung gab es nicht; Biersuppe und Kartoffelsalat kam jede Woche mehrmals; Gemüse sehr selten, wie Sauerkraut, eingemachte Kohlrabi ( Steckrüben ), Dürrfleisch und Sonntags auch frisches Fleisch, das ein Jude von Wenings, zwei Stunden entfernt, wöchentlich Freitags brachte. Im Herbst 1885 sagten mir Geoffroys, daß ihnen die Arbeit zuviel würde und ich sah mich nach einer Haushälterin um. Ich fand sie in der Schwester des Leisenwälder Lehrers Spitznagel, die gerade frei war. Sie war früher in vornehmen Häusern in Frankfurt gewesen, wußte sich zu

benahmen und verstand den Haushalt, den sie sauber und ordentlich hielt, sowie auch das kochen. Sie war 45 Jahr alt und sehr schwerhörig. Sie sorgte für mich in bester Weise, verlangte aber eine Art Herrscherstellung.

Schon immer hatte ich den Gedanken gehabt, meinen alten Vater und meine Schwester zu mir zu nehmen. Als ich nach Weihnachten 1885 meinen Vater besuchte, fand ich ihn schlecht versorgt, im Gemüt tief bedrückt, ohne irgendwelchen Verkehr und ohne Freundeszusprache dazu unter dem zunehmenden Augenleiden, Loslösung der Netzhaut, in Sorge versetzt. Ich sah ein, daß ich ihn in dieser Einsamkeit und Verlassenheit nicht stecken lassen könne, und er war gern damit einverstanden, zu mir zu kommen. Ich handelte nun rasch und entschlossen, kam in den ersten Tagen des Januar wieder nach Haus, verkaufte die Sachen, die nicht mitgenommen werden sollten, packte das Übrige, ließ es nach Waldensberg fahren und nahm meinen Vater und meine Schwester in mein Haus auf. Er fühlte sich bei mir körperlich und seelisch bald viel wohler, machte Spaziergänge auf den guten Straßen, die er in Hohenzell ganz aufgegeben hatte und lebte sichtlich auf. Es drückte ihn mit das üble Zerwürfnis in der Gemeinde, aber er konnte mir manchen guten Rat geben. Wir hatten ein gemeinschaftliches Schlafzimmer, während ich am Tage meist in meinem Studierzimmer saß.

Sein Leiden allerdings konnte in seiner Entwicklung nicht aufgehalten werden, und so fröhlich und zu Späßen aufgelegt er sein konnte, so tief war er oft auch niedergeschlagen. Als das Augenlicht schwächer wurde, befestigte ich zwischen Pfarrhaus und Kirche ein Seil, an das er sich halten und hin und her gehen konnte. Die persönlichen Dienste tat ihm treulich sein Töchterchen, die in ihrer Jugend nicht viel Erfreuendes gehabt hatte. Auch die Haushälterin, die anfänglich meinem Plan heftigsten Widerstand entgegengesetzt hatte, wurde allmählich ausgesöhnt.

Durch die Anwesenheit meines Vaters kam noch öfter Besuch ins Haus. Mein Bruder August besuchte uns, von einem Manöver kommend, als Offizier, mein Bruder Wilhelm stellte sich ein, Bruder Karl mit seiner Verlobten. Diese beiden, haben auch in Waldensberg ihre Hochzeit gefeiert, da die Braut keine Eltern mehr hatte (September 1886). Die vier Kinder meines ältesten Bruders aus Magdeburg weilten bei uns, während ihre Eltern eine Rheinreise machten. Alter Gewohnheit folgend war auch der älteste Sohn des Vettters, des Generalsuperintendenten Fuchs in den Ferien bei mir. Und im September 1886 kam auch mein Freund Ebrard, der nach heftiger Erkrankung im Frühjahr eine Kur in Ems gemacht hatte, wieder zu mir. Wir verlebten wieder wunderschöne Tage und mein geistig jugendlicher Freund war voller Anregung und Liebe. –

### **Meine Verlobung und Hochzeit**

Nachdem ich eine Pfarrstelle erhalten hatte, drängte mich mein Vater, daß ich mich nach einer passenden Lebensgefährtin umsähe. Er selbst wollte ja zu mir ziehen. Mein Freund Ebrard vereinigte seine Worte mit ihm. An Vorschlägen, versteckten

oder offenen Anträgen fehlte es mir nicht, und ich selbst kam mir, besonders nachdem ich das häusliche Glück anderer junger Pfarrer sowie das Brautglück meines Bruders Karl gesehen hatte, recht einsam in meinem Haus und Leben vor. Ein Lehrer hätte mich fast in einen Ehestand gebracht, in dem mir lauter Unglück erblüht wäre. Mein Leibfux Ritter, der mehrere Schwerstern hatte, lud mich ein, ihn nach dem Wartburgfest 1886 zu besuchen. Ich war bei ihm in Hemighausen und in seinem Elternhaus in Rhena, ging aber kühl gelassen wieder weg. Im August machte ich eine Reise nach Elberfeld, um an der Wuppertaler Festwoche teilzunehmen, Veranstaltungen der inneren und äußeren Mission, auch mit einem wissenschaftlichen Vortrag verbunden. Ich reiste wie im vorhergehenden Jahre, als ich mit Freund Ebrard die Rheinreise machte, über Frankfurt, Mainz, rheinabwärts über Bonn, wo ich mir auf Ebrards Wunsch die Schwester meines Freundes und seines Hilfspredigers ansehen sollte. Aber sie fesselte mich nicht. In Elberfeld wohnte ich bei Pfarrer Hörnemann, sah viele Wingolfsbrüder, die mich fragten, ob ich auch, wie es gewöhnlich sei, mir bei der Festwoche eine Braut holen wolle.

Mein Vater hatte mir beim Abschied gesagt : " Wenn etwas sein soll, dann helfen die Steine auf der Gasse dazu ! Aber sie halfen nicht, obwohl ich genug Empfehlungsschreiben an verschiedene Familien hatte. Es wurde September. Mein Freund Ebrard besuchte mich von seiner Krankheit wieder hergestellt. Das Suchen des Wassers beschäftigte uns beide sehr stark. In dem selben Monat vollzog ich auch die Trauung meines Bruders Karl in Waldensberg und ich war noch allein ! Da erinnerte ich mich an den Zug meines Herzens nach Marburg.

Die äußere Veranlassung zu einer Reise dorthin gab mir eine Bemerkung meines früheren Geschichtslehrers in Hanau, jetzigen Vorstehers der Landesbibliothek in Kassel, Duncker, daß die Geschichte der französischen Kolonien in Hessen noch nicht geschrieben sei. Angeregt durch meine Waldensberger Tätigkeit nahm ich den Gedanken auf, diesen Wunsch zu erfüllen, wozu ich auf dem Staatsarchiv in Marburg die nötigen Quellen finden konnte. Und diese Anwesenheit in Marburg gab mir erwünschte Gelegenheit, in dem Hause meines verehrten Lehrers Dietrich einen Besuch zu machen. Mit einer Tochter desselben war ich als Student immer schon von meinen Verbindungsbrüdern zusammengetan und viel damit geneckt worden. Und es wäre wahrscheinlich schon nach meinem 1. Examen zu einer Annäherung oder Verlobung gekommen, wenn nicht ein Wingolfsbruder mir gesagt hätte, Dietrichs rechneten sicher darauf, daß ich eine der drei Töchter und zwar die mittlere nähme. Aber diese sei nicht gesund. Es ging mir damals sehr gegen den Strich, daß über mich von anderen Leuten verfügt werden sollte. Zudem hatte ich den festen Grundsatz, solange ich keine Frau ernähren könne, mich nicht zu binden und ihr Los nicht an mein Schicksal zu ketten. Abneigung gegen jenes junge Mädchen hatte ich nie gehabt, vielmehr Zuneigung. Nun stellte ich mir vor das schöne Familienleben, wie ich es in Dietrichs Hause kennen gelernt hatte, den einfachen und frommen Sinn der Bewohner desselben und auch jenes Mariechens. Und es überkam mich das Gefühl, wie, wenn es nun doch so kommen sollte, wie es einst meine Verbindungsbrüder so oft vermutet und ausgesprochen hatten, und wie

ich es selbst im stillen, als wie ein lebendes Bild zusammen stellte, mir gedacht hatte. Jetzt bestand das Bedenken nicht mehr, das mich früher zurückgehalten hatte.

Ende Oktober führte ich meinen Reiseplan aus. Ich hatte mir zuvor bei dem der Familie befreundeten Dr. Wiegand erkundigt, ob im Dietrichschen Haus das Mariechen noch frei und ob es gesund sei. Beides wurde bejaht. Ich besuchte Frau Professor Dietrich, und bat mir, da sie sehr freundlich gegen mich wie früher war, die Erlaubnis aus, am Abend, wenn ich vom Archiv komme, den Nekrolog, den Dr. Cornill für meinen verstorbenen lieben Lehrer Dietrich verfaßt hatte, abzuschreiben. Frau Professor wurde herzlich im alten Ton, reichte mir ihre Hand und sagte: " Sie sind ja immer ein so treuer Freund gewesen. " Sie lud mich da ein, zum Abendessen dazubleiben und sie erinnerte uns der früheren Zeiten, des lieben Oberhauptes der Familie, der harmlosen Vergnügen und meiner Schlüsselgewalt - ich bekam nämlich immer den großen Hausschlüssel in Verwahrung, wenn Dietrichs Töchter, Helene und Marie, beim Wingolf eingeladen waren. Ich dachte besonders auch an den seligen Vater Dietrich, wie freundlich er immer gegen mich war und wie nah verbunden ich mich ihm fühlte, und daß er gewiß mit einer Verbindung seiner Tochter mit mir einverstanden sein würde.

Ich reiste daher am 9. November schon wieder nach Marburg und besuchte am 10. die Familie, wo ich wieder herzlich aufgenommen wurde. Ich fragte, ob wir nicht am Nachmittag in alter Weise einen Spaziergang machen könnten. Wir tranken in einem vor der Stadt gelegenen Wirtshaus am Rotenberg Kaffee und auf dem Nachhausewege fragte ich die Tochter Marie, ob ich hoffen dürfe. Sie antwortete mir, daß sie mich sehr hoch achte, aber noch keine Antwort geben könne. Und beim Abschied, als ich fragte, ob ich wieder einmal vorsprechen dürfe, gab sie mir nach meiner Meinung gar keine Antwort. Enttäuscht und betrübt ging ich auf die Wingolfskneipe. Ein Röschen, das ich noch an einem von mir okultierten Rosenstock in meinem Garten gefunden und für sie mitgenommen hatte, zerdrückte und entblätterte ich in herbem Weh. Denn nachdem ich wieder in dem lieben Haus gewesen war und mich in der Atmosphäre der Liebe und der alten Erinnerungen so wohl gefühlt hatte, war mir zum Bewußtsein gekommen, was für einen Schatz ich in der Tochter dieses Hauses für mich gewinnen würde und die alte Zuneigung wachte als starke Liebe auf.

Doch es schien, als wenn ich vergeblich gehofft und angeklopft hätte und ich trug einen tiefen Schmerz in der Brust mit nach Hause. Da erhielt ich am 25. November ein Briefkärtchen von Fräulein Marie Dietrich mit den wenigen Worten, die mich doch unbeschreiblich glücklich machten: Lieber Herr Pfarrer! Wann darf ich Sie erwarten? Sobald ich konnte, eilte ich wieder nach Marburg. Ich wurde aufs Freundlichste bewillkommt. Und nun erklärte sich auch ihr vermeintliches Schweigen. Auf meine Frage, ob ich hoffen dürfe, hätte sie mir geantwortet aber so leise, daß ich es gar nicht gehört hatte. Zuletzt hatte ich sie gebeten, mir irgendwelche Nachricht zukommen zu lassen aber weil Leute neben uns gingen, hatte sie dies gar nicht verstanden und darum auch nicht darauf geantwortet. So warteten wir beide

in Trauer und Spannung 14 Tage. Endlich schrieb sie ihr mutiges Briefchen, da sie ein Mißverständnis mit Recht vermutete. Als ich an dem Dienstag morgen um 1/2 12 Uhr eintrat, wurde ich als ein sehnsüchtig Erwarteter begrüßt. Am andern Tag kauften wir die Verlobungsringe, machten und empfingen Besuche und waren vor allem glücklich in unserer stillen Aussprache.

Je näher ich nun meine Braut kennenlernte, um so mehr verehrte und liebte ich sie. Und dies ist in den Jahren unseres Ehestandes nie anders geworden. Damals pries ich meinen Gott, der mich so geführt hatte und beim Rückblick auf einen 29 jährigen Ehestand kann ich immer nur wieder dasselbe tun. Meine Frau ist für mich das größte Geschenk meines Lebens gewesen. Sie war erfüllt von einer lauterer Frömmigkeit, von zarter Gewissenhaftigkeit; sie war fleißig und tätig, nahm alle ihre Pflichten, die kleinen und die großen, ernst und hat mir eine Liebe dargebracht und erwiesen, die nicht übertroffen werden kann. Unsern Kindern ist sie eine liebevolle, fürsorgende Mutter gewesen, die für ihr leibliches und geistliches Wohl treulich besorgt war. Auch der Eintritt in die Familie Dietrich, in diesen Kreis von wohlmeinenden treuen, christlichen Menschen, ist mir nur zum Segen gewesen. Ein Charakterbild von ihr habe ich nach ihrem Tode zu geben versucht.

Mit Freuden wurde die Botschaft zu Hause aufgenommen. Meines Vaters Herzenswunsch war erfüllt. Er hatte brieflich, als ich anfing zu studieren, mit Professor Dietrich in Verbindung gestanden und verehrte ihn aufs höchste. Meine Frau ist ihm eine liebe Tochter geworden und sie hat ihm Liebe und Treue erwiesen vom ersten bis zum letzten Tag und hat ihm gedient, wie sie nur konnte, auch als er von ihr wie ein kleines Kind gewaschen werden mußte. Er hat es oft ausgesprochen, daß ich keine bessere Wahl hätte treffen können, und war froh und glücklich über sie. Auch meine Schwester hat in den Jahren des Zusammenlebens und später noch mit ihrer Schwägerin herzliche Freundschaft gehalten. Während sonst so leicht unter den weiblichen Gliedern einer Familie, besonders unter Schwägerinnen, Mißverständnisse und Zerwürfnisse sich einstellen, hat zwischen diesen beiden immer Liebe geherrscht.

Mein Freund Ebrard, der die Enttäuschung vorher mit mir getragen hatte, und gerade dann, als er Anfang November wieder von heftiger Lungenentzündung heimgesucht war, hat unablässig für guten Ausgang gebetet, in seinem Fieberzustand sogar einen Brief an den seiner Meinung nach noch lebenden Professor Wiegand geschrieben - er freute sich nun von ganzem Herzen mit mir.

Auf den Umschlag des Briefes, in dem ich ihm die gute Nachricht mitgeteilt hatte, hat er " Hallelujah ! " geschrieben. Er hat an unserm Eheglück nachher noch starken Anteil genommen und alle unsere Freuden und Hoffnungen geteilt.

Gar nicht mit meiner Verlobung war aber meine Haushälterin einverstanden, die alles tat, um mir die Freude zu vergällen und behauptete, ich brauche mich nicht zu verheiraten, ich hätte es bei ihr gut genug. Nur selten konnte ich nach Marburg in diesem Winter fahren, da die amtliche Arbeit mir fast über dem Kopf zusammen

schlug: Mutter Dietrich erkrankte schwer an Gehirnhautentzündung und da sie die Aussteuer in allen Stücken gerne selbst besorgen wollte; aber auch nach ihrer Genesung den Kopf gar nicht anstrengen konnte, blieben die Arbeiten zurück:

Am 6. März waren meine Braut und ihre Schwester in Waldensberg, um das Haus zu sehen und auszumessen. Es war ein schöner Sonntag. Ende März predigte ich in Spanbeck, ich hatte von der Gegend noch die Erinnerung von meiner Studentenzeit her, wurde durch Pastor Cuno, meinen Vorgänger, aber auch in die Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten der Stelle eingeweiht. Ich predigte über die Wiedergeburt. Nach dem Gottesdienst sagte der Billingshäuser frühere Baumeister: "Wir wollen keinen andern mehr hören!" Und so geschah es auch. Ich wurde einstimmig gewählt.

Am 24. Mai 1887 wurde unsere Hochzeit gefeiert. Pastor Scheffer traute uns in der Reformierten Kirche. Von meinen Verwandten waren nur Bruder Karl und Frau da, da die anderen nicht abkömmlich waren. Von Buchs Seite war Onkel Hans Buch da. Mein Vater konnte seines Leidens wegen nicht die Reise machen und dadurch war auch meine Schwester zurückgehalten. Freunde und Abgesandte des Wingolf vermehrten die Zahl der Gäste. Schwester Emma mit ihrem kleinen Walter war von Saarbrücken gekommen, die drei Schwestern Therese, Heine und Agnes fehlten natürlich nicht, da sie alle in Marburg waren. Die Hochzeit wurde im Markes'schen Saal begangen. Wir fuhren nach Frankfurt.

### **Die letzte Zeit in Waldensberg**

Es war in der Woche vor Pfingsten, am Mittwoch, als ich mit meiner jungen Frau in Waldensberg einzog. Weithin auf der Straße nach dem Weiherhof zu waren Blumen gestreut und immer mehr wurden es, als wir uns dem Dorf näherten. Die Kinder sprangen um den Wagen, und von fern sahen wir schon den festlichen Ehrenbogen am Eingang des Dorfes und eine zweite Ehrenpforte stand vor dem Pfarrhaus. Abends brachte der Psalmengesangverein ein Ständchen, allgemeiner Gesang ertönte. Das ganze Dorf war von Freude belebt. Wir waren glücklich, so wie es nur zwei liebende junge Eheleute sein können. Marie freute sich an den Menschen und an der Gegend. Ich zeigte ihr die schönen Plätzchen im Walde. Es gab in jenem Jahr ganz besonders viele Erdbeeren. Sie gewann auch die Leute lieb und diese wurden ihr zugetan.

Im August kam meine Schwiegermutter mit ihrer Tochter Agnes zu uns. Sie und mein Vater, die im selben Jahr geboren waren, verstanden einander aufs beste und es herrschte unter uns große Freude. Auch die Schwägerin Emma Dietrich kam von Saarbrücken mit ihrem achtjährigen Töchterchen. Ein großer Schrecken war die Erkrankung der Mutter, ähnlich der im Winter durchgemachten. Doch war der Bluterguß in 5 - 6 Tagen wieder aufgesogen. Mein Vater war im Sommer noch einmal in der ärztlichen Behandlung des Professors Schmidt-Rimpler in Marburg gewesen. Ich war im August zur Versammlung des Reformierten Bundes in Det-

mold. In den Sommerferien war mein Bruder August bei uns. Wir machten unsern Antrittsbesuch in Usingen bei den Geschwistern.

Nach der Mitte des August kam die Nachricht vom Konsistorium in Aurich, daß ich zum Pastor in Spanbeck ernannt sei, und nun mußte ich auch meinen Waldensbergern von meinem Weggang sagen. Man bestürmte mich und die Meinigen mit Tränen, doch dazubleiben. Die Leute verstanden nicht, warum ich jetzt weggehe. Die Erweckten befürchteten, es würde kein Ersatz für mich kommen, das Christentum würde in Waldensberg wieder verfallen. Es gab Jammer und Klagen. Ich widerlegte ihre Befürchtungen und sagte, daß ich für einen guten Nachfolger sorgen wolle. Mir selbst wurde es schwer, an einen Abschied von Waldensberg zu denken. Ich liebte meine Erstlingsgemeinde mit besonderer Kraft, habe viel Freuden aber auch viel Schweres dort erlebt, so viel Schwierigkeiten vorgefunden, daß ich manchmal fast erlegen wäre. Aber ich hielt es für besser, daß ich das Feld jetzt einem andern überließe. Zwar hörte der alte Bürgermeister nicht auf zu wühlen, machte bei der Regierung Anzeigen gegen den Lehrer, die mir höchst peinliche Untersuchungen zur Pflicht machten, aber die Macht war ihm genommen. Er konnte seinen unheilvollen Einfluß nicht mehr in der alten Weise ausüben.

Die Anhänglichkeit der Waldensberger ist mir geblieben. Ein Dienstmädchen von dort begleitete uns in unsere neue Heimat. Frau Guilaumon und Frau Talmon, die noch nie auf der Eisenbahn gefahren waren, machten sich im folgenden Jahr auf und besuchten uns in Spanbeck. Und als ich im Jahr 1923 in Bad Orb war, kamen zwei Älteste von Waldensberg zu mir und erinnerten mich an manches, was mir aus dem Gedächtnis entschwunden war, an die schönen Versammlungen unter den Eichen am Wald, an schöne Lieder, die ich sie gelehrt und an mancherlei Menschen, denen ich nahe getreten war. Auch die Witwe des Lehrers Bensing schrieb an mich und war glücklich, mich zu sehen. Für immer wird diese Zeit der tiefen Eindrücke und der ersten eigentlichen Gemeindegemeinschaft, für die ich selbst alle Verantwortung zu tragen hatte, diese Zeit großer Mühen und großer Freuden wichtig sein, wie sie es in meinem Leben schon bisher gewesen ist.

Mein Vater trieb sehr dazu, daß ich Waldensberg verliesse, weil er die scharfen Winde, die dort fast immer wehten, als Ursache seiner Augenentzündungen fürchtete und gerne mit einem milderen Klima vertauschen wollte.

Am 1. Oktober zogen wir ab (Freitag), über Sonntag hielten wir uns in Schlüchtern auf und am Montag machten wir die Reise über Göttingen nach Spanbeck. Noch immer sehe ich meine liebe Frau vor mir, wie wir auf einem Eichenstamm vor Wittgenborn auf dem Weg nach Wächtersbach saßen und sie mit tränenden Augen nach dem geliebten Waldensberg zurücksah; aber wir wurden überzeugt, daß es Gottes Führung sei, die uns auf diesen Weg leite.

## Spanbeck



Es war gegen Abend, als wir mit unserm Wagen von Göttingen in Spanbeck anlangten. Meinem Vater wurde die Zeit gar lange. Ein über das andere Mal fragte er, ob wir denn immer noch nicht an das Ziel kämen. Wir führen gewiß in eine Einöde. Er sah ja nichts von der Gegend. Während meine Frau, die in eine norddeutsche Tiefebene zu kommen befürchtet hatte, aufs höchste entzückt war von den Bergen und Wäldern. Vor dem Dorf hatte sich der Lehrer mit der Schuljugend aufgestellt und begrüßte uns mit einem Gesang der Kinder, der nach der Melodie "Wie schön leuchtet der Morgenstern" ging. Daß er kein Held war, merkten wir daran, daß er die ersten Zeilen nicht zwei sondern dreimal wiederholte, so daß er schließlich mit der Melodie zu weit reichte und keine Worte mehr hatte. Die Leute waren freundlich und besonders der Kirchenälteste Heinrich Meyer und dessen Frau taten sich vor allen anderen hervor. Am 9. Oktober wurde ich eingeführt von Superintendent Arnold aus Bovenden. Die beiden anderen Pfarrer des Bezirks Cuno aus Eddigehausen und van Nes aus Sattenhausen assistierten. Ich hatte von allen dreien keinen überwältigenden Eindruck, am wenigsten von der Einführungsrede des Superintendenten. Ich fand einen großen Unterschied gegen die Kollegen der verlassenen Heimat.

Arnold machte fast nur Späße, van Nes war Landwirt, wunderlich in Ansichten und Ausdrucksweise, Cuno war strenger Prädestinatianer nach seiner Meinung mit Dr. Zahn in Stuttgart und Thelemann in Detmold der einzige Calvinist in Deutschland, stark verfeindet mit dem Superintendenten, den er sogar eines falschen gerichtlichen Zeugnisses beschuldigte, aufgeregt und leidenschaftlich, aber durch seine geschichtlichen Forschungen von Verdienst. Er war mein Vorgänger in Spanbeck und suchte in die unter van Nes nach seiner Meinung verloderte Gemeinde Zucht zu bringen. Zwar hatte sich van Nes mit seiner Familie den dörflichen Sitten und Unsitten stark angepaßt und seine Predigtweise war burlesk, aber Cunos Mittel, die er zur Änderung anwandte, waren das Gesetz, das Scheltwort und der Knüppel, mit dem er auf die johlende männliche Jugend in der Neujahrsnacht losging. So fühlte ich mich in dem neuen Kreise sehr fremd und habe auch bis zu meinem Weggang von Spanbeck in kein näheres Verhältnis zu den reformierten Kollegen kommen können. Auch die weite Entfernung hinderte einen näheren Verkehr. Mit Wehmut gedachte ich unserer schönen Pfarrkränzchen bei dem alten Freunde Waas und den anderen, von denen man bereichert und gehoben wieder wegging.

### **Land und Leute**

Die Gebeng, in die wir nun unsere Heimat verlegt hatten ist reizvoll und fruchtbar. Der Boden gehört dem Buntsandsteingebiet an, das aber nach Süden hin vom Muschelkalk überlagert wird. Ein starkes Massiv bildet die Hochebene des sogenannten Göttinger Waldes, das rings an seinen Rändern zum Teil steile Abstürze der Kalkfelsen zeigt, zum Teil auch bis in die Gemarkungen der sogenannten Dörfer hinein (Reyershausen, Billingshausen und Spanbeck) schweren Boden. Die Täler werden von Bächen durchflossen. Die Berge tragen zumeist Buchenwald. Südlich von Spanbeck liegen die drei Lippberge, der kleine, der spitze und der breite Lipp-

berg. An sie schließt sich nach Osten laufend der Hünenstollen, einer der vorgeschobenen Rücken der Kalksteinhochebene mit steil abfallenden Rändern, in vorgeschichtlicher Zeit eine Fliehburg, die noch jetzt drei Wälle zeigt. Von der Spitze aus hat man eine weite und außerordentlich belebte Aussicht nach Nordwesten hin : Der Nörtener Wald, die das Leinetal begleitenden nach Northeim ziehenden Berge, nach Osten und Südosten der Harz, weithin übersehbar, der Brocken über die andern Berge emporragend, gegen Abend kann man sogar die Fenster des Brockenhauses glitzern sehen ; zu den Füßen des Beschauers schöne Waldungen, und weiterhin der große Seeburger See mit dem Kranz von Dörfern ; nach Süden das Eichsfeld, Duderstadt, durch seine Türme besonders ausgezeichnet und abschließend der Hengstberg.

Die Flora auf dem Kalksteingebiet ist überaus reich. Wir waren entzückt, als wir sie im folgenden Frühjahr kennenlernten. Im zeitigen Frühjahr, oft schon im Februar kommen die Leberblümchen, hier Hornungsblümchen genannt, die Schneeglöckchen und weiße und gelbe Anemonen, später auch die große Waldanemone, die Schlüsselblumen, verschiedene Zwiebelgewächse, unter denen uns der Türkenbund ganz neu war und eine Menge anderer Blumen, die uns zum Studium der Botanik neu aufweckten. Meine liebe Frau konnte sich an der Frühlingspracht nicht satt sehen und hat ihre reizenden Kränzchen aus ihnen verfertigt, die unser und vieler anderer Menschen Entzücken wurden, die sie sahen oder an die sie verschickt wurden.

Die Bewohner der Gegend nährten sich durchaus vom Ackerbau und den gewöhnlichen Handwerken ; das eigentliche Bauerndorf war Spanbeck mit etwa 550 Einwohnern, Holzerode hatte 500 Seelen. Seine Bewohner waren zum Teil Ackerleute, einige waren größere Bauern. Eine große Anzahl von Männern gingen nach Göttingen und Osterode auf Arbeit, früher sogar bis ins alte Land bei Hamburg. In Oberbillingshausen, das im Verhältnis zu seiner Seelenzahl, 480, einen zu kleinen Landbesitz hatte, waren die Handwerker stärker vertreten, unter ihnen besonders die Drechsler, die seit alten Zeiten auch in Reyershausen und Eddigshausen, ihr Geschäft trieben; und andere Holzarbeiter, Stöckemacher, Korbflechter usw. Außerdem viele Maler, die treffliche Arbeit lieferten. Die nahen Sandsteinbrüche des Rhodetal beschäftigten die Steinbrecher, die zumeist an Tuberkulose starben. Die Frauen gingen sehr viel mit ihren landwirtschaftlichen Erzeugnissen den steilen Bessenberg hinan nach Göttingen. Man sagte, keine Billingshäuser Frau fühle sich glücklich, wenn sie nicht wöchentlich einmal in Göttingen gewesen wäre. –

Mit Waldensberg verglichen, war die hiesige Gegend reich zu nennen. Die Leute lebten einfach, aber gut. Jede Familie schlachtete ein oder mehrere Schweine. Auch die Einrichtung der Häuser überragte die der Waldensberger bei weitem. Schon seit der Mitte des Jahrhunderts wurden in den Häusern Kanapees angeschafft. Die Juden hatten gar keinen Einfluß. Die Bauersleute kauften voneinander das Vieh. Mann und Frau machten sich am frühen Morgen auf und durchgingen die Dörfer und konnten bar bezahlen, wenn sie ein passendes Stück fanden. Trinker gab es

nur ganz wenige, im Gegensatz zu der früheren Zeit, wo auch in der hiesigen Gegend unter der Einwirkung von schlechter Erfahrung und größerer Armut die Trunksucht allgemeiner gewesen war. Vor 30 - 60 Jahren gab es auch hier viele Arme und Bettler; jetzt stand kein Kind mehr am Abend eines Schlachttages vor der Tür und begehrte etwas Wurstsuppe. Leute, die ehemals bedürftig waren, waren zum Teil jetzt wohlhabend geworden. Fast alle hatten Sparkassenguthaben. Diese Wohlhabenheit mehrte sich noch, nachdem durch die Zusammenlegung der Grundstücke 1891 die Feldarbeit leichter und ertragreicher geworden war. An den alten Sitten hingen die Leute, wie fast überall in der ländlichen Bevölkerung, damals noch ganz fest. Der Martinsabend wurde von den Kindern besungen; Neujahr, Fastnacht und Kirmes gut gefeiert. Den Höhepunkt aber bildete der Schützenhof, ein Fest, das aber nur alle 6-10 Jahre im Dorf gefeiert wurde. Wir wunderten uns aufs höchste über die Ordnung und Zucht, die bei diesem Feste herrschte; keine Ausschreitungen habe ich bemerkt. Die Schützen zogen in die Kirche und brachten auch dem Pastor ein Ständchen. Die Familienfeste wurden schon damals über mehrere Tage ausgedehnt; nicht nur die Hochzeiten, sondern auch die Kindtaufen und besonders die Konfirmation. Zu den Beerdigungen wurde viel Kuchen gebacken. Nach der Feier mußten der Pastor und der Lehrer in das Trauerhaus gehen, Kaffee trinken und vespern, und dann bekam der Pastor einen halben Kuchen eingewickelt. Die Hochzeitsgäste gingen um den Abendmahlstisch und jeder legte für den Pastor ein Geldstück hin; außerdem erhielt der Pastor in den beiden Filialdörfern ein Taschentuch mit einer Zitrone, das bei der Trauung die Braut in der Hand gehabt hatte, in Spanbeck ein wollenes Tuch. Als Entgelt für den Konfirmandenunterricht brachte jedes Kind 15 Eier, zum Teil auch mehr, so daß wir Waschkörbe voll davon stehen hatten. Man kaufte damals die Eier drei Eier für zehn Pfennig, gute trockene Mettwurst das Pfund zu 1,- M.

### **Kirche und Schule**

Das reformierte Bekenntnis der wenigen Dörfer, die ringsum von lutherischen umgeben waren, schrieb sich her von der früheren politischen Zugehörigkeit zu Hessen. Diese Dörfer, von denen sieben zur alten Herrschaft Plesse gehört hatten und 1751 an Hessen übergegangen waren, drei das Amt Neuengleichen gebildet hatten, und die schon hundert Jahre früher an Hessen gelangt waren, waren 1816 an Hannover abgetreten worden und von dem lutherischen hannoverschen Konsistorium regiert worden, bis sie bei der Zusammenfassung aller reformierten Gemeinden der Provinz als ein Synodalbezirk der reformierten Kirche der Provinz Hannover angegliedert wurden (i.J. 1885), dem das Konsistorium zu Aurich vorstand. Die Leute hielten an dem Bekenntnis fest, aber einheiratende Lutheraner gingen selbstverständlich zu dem Bekenntnis des Ortes über. Nur in Oberbillingshausen, das mit Unterbillingshausen fast zusammengebaut ist, hielten sich einige zum lutherischen Abendmahl ihres Heimatdorfes, Unterbillingshausen war nämlich Mainzisches Lehn der Grafen von Hardenberg gewesen und dann natürlich dem Bekenntnis der Landesherren gefolgt. Am regesten war die Kirchlichkeit in Billingshausen, am schlechtesten in Holzerode. Dort waren die sozialen Verhältnisse, besonders in

früheren Jahrzehnten, überaus traurig. Diebstähle, besonders im Wald, und andere Vergehen aller Art waren in manchen Familien zu fester Sitte geworden. Uneheliche Geburten waren aber bei weitem nicht so häufig wie in meiner Heimat. In Spanbeck kam kaum einmal ein Fall vor. Zu meiner Zeit wurde der erste Selbstmord in Spanbeck verzeichnet, und die Kirchenbücher zeigten bis 1650 zurück.

Ich war recht enttäuscht, als ich die geringe Kirchlichkeit meiner neuen Gemeinden sah. Bei weitem nicht jedes Haus entsandte ein Glied zum Gottesdienst. Entsetzt aber waren wir, als wir die Schändung des Sonntags sahen, die in Hessen etwas Unerhörtes war. Wo der Sonntag nicht heilig gehalten wird, muß das religiöse Leben verkümmern, und mit ihm schläft viel Edles und Schönes ein. Während in unserer Heimat am Sonnabend Nachmittag die Gassen des Dorfes festlich gekehrt und die Häuser für den Sonntag gereinigt werden, die Leute selbst sich waschen und frische Kleidung anziehen, bleiben hierzulande die Dorfstraßen das ganze Jahr mit ihrem Schmutz unberührt, und auch in den Häusern wird erst gegen Mittag oder auch gar nicht rein gemacht. Während wir uns einer Sünde fürchteten, wenn wir nur ein geringes Werk am Sonntag tun wollten, veranstaltet die politische Gemeinde an diesem Tag Auktionen, gehen die Leute auf Viehkauf aus, wird Futter geholt, landwirtschaftliche Arbeit verrichtet, selbst Waschen und Schlachten vorgenommen. Diese Unsitten reißen natürlich allerlei Gutes mit weg. Während mein Vorvorgänger ganz und gar sich selbst in diese Sitten eingefügt hatte, war Pastor Cuno streng mit dem Gesetz Gottes dazwischen gefahren und wirklich, er hatte etwas erreicht. Die Sonntagsarbeit, besonders in Spanbeck, ging zurück. Zwei oder drei Bauern unterließen sie ganz und fühlten sich viel wohler dabei, kamen auch durchaus nicht hinter den andern Bauern zurück. Ich suchte allerdings in anderer Weise als mein Vorgänger, die Sonntagsheiligung noch weiter einzuführen und zu befestigen. Der Kirchenbesuch in allen drei Ortschaften wurde reger. Die Sitte des Abendmahlsganges war bei den meisten -ungebrochen, aber war eben auch vielfach nur eine tote Sitte. Nach der Verbreitung gingen die Teilnehmer, deren Namen zuvor von dem Lehrer aufgeschrieben waren, um den Abendmahlstisch herum. Die Konfirmation wurde eigentlich nur als feierlicher Abschluß der Schulzeit betrachtet. " Herr Pastor, kennt Sei meg nich meh ? Ik bin doch bei Sie ut der Schuale komen ", bin ich häufig später gefragt worden.

Das Gehalt des Pastors bestand hauptsächlich in dem Pachtgeld für die 50 Morgen Pachtland in Spanbeck und die 150 in Holzerode. Die übrigen Einnahmen waren unbedeutend. Da mir nun in Waldensberg das Michaeli fällige Pachtgeld erst von ganz wenigen bezahlt war, kam ich in große Verlegenheit, da ich erst im kommenden Herbst das Pachtgeld ( etwa 1500,-M ) erhielt ; ich mußte daher ein Jahr lang ohne nennenswertes Gehalt zubringen und auch nachher ging das Geld sehr langsam und vielfach gar nicht ein, besonders wenn die Ernte schlecht gewesen war. Den Gerichtsvollzieher in Anspruch zu nehmen, paßt sich für den Pastor nicht, aber verzichten auf sein ihm zustehendes Gehalt kann er auch nicht, dadurch daß ich in Waldensberg durch die Vertretung zweier Pfarreien mehr Einnahmen gehabt hatte, hatte ich mich in die Gothaer Lebensversicherung einkaufen können, meine

Schulden für Anschaffungen bezahlt und sogar ein Papier für 500 M gekauft. Im übrigen bestanden noch die Sätze vom Mittelalter her ; es wurde das Vierzeitengeld erhoben, soweit ich mich erinnere 5 Pfg. für die Person, auf Erbleihe gegebene bezahlte Grundstücke 3 bis 18 Pfg, - auch der Zehnte wurde noch von einigen Stücken gehoben, und weil ich den geschichtlichen Sinn habe, vollzog ich das Zehntnehmen noch im 19. Jahrhundert, indem ich auf den Acker ging und jede zehnte Garbe für mich herausnahm. Einige Häuser waren auch verpflichtet, Hühner oder Hähnchen zu liefern, konnten aber auch die Verpflichtungen in Geld abmachen, wofür mein Vorgänger 30 Pfg. für das Hähnchen eingesetzt hatte.

Diese Geldentwertung nahm natürlich dem Pfarrer einen großen Teil der Einnahmen weg. Das Kirchenland am Heiligenberg war zu 10 Pfennig für den Morgen in Erbleihe gegeben und dieser Geldbetrag bestand immer noch vom Mittelalter her. Alle diese kleinen Beträge mußten auch noch vom Pastor abgeholt werden, auch die 3 Pfennig von der Vogelsangmühle, die  $\frac{1}{4}$  Stunde entfernt liegt ; aber ich benutzte zum Abholen die Schulkinder.

Das Pfarrhaus, mit der Vorderseite nach Westen liegend, mit zwei Linden vor der Türe, ist geräumig und gut im Stand; nur vor einer Kammer warnte uns die älteste Tochter von Pastor Cuno, dort seien erstens Wanzen und zweitens spuke es dort. Wir haben von beidem nichts gemerkt. Neben und hinter dem Haus ist der Garten, der zum großen Teil Obstbäume enthielt. Darunter 15 Kirschbäume. Ganz in der Nähe vor dem Dorf war noch ein Garten für Gemüse. - Die Spanbecker Kirche besteht aus einem alten gotischen Turm und einem 1770 daran angebauten Schiff. Sie war vor einigen Jahren frisch gestrichen und machte einen überaus würdigen Eindruck.

Die Kirche in Billingshausen ist recht klein und war in etwas vernachlässigtem Zustand. Sie hat kein Vermögen, wogegen die Spanbecker Kirche etwa 30 Morgen Ländereien hat, die damals gerade lehnfrei wurden, weil der bisherige " Kirchmeier " ohne männliche Erben gestorben war, und Lehen nur an männliche Nachkommen vererbt wurden.

Die Kirche in Holzerode bekam damals 8 000 M aus dem Vermögen der reformierten Kirche in Höckelheim, die mangels reformierter Ortseinwohner an die lutherische Ortsgemeinde überlassen wurde. In der Holzeroder Kirche waren durch den Salpeter große Löcher in die Sandsteine gefressen, sie sah wüst aus. Aber des Lachens konnte ich mich schwer erwehren, als ich die Verzierungen des Abendmahltisches sah, die von der Konfirmation bis zum Herbst geblieben waren : Es waren Rekruten-Sträuße von gemachten Blumen, wie sie sich die gezogenen Rekruten, an den Hut zu stecken pflegen, darauf stand gedruckt die Waffengattung, Artillerie, Infanterie usw. Im folgenden Jahr wurde die Kirche gut ausgebessert, hübsch gestrichen, mit Sprüchen versehen, eine neue Orgel und eine Turmuhr beschafft.

## Das Schulwesen

Das Schulwesen fand ich, trotz der allgemeinen Bestimmungen Falks, die für ganz Preußen galten, hinter den hessischen zurück stehend. Die Vorbildung der älteren Lehrer war in einem hohen Grad mangelhaft. So hatte der Lehrer Neuhof in Spanbeck, der aus dem Bentheimschen stammte, nur einige Wochen eine Präparandenschule besucht, und Lehrer Isengut in Holzerode war ganz in der alten Weise ausgebildet : er war bei dem Lehrer in Eddigshausen in die Lehre gegangen, später war er noch mal  $\frac{1}{4}$  Jahr, jedoch schon als Lehrer, in dem Seminar zu Hannover gewesen. Lehrer Schwanz in Oberbillingshausen, der aus Hessen stammte, ein noch junger Mensch, hatte allein eine richtige seminaristische Ausbildung. So konnte es nicht wunder nehmen, wenn die Dezimalbrüche, deutscher Aufsatz, die Realien, den beiden alten Lehrern ziemlich unbekannt waren. Auch das Singen ging in neuen Weisen. Die Choralmelodien wurden mit großen Schnörkeln versehen. Trotzdem spielte Lehrer Isenhut die Orgel nach dem Gehör recht gut, während Neuhof oft daneben griff. Ein Lied gemeinsam von den Schülern der drei Dörfer singen zu lassen, war daher nicht möglich, da nur Schwanz sich nach den Noten richtete; aber ich sah doch, daß trotz mangelnder Vorbildung die treue Gewissenhaftigkeit eines Lehrers erreichen kann, besonders in den unteren Stufen.

Lehrer Isenhut förderte die Kinder im ersten Schuljahr so weit, daß sie zu Weihnachten mit geringen Ausnahmen, lesen und ihren Namen schreiben konnten. Und wie der alte Mann selbst wundervoll schrieb, so zeichneten sich auch seine Schüler durch gute Handschrift aus. Auch im Rechnen bekamen die Kinder genügende Kenntnis für ihr weiteres Leben mit, Isenhut hielt bis über sein 50. Dienstjahr hinaus seine Schule : ein kleines schwaches Männchen, ist er doch über 90 Jahre alt geworden. Nach Göttingen zu gehen, war ihm Bedürfnis. Den drei Stunden weiten Weg über Berge und durch den Wald machte er spielend, um sich ein Glas Tinte und Stahlfedern zu holen. Man sagte, in Holzerode, daß seine Nachfolger den Kindern bei weitem nicht so viel beigebracht hätten, als der alte Lehrer Isenhut. –

Lehrer Neuhof in Spanbeck trank sehr gerne seinen Branntwein, betrunken habe ich ihn aber nicht gesehen. Seine viel ältere wohlbeleibte Frau, die den lingschen Dialekt sprach, hielt ihn in Schranken. Er war gutmütig und nahm auch eine Zurechtweisung, die ich ihm in gelinder Form gab, willig an. - Recht gefährdet war der junge Lehrer Schwanz in Billingshausen; er mußte im Wirtshaus zu Mittag essen, und der Wirt benutzte ihn als Lockvogel für andere Gäste. Dadurch kam er allmählich ins Trinken und ließ davon nicht ab, auch nach seiner Verheiratung mit einem braven Mädchen aus dem Dorf. Er wurde später nach Hessen versetzt und ist dort früh durch seine Leidenschaft ins Grab gesunken.

Um als Lokalschulinspektor den Lehrern wirklich etwas sein zu können, beschäftigte ich mich selbst stark mit allen Lehrfächern und der Methodik, hielt Besprechungen mit den Lehrern und hatte die Freude, das Schulwesen fördern zu können. Kein Zwiespalt hat je unser gutes Verhältnis gestört. In Billingshausen, wo das

Schulhaus besonders klein und schlecht war, betrieb ich den Bau eines neuen, das 1891 fertig war. Es war nicht ganz leicht, diese Sache durchzuführen. Ein alter Bauer berief sich darauf, daß zu seiner Zeit die Schulkinder auf ganz niedrigen Bänkechen gesessen und die Schiefertafeln auf den Knien gehabt hätten. In Spanbeck ist das Schulhaus nach meiner Zeit gebaut worden. Über dem Hauseingang des Holzeröder Hauses, das etwa 1830 gebaut wer, war eingeschnitten : " Wir bauen nicht mit Stolz und Pracht, wir sind mit Zwang dazu gebracht " . Verständnis für die Schulziele war zu allen Zeiten gering, besonders wo die Not die Leute drückte. Trotz allem kann ich nicht sagen, daß die Leute auf geringerer Bildungsstufe als in Hessen gestanden hätten, im Gegenteil sie waren geweckter, lasen und schrieben besser.

### **A r b e i t e n**

Das Feld war mir angewiesen, auf dem ich pflügen und säen sollte, und in Gottes Namen fing ich damit an. Ich stellte mir einen Cyklus von Predigtgegenständen zusammen und behandelte den Heilsweg. Gott gab mir für die Predigten besondere Freudigkeit und Kraft. Ich fühlte mich aber getrieben, auch noch in anderer Weise den Leuten das Wort Gottes nahe zu bringen und zwar in Bibelstunden, weil ich wußte, daß die Predigten von der Kanzel her als etwas ganz Unpersönliches angesehen werden. " Der Pastor hält sie weil er darauf gelernt hat, oder weil es sein Amt von ihm fordert ". In Bibelstunden dagegen steht der Pastor mitten unter den Leuten, kann sich in der Sprache freier bewegen, dem Verständnis die Dinge näher bringen und seine Persönlichkeit viel stärker mitwirken lassen. Sonntag abends hielt ich die Stunden in Spanbeck, Montag in Billingshausen, Dienstag in Holzerode. Ich veranlaßte die Leute, sich die kleine Missionsharfe anzuschaffen, damit die geistlichen Lieder auch bekannt und gesungen würden. –

Der Zudrang zu diesen Bibelstunden wurde sehr stark ; alte und junge Leute nahmen daran teil. In dem kleinen Schulsaal in Billingshausen saßen und standen die Leute gedrängt, aber nicht nur im Zimmer, sondern die Türe wurde ausgehängt, weil auch der Ausgang und die nach dem oberen Stockwerk führende Treppe von den Leuten besetzt war. Die Luft war so schlecht, daß die Petroleumlampen am Ausgehen waren ; aber ich genoß ja für mich, nachher auf dem Heimweg, auf dem ich meist begleitet wurde, die frische Luft. Von diesen Bibelstunden ging ein sichtbarer Segen aus in die Herzen, die Häuser, in die ganze Gemeinde. Das dort Gehörte wurde zu Hause besprochen und die Leute brannten auf die Fortsetzung. Noch jetzt nach mehr als 30 Jahren ist die Erinnerung an diese Bibelstunden lebendig und das gute Gedächtnis einzelner Frauen hat mir schon manches Mal die Erinnerung an einzelne Aussprüche wachgerufen. Ich suchte dort ganz besonders den Grund der christlichen Erkenntnis zu legen und behandelte zuerst den 1. Petribrief und später Geschichten aus Mose. –

Ganz besonders ungünstig war mir von meinem Vorgänger die Jugend in Spanbeck geschildert worden. Ich suchte darum auf die Jünglinge einzuwirken und lud sie auf

den 17. November 1887 zu mir ein. Meine Erwartung wurde nicht betrogen. Wir gründeten auf meinen Vorschlag einen christlichen Jünglingsverein, der den Zweck haben sollte, seine Mitglieder im Christentum zu festigen, sie mit wünschenswerten Kenntnissen für ihr besseres Fortkommen im Leben auszurichten und ihnen Geselligkeit und Freundschaft zu bieten. Es beteiligten sich 16 junge Menschen, es wurde ein Wort der H.Schrift in für sie passender Weise gewählt und erklärt, es wurde ernsthaft gerechnet, ich behandelte nach Junge's " Dorfteich als Lebensgemeinschaft " naturkundliche Stoffe ; nach einem landwirtschaftlichen Lehrbuch besprach ich mit ihnen Einzelnes aus diesem Gebiet, gab geschichtliche Bilder und bot ihnen Geselligkeit. Dies alles erregte die Verwunderung der Leute | : " Herr Pastor, dat bruket Sei doch garnicht! warum daut Sei denn dat, sau vele Mühe, wo Sei sek moaket ". Noch mehr aber waren die Leute darüber verwundert, daß ich selbst noch " den Petroleum " und das Holz zum Heizen hergäbe. " Das könnten se nich verlangen sein " und die Jünglinge brachten dann das Holz zum Heizen mit.

Hoch im November fing meine liebe Frau an, am Sonntag 5 bis 8 jährige Kinder, die noch nicht an der Christenlehre in der Kirche teilnahmen, im Konfirmandenzimmer des Pfarrhauses zu einer Sonntagsschule zu sammeln. Sie hatte in Marburg jahrelang im Kindergottesdienst unterrichtet, und es war ihr eine Freude, auch hier die Kinder zum Heiland zu führen. Als ich im Frühjahr 1922 einen Vortrag in Spanbeck hielt, kam ein Bergarbeiter, jetzt ein Sozialdemokrat und unkirchlich, zu mir und sprach mit Tränen in den Augen von den schönen Stunden, die meine Frau für die Kinder gehalten habe und sagte, er habe noch einen von ihr geschriebenen Bibelspruch bis jetzt aufbewahrt.

Es waren dies alles bisher unerhörte Dinge für die Spanbecker. Ich schrieb damals an Ebrard : " Was wollte ich lieber, als daß das Feuer schon brennte ! Die Hände in den Schoß legen und angeblich vertrauen auf die Wirksamkeit des Herrn, oder etwas erwarten ohne entsprechenden Fleiß, ist doch ganz dasselbe, wie wenn ein Landmann nur obenhin seine Felder bestellt. Der Arbeit ist der Segen verheißen und Christi Vorbild treibt uns zu arbeiten. Spurgeon schreibt einmal: David habe, als der Löwe und Bär kam, sich nicht hingekniet und gebetet und dann erwartet, daß die Tiere in Ohnmacht fielen, sondern habe seine Waffen gebraucht, und Cromwell pflegte seinen Soldaten zu sagen : Vertraut auf Gott und haltet Euer Pulver trocken. In diesen Erwägungen stehend besprach ich mich nicht mit Fleisch und Blut, sondern griff tapfer an ". –

Mein Aufsatz über die französischen Kolonien in Hessen wurde von Doktor Béringuier in Berlin in seine Zeitschrift " Die französische Kolonie " aufgenommen. Sie veröffentlichte darin nur über die Begründung der Kolonien das von mir aus den Akten Erarbeitete. Für die Folgezeit hätte ich in den vielen einzelnen Kolonien Studien machen müssen und dazu hatte ich natürlich keine Zeit. Dagegen bemühte ich mich, in die Geschichte unserer neuen Heimat einzudringen, und da das Buch " Die Plesse von Meyer " aus dem Jahre 1713 mir nicht genügen konnte, machte ich gelegentlich Studien in dem Plessischen Archiv, das sich in Hannover



befindet, sowie in der Landesbibliothek zu Kassel. An beiden Stellen fand ich wichtige Aufschlüsse z.B. über die Einführung der Reformation, in unserer Herrschaft, und in Kassel Zeichnungen der einzelnen Gebäude der Burg Plesse, gefertigt von dem Landgraf Moritz in dem Jahre 1624. Ich habe später im Geschichtsverein in Göttingen einen Vortrag über die Plesse, die Burg und ihre Herren gehalten, der mit regem Interesse von der großen Versammlung angehört wurde und den nachher Rektor Tecklenburg in seinem Büchlein über die Plesse benutzt und zum Teil wörtlich angeführt hat. –

Aus der Vergangenheit von Spanbeck, Holzerode und Oberbillingshausen habe ich 1922 und 23 in diesen drei Ortschaften zwei Vorträge gehalten, in denen ich die Geschichte dieser drei Dörfer nach der politischen und kulturgeschichtlichen Seite hin in den allgemeinen Rahmen der deutschen Geschichte einfügte, so daß ein lebendiges und fast vollständiges Bild entstand. Es wird nicht viele Dörfer geben, deren Vergangenheit in dieser Weise dargestellt ist.

Als Hilfsmittel zu dieser Arbeit hat mir die Sammlung der Flurnamen, die ich in Spanbeck 1917 vornahm, gedient. Auch über diesen Gegenstand habe ich im Göttinger Geschichtsverein gesprochen. Der beste Sachverständige Dr. Diederich in Darmstadt hat mir seine Freude über diesen Aufsatz ausgesprochen. In der zu Schlüchtern erscheinenden Zeitschrift "Unsere Heimat" habe ich eine Aufforderung und Anweisung zur Sammlung der Flurnamen veröffentlicht. Neben der Fülle von praktischen Arbeiten nahm ich noch ein theologisches Thema zur Bearbeitung vor.

Schon lange hatte es mir im Sinn gelegen, in den in den johanneischen und paulinischen Schriften vorkommenden Ausdrücken "in Christus" und "in dem Namen Christi" Klarheit zu gewinnen. Die Arbeit dehnte sich mir aus zu einer Untersuchung der Präpositionen im Neuen Testament, behielt aber als Ziel die Aufhellung dieser Ausdrücke. Es war hierzu der öftere Besuch der Göttinger Universitätsbibliothek nötig. Mit dem beginnenden Sommer 1898 nahm ich diesen drei Stunden weiten Weg denn auch auf. Leider hatte ich für meine Arbeit keinen Berater und sie hat einen äußeren Erfolg nicht gehabt, mir aber eine gute eindringende Kenntnis des Neuen Testaments verschafft.

Fast immer besuchte ich in Göttingen auch die Kollegien und zwar besonders bei Reuter und Ritschel. Eine ausgezeichnete Bemerkung machte er gegen die Kritiker. Er meinte zunächst, das griechische gelehrte Wort "Kritiker" machte die Leute schon etwas eingebildet. Wenn sie sich deutsch "Urteiler" nannten, würden sie deshalb schon etwas bescheidener sein und nicht ihre Meinung für Wissenschaft halten. Possierlich sei die Naivität, womit diese Leute die biblischen Schriftsteller behandeln: nämlich, als ob diese eine ebenso ausgedehnte Literaturkenntnis gehabt hätten, wie sie jetzt durch den Leipziger Büchermarkt möglich sei. Wenn irgend ein Autor eine Übereinstimmung mit einem andern in Stil oder Gedanken zeige, gleich müsse er von diesem abhängig sein - als wenn zwei Menschen nicht dasselbe den-

ken und ebenso sich ausdrücken könnten. Der Gedankenreichtum der Menschen sei überhaupt nicht so groß, zumal auch in unserm Zeitalter, - fuhr er fort -, wenn man meine, etwas Originales gefunden zu haben, müsse man auf einmal sehen, daß andere vor oder mit uns dasselbe auch schon gedacht hätten. Warum sollten also jene " biblischen Schriftsteller durchaus immer abhängig voneinander sein ? Diese Bemerkungen gegen die Überkritik im Munde Ritschels überraschten mich zuerst ; aber auch ich hatte mich schon öfters mit diesem Gedanken beschäftigt und diese Abhängigkeitsjäger als geistlos abgelehnt.

Die Liebe zur Mission trugen meine Frau und ich seit der Jugendzeit in uns ; wir haben beide für die Mission gesammelt und wir dachten auch in unserer jetzigen Gemeinde dies große Werk fördern zu können. Seit den Zeiten von Pastor Post, der in den vierziger und fünfziger Jahren Spanbeck bedient hatte und der regelmäßig an den Nachmittagen der hohen Feste Missionspredigten gehalten hatte, war in unsern Gemeinden nichts wieder darüber verlautet, so daß die Sache ganz unbekannt war. Es kam für uns nur die Baseler Mission in Frage, erstens weil wir von früher her mit ihr vertraut waren, und zweitens weil sie in Kassel einen Missionsprediger, den früheren indischen Missionar Gräter sitzen hatte. An diesen wandte ich mich nun und er kam im Februar 1888. Als es sich darum handelte, ihn im Wagen von Nörten abzuholen, zeigte es sich wieder einmal, daß die Samariter oft besser sind, als die rechtgläubigen Juden, denn während von den Bauern sich keiner bereit zeigte, erbot sich freiwillig der ganz unkirchliche Wirt Finke in Holzerode dazu. Unter großer Teilnahme der Gemeindeglieder sprach der Missionar nun in den drei Orten. Am Abend hatte ich die Ältesten eingeladen, von denen Heinrich Meyer wie immer der wißbegierigste war. Es gelang uns, die Liebe zur Mission, auch zum Geben zu erwecken, aber da meine Nachfolger, bis auf Warsing, die Sache gar nicht mehr pflegten, verfiel sie wieder, wie es ja so häufig geht. Von Göttingen aus habe ich auf dem Hünenstollen dann noch mehrmals Missionsfeste veranstaltet.

Sehr stark vermißten wir Umgang mit gebildeten Menschen und besonders mit anderen Pfarrersfamilien. In Holzerode war ein alter Revierförster Schröder, dessen Familie uns recht freundlich entgegenkam, aber die Verschiedenheit des Alters und des Interessenkreises stand doch hindernd im Wege. Er verzog auch schon 1889. Die lutherischen Amtsbrüder, zum Teil gehindert durch Krankheit, hatten keine Lust zum Verkehr. An Besuchen aus dem Dorf hatten wir keinen Überfluß, fast nur Heinrich Meyer und seine Frau kamen manchmal. Diese bewiesen uns aber auch in rührender Weise ihre Liebe. Zu jeder Tages- und Nachtzeit waren sie bereit zur Hilfe. Sie haben uns bis zu ihrem Tode jedes Jahr mit dem Kartoffelvorrat versorgt, in Krankheiten uns beigestanden, uns manche Vesper vorgesetzt, sie waren in Spanbeck unser Not- und Hilfsbüchlein.

An Besuchen von außen fehlte es nicht. Da mein Vater bei mir war, war das Haus der Sammelpunkt der Familie. Meine Brüder und besonders August's Kinder kamen für Wochen zu uns, ebenso die Geschwister meiner lieben Frau und deren

Kinder. Auch der alte Pfarrer Meinhard kam im September 1889 noch einmal zu uns, körperlich und geistig noch frisch, obwohl im 71. Jahre stehend. Auch Wingolfiten kamen häufig zu uns, unter ihnen besonders Busse. Nach Göttingen kam ich öfters im Sommer. Die geistigen Genüsse aber mußten teuer erkaufte werden. In Göttingen wurde Anfang März 1888 die Matthäuspassion aufgeführt. Ich veranlaßte auch die Lehrer Isenhut und Schwanz mitzugehen, auch Pastor Cuno. Wir waren alle davon ergriffen, selbst Cuno war erbaut. Abends  $\frac{1}{2}$  11 Uhr gingen wir wieder von Göttingen fort bei Regen, Schnee und starkem Wind. Der Himmel war mit dunklen Wolken bedeckt, so daß wir hinter Billingshausen den Weg auch nicht sahen, sondern mit dem Stock fühlen mußten, ob wir uns noch auf der Straße hielten. Um  $\frac{1}{2}$  3 Uhr nachts war ich wieder zu Hause.

Ein schwerer Verlust traf mich durch den Verlust meines väterlichen Freundes Ebrard. Im Januar 1888 wiederholte sich zum dritten Mal die Lungenentzündung bei ihm und er konnte sich nicht wieder von ihren Folgen freimachen. Am 13. Juni starb er. – Es fehlte mir seine Liebe und die starke geistige Anregung, die immer von ihm ausging. Es fehlte auch der religiöse und theologische Austausch. Ich verdanke ihm vieles.

Stark bewegten uns auch die politischen Ereignisse im Dreikaiserjahr 1888. Wir trauerten von Herzen um den alten ehrwürdigen Kaiser und das Geschick Kaiser Friedrich's ging uns sehr nahe. Mit Liebe und Vertrauen wandten wir uns dem jungen Kaiser zu, aber er enttäuschte bald. Ich schrieb schon damals für den Reichsboten einen Aufsatz, in dem ich mir die Freiheit nahm zu sagen, sein Großvater habe ihm ein großes Kapital von Liebe und Vertrauen des Volkes hinterlassen, aber er verschwende es. Im Frühjahr 1891 hatte er eine seiner unvorsichtigen Reden gehalten, soviel ich mich erinnere, auf einem Korpsfest in Bonn, in der er das doch gesetzlich verbotene Duell verherrlichte. Ich ging im Mai 1891 auf das Wartburgfest des Wingolf mit der ausgesprochenen Absicht, diese Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Auf dem Chargiertenkonvent trug ich die Sache vor ; man beriet gerade, ob und in welcher Fassung ein Kaisertelegramm abgesandt werden sollte. Der Bonner Wingolf war gegen jede Kundgebung an dieser Stelle. Ich betonte dagegen, daß der Wingolfsbund jetzt verpflichtet sei, vor der Öffentlichkeit ein Zeugnis gegen das Duell abzulegen, daß aber auch das Kultus - und das Justizministerium darüber zu interpellieren sei, wie sie sich zu dem Duell verhalten wollten. Ich beantragte daher, erstens eine Resolution zu fassen, zweitens geeignete Schritte zu tun, um einen Abgeordneten zu veranlassen, diese Sache im Landtag vorzubringen, da diese Rechtsverletzungen und Amnestien das Rechtsgefühl eines großen Teiles des Volkes verwirrten ; und ich schlug ferner vor, auch den Schwarzburgbund und die katholischen Verbindungen in die erneute und stärkere Gegenwirkung gegen das Duell hineinzuziehen. Auf der rechten Seite der Parteien war aber kein Abgeordneter willens, die Sache in die Hand zu nehmen, da damals die Anhängerschaft an das Korps und seine Grundsätze in diesen Parteien überwogen. Mit anderen Freunden befürwortete ich eine größere Aktivität.

## Briefkränzchen

Zu den allgemeinen politischen, kirchlichen und anderen Fragen sprach ich mich mit den Marburger Freunden in einem Briefkränzchen aus, das viele Jahre bestanden hat. Es gehörte dazu Otto Kühne, der das vorbildliche, evangelische Pädagogium in Godesberg geschaffen hat. Wir haben zu gleicher Zeit geheiratet, und unsere sieben Kinder sind fast alle zu derselben Zeit geboren, wir haben beide einen Knaben durch den Tod verloren und uns beiden ist ein Sohn im Krieg gefallen. Gleiches Geschick und gleiche Anschauungen verbanden und verbinden uns miteinander. Ferner Eduard Dittmar, Lehrer am Seminar auf Alsen, jetzt und schon lange Jahre durch Rheumatismus gelähmt, in Wiesbaden lebend. Weiter Heinrich Knauff, ein Mathematiker, in Altona lebend. Ferner Eberhard Dennert, Professor und Doktor der Theologie und Philosophie, ein Schüler des Botanikers Wiegand in Marburg, Begründer des Kepplerbundes, Bekämpfer des Häckelschen Monismus, ein Mann von großen Verdiensten, seit Jahren vollständig durch den Rheumatismus gelähmt, ohne Pension, von viel Leid in seiner Familie verfolgt. Die beiden hessischen Pfarrer Linz und Heldmann, die in den ersten Jahren auch zu dem Kränzchen gehört hatten, traten aus. Linz ist ganz früh gestorben, während Heldmann noch in Obernburg in seiner ersten Stelle wirkt, aber auch von viel Leid heimgesucht ward, da mehrere seiner Kinder geistesgestört oder gemütsleidend sind ( ein Erbteil von ihrer Großmutter ), und der einzige gesunde Sohn im Krieg gefallen ist.

## Unser häusliches Leben

Zu den größten Wohltaten Gottes, die er mir in meinem Leben erwiesen hat, gehört die Verbindung mit meiner Frau. Eine völlige Übereinstimmung in den Grundwahrheiten und Lebensansichten machte uns eins in Christus. Aber auch in andern Beziehungen stimmten wir zusammen, auch in der Liebe zur Natur und Kunst. Meine liebe Frau trug mit mir die Anliegen, ohne sich je in die Geschäfte des Amtes mischen zu wollen, oft betend im Herzen lag bei ihr ihr Mann und sein Amt ; demütig, friedliebend und sanftmütig ging sie durch diese Welt, ohne Falsch, oft, wie ihr Vater, den Menschen zu viel Gutes zutrauend, vor keiner Arbeit sich scheuend, selbst die ganz ungewohnte Feldarbeit nahm sie auf, gewissenhaft im Großen wie im Kleinsten, geschickt mit der Nadel, versorgte sie sich, und ihre Kinder mit den Kleidern, bis die Probleme für die größeren Jungen und Mädchen zu schwer wurden. Selbst für mich wagte sie zu arbeiten, nähte mir einen Schlafrock und zwei Chorröcke.

Unser junger Ehestand hatte fast immer Sonntag und er wurde immer schöner, als die Kinder erschienen. Am 5. August 1888 abends 8 Uhr wurde uns unser erstes Söhnchen geboren. Es war ein freudreicher Sonntag Abend. Am 26. August wurde es getauft und erhielt die Namen Franz Johannes August Robert. Es war ein gesundes Kind, hübsch und früh entwickelt ; noch vor dem ersten Vierteljahr zeigte es Verständnis für seine Umgebung und lachte uns laut entgegen. Seine geistigen

Fähigkeiten entwickelten sich fast zu schnell. Früh auch lernte es sprechen. Als der Junge ein Jahr alt wurde, hatte ich ihn morgens bei mir. Ich sagte ihm : " Hanselchen, Du wirst heute ein Jahr alt, - wie alt bist Du ? Sag mal " Ein Jahr " und er wiederholte : " Ein Jahr " Der Großvater wollte es nicht glauben, bis er es selber hörte. Einige kleine Geschichten, so von dem Apfelbaum, von dem wir die Äpfel holen wollten, machten ihm große Freude und immer wieder forderte er mich auf : " Bäume mälen"( Erzählen ). Großen Spaß machte ihm auch immer wieder die Erzählung vom Gockelmeier, der ihm einen Apfel bringen wollte. Im folgenden Frühsommer war seine Mutter mit ihm in Marburg, um auch ihrer Mutter ihr Kind zu zeigen. Das Dienstmädchen trug ihn in einer Kiepe nach Nörten. Als wir in den Nörtener Wald kamen und er die Bäume sah, fing er laut an zu jauchzen. Leider wurde er seit der Impfung krittelig und kränklich und im März 1891 macht er eine schwere Bronchitis durch. Wir schickten zum Nörtener Arzt, und da er zu lange ausblieb, sandten wir noch mal einen reitenden Boten aus, aber es schien, als wenn der Tod nicht mehr aufgehalten werden könnte. Die zwei Frauen aus dem Dorf, die gekommen waren, die alte Frau Meyer und Frau Degenhard meinten und sagten : " Es geht zu Ende ". Da nahm ich ihn von der Mutter Schoß und machte eine nasse Packung und bald fing er leise aber regelmäßig wieder an zu atmen, und als der Arzt am andern Morgen kam, war er mit dem Zustand zufrieden. Er wurde wieder ganz gesund und machte uns durch sein sinniges, frohes und frommes Wesen, viel Freude und erregte große Hoffnungen. Doch aber sollten wir ihn nicht behalten. Im Dezember 1893 in Göttingen bekam er Influenza und Bronchitis, nach meiner Meinung auch Gehirnentzündung. Der Arzt nahm die Sache leicht, kam einmal nach einer militärischen Festlichkeit völlig betrunken, so daß wir kein Vertrauen zu ihm hatten. Am 5. Dezember morgens starb unser Erstgeborener und wurde am 7. Dezember beerdigt. Der Schmerz um dieses sinnige, kluge und fromme Kind war für uns Eltern ein großer, der uns lange Zeit gefolgt ist.

Freitag, den 3. Januar morgens 3 Uhr 1890 wurde uns ein z-weites Söhnchen geboren; seine Mutter mußte länger zu Bett liegen! es wurde erst am 23. Februar getauft und erhielt die Namen Paul, Wilhelm, Karl, Wolrat, Dietrich. War Hans ein besonders hübsches Kind von weißer Hautfarbe, so war dieser Junge zuerst braun und in den ersten Tagen ganz still ; dann aber entwickelte er sich zu einem starken Schreier, und länger als  $\frac{1}{4}$  Jahr konnte ihn seine Mutter nicht satt kriegen ; er wurde ein kräftiger Junge, der mit einem Jahr 24 Pfund wog. Im folgenden Jahr lief er schon allein im Garten, und an den Äpfeln, die für ihn erreichbar waren, sah man die Spuren seiner Zähne. Das Waldensberger Kathrinchen warf er, wenn er angezogen werden sollte, mitsamt dem Stühlchen um.

Am Sonntag, 14. Februar 1891 nachts 1 Uhr wurde uns ein Töchterchen geboren. Es wurde am Palmsonntag den 22. März getauft. Es war ein rundes, schönes Kindchen, mir als Töchterchen besonders willkommen. Es machte nicht viel Mühe, entwickelte sich körperlich und geistig zu unserer Freude. Die Schwester meiner Frau, Helene, konnte diesmal Mutter und Kind pflegen und zur Taufe erschien unverhofft auch die andere Schwester Agnes, allerdings nachdem sie sich in dem be-

schneiten Feld gründlich verirrt hatte ; sie war bis in die Nähe des Sees gekommen. Die Woche zuvor war ich mit Schwägerin Helene zu Einkäufen nach Göttingen gefahren. Der Förster von Holzerode lud uns ein, mit seinem Wagen zurückzufahren, aber es wurde eine lange Fahrt. Gegen Dunkelwerden fuhren wir aus Göttingen weg. Das Pferd war neu und seinem Herrn noch unbekannt und schon auf der Weenderlandstraße blieb es einfach stehen. In Weende, in Bovenden, auf dem Pleckkrüge bekam das Tier Brot mit Schnaps, um es willig zu machen. Wir schlugen den Weg über den Mühlenberg nach Reyershausen ein. Aber obwohl wir ihm die Last erleichterten und den Wagen selbst schoben, wollte das Pferd durchaus nicht weiter. Dazu brach die Dunkelheit herein und wir waren ohne Laterne. Auf der gewundenen Straße, die den Weg herunter nach Reyershausen führt, nahm ich das Pferd am Zügel, damit wir wenigstens auf dem Weg blieben und nicht den Abhang herunterrollten. Wir kamen auch glücklich nach Reyershausen und dann nach Billingshausen, wo uns jemand eine Laterne borgte. Nach 5 - 6 Stunden kamen wir endlich in der Nacht zu Hause an.

Schon hatte ich der Mutter Leberblümchen im Blumenberg pflücken können, und diese von uns so geliebten Blümchen habe ich fast jedes Jahr meinem Töchterchen zum Geburtstag bringen können, wenn oft auch nur als kleine Knospen. Sie sind fest verknüpft mit seinem Geburtstag und meinem lieben Kind. Die Taufe feierten wir froh miteinander und das Kind erhielt die Namen Agnes, Helene, Antonie, Mathilde. Agnes war ein besonders braves, stilles und leicht zu erziehendes Kind. Sie hat meines Wissens nie Schläge bekommen, ja brauchte auch nie einen Tadel. Als sie noch klein war und noch nicht laufen konnte, saß sie geduldig in ihrem Stühlchen und nuppelte auf eine ihr ganz eigentümliche Weise, die sie aber von ihrer Großmutter Dietrich geerbt hatte. Sie wurde von ihren zwei Brüdern zärtlich geliebt. Paul, der Gewalttätige, tat ihr die zärtlichsten Ei, Ei, - nannte sie auch Ei-Ei. Im Rutschen wurde sie nachher Meister.

Soviel es möglich war, gingen wir auch mit den Kindern ins Freie; allerdings gestattete es die Arbeit meist nur Sonntag Nachmittag. Früh nahmen die Kinder die Freude an den Blumen in sich auf. Natur, Kunst, Religion, diese drei habe ich einmal als mein Liebstes und Bestes bezeichnet ; es ist ein schöner Dreiklang, den wir auch gern bei unsern Kindern fortklingen hören wollten. Auch in der Gemeinde suchte ich diese Harmonie in die Seelen zu prägen. Diesem Zweck dienten besonders die Zusammenkünfte der drei Gemeinden auf einer Waldwiese, am Nordwestabhange des spitzen Lippberges, die ich am Nachmittag des Himmelfahrtsfestes veranstaltete. Durch die Felder kamen die Großen und die Kleinen gezogen. Auf der Wiese mischten sich die Leute je nach Belieben. Verwandte und alte Mitkonfirmanden begrüßten einander ; wir sangen die neuerlernten Lieder aus der Missionsharfe, ich hielt eine längere Ansprache, unten stehend, während die Leute den Berg herauf saßen. Im Jahre 1890 feierten wir dort auch die zwanzigjährige Wiederkehr des Sieges bei Sedan. Ich hatte ein vaterländisches Lied zur Begrüßung der Kriegsteilnehmer gedichtet, das ihnen zugesungen wurde.

Vaterländische Gesinnung zu pflegen, war mir ein großes Anliegen mein Leben lang. Wie ich in tiefster Seele mich mit meinem Volk und Vaterland verbunden fühle, so wollte ich auch andere dahin führen. Ich habe deswegen mich verpflichtet gefühlt, gegen die politische wie wirtschaftliche Stellung der Sozialdemokratie Widerspruch zu erheben; damals tauchte zuerst die Forderung des Achtsturentages auf, und ich redete gegen die schematische Gleichstellung aller Berufe in dieser Beziehung. - Diese Zusammenkünfte waren fast ideal schön und gerne sah ich den abziehenden Scharen nach, die mit Gesängen frommer Lieder durch die Felder nach Hause zogen; und auch das Gedächtnis der Gemeindeglieder an diese Feste ist noch jetzt nicht erloschen. Eine Frau von Billingshausen, die in ihrer Jugend auf dem Eichsfeld gelebt hatte, sagte, es sei ja gerade wie bei den Bittgängen und Maiandachten.

In unserm häuslichen Leben war jedoch nicht nur Sonnenschein. Meines Vaters Augenleiden hatte schon fast zur Blindheit geführt, wir nach Spanbeck zogen. Noch immer hoffte er auf eine Besserung. Durch seine Zuckerkrankheit, die Ursache seines Augenleidens, wurden auch im Gehirn Zerstörungen angerichtet. Nur selten brach seine alte Heiterkeit durch, sein Enkel war seine besondere Freude. Allmählich wurde aber auch der Geist unklar, er konnte insbesondere nicht mehr die Tageszeiten unterscheiden und besonders nach dem Nachmittagsschlaf glaubte er immer, daß wir Morgen hätten, weinte auch öfter in Folge Gehirnreizes. Wir hatten viel an ihm zu trösten und er begehrte selbst häufig nach einem Trostwort. Wie oft bat er: "Lies mir einen Psalm". Psalm 88 und besonders Psalm 77 wurde oft von ihm begehrt. Der sehnlich erwartete Tod kam am 27. November 1889 zu ihm. Den Abend vorher merkten wir schon die Änderung. Ich schlief in seiner Kammer, um  $\frac{3}{4}$  11 Uhr fing er an zu brechen, gegen 2 Uhr wurde er ruhiger, um  $\frac{1}{2}$  8 Uhr atmete er ganz ruhig; ich wusch mich, und als ich mich abtrocknete, merkte ich auf einmal, daß er nicht mehr atmete; er war leicht, ohne Ach und Weh, heimgegangen. Die Nachbarmänner kamen auf die Anzeige vom Sterben hin zu uns und jeder sagte uns die üblichen Beileidsworte: "Et dat meg leed, dat Sei betreubet sind", worauf die Leidtragenden antworten: "Dies Gottes Wille west". Die Kirchenältesten und die Nachbarn trugen den Sarg auf den nahen Friedhof, Pastor Cuno sprach im Hause über Petri 1, 3.7 am Grabe über Römer 38,39. Am Begräbnis nahm auch der Onkel Rupp teil und der Vetter Stoppel und um den Sarg standen wir Geschwister zum letzten Mal vollzählig vereinigt. Sein Denkmal vor der Kirche ließ ich in Spanbeck anfertigen. Meine Schwester hat ihren alternden Vater mit großer Treue gepflegt. Und in den letzten Jahren teilte sich eine Frau mit ihr in diese Pflicht, besonders auch in der letzten Zeit, als er wie ein Kind geistig und körperlich versorgt werden mußte.

An meines Vaters Leiden hat auch meine Schwiegermutter herzlich teilgenommen. Bei ihr wiederholten sich die leichten Schlaganfälle. Im Frühjahr 1890 hatte sie noch die große Freude, ihre Tochter Marie mit ihrem dicken Jungen Paul bei sich zu sehen. Innig labte sie sich an dem Anblick ihres Enkels, und dieser Besuch wurde die größte Freude ihres Alters. Am 16. Juli 1890 schlief sie sanft und still ein,

nachdem sie am Abend zuvor noch Gebet und Lieder sich hatte vorlesen lassen und selbst den Segen gesprochen hatte. Pfarrer Schelfer hielt im Haus die Leichenrede. Ich sprach nach ihm und gab ein Bild der guten Mutter. Sie sowohl als mein Vater haben oft verlangt, wie ich dies auch bei anderen älteren Leuten gefunden habe, nach Hause zu kommen. Vergeblich sagte ich meinem Vater, vielmals auf sein Verlangen heimzukommen, daß ja in der alten Heimat niemand mehr sei, bald darauf fing er wieder an : Ich will heim! Die Sehnsucht nach der wahren Heimat regt sich in solchen Zeiten stärker. –

Eine große Frage stand vor uns auf, als die Pfarrstelle an der reformierten Gemeinde zu Göttingen durch den Weggang des bisherigen Pastors Brandis erledigt wurde. Von meinen Verwandten wurde ich dringend aufgefordert, mich zu bewerben, aber meine Frau und ich fühlten uns in Spanbeck wohl, ich wurde von der Liebe und Anhänglichkeit meiner Gemeinden getragen, die kirchlichen Zustände hatten sich merklich gehoben, so war kein Grund für uns vorhanden, Spanbeck zu verlassen und da ich selbst auf dem Lande groß geworden war und die Vorzüge des Landlebens gegenüber dem Aufwachsen in der Stadt kannte, wünschte ich, daß auch meine Kinder ihre Erziehung im engen, aber vertrauten Kreise des Dorflebens genossen. Erst eine dringende Aufforderung des Pastors Brandis bewog mich, einige Tage vor der Meldefrist noch meine Meldung einzureichen.

Ich hielt meine Probepredigt über Joh. 7, 37-39, wohnte im Englischen Hof, besuchte aber keinen der Ältesten und sprach mit niemandem. Ich wollte selber in dieser Sache gar nichts tun, sondern alles der Führung Gottes überlassen. Nach einigen Wochen aber kamen an einem Sonntag Nachmittag die vier Presbyter in einem Wagen nach Spanbeck, um Gelegenheit zu suchen, mich näher kennen zu lernen. An dem Sonntag, an dem die Wahl vorgenommen wurde, gingen wir mit unsern Kindern an den Beverbach hinter dem Dorfe. Die Kinder pflückten sich auf der Gänseweide die kleinen Gänseblümchen und meine Frau machte ein Kränzchen von Vergißmeinnicht, die wir am Bach gepflückt hatten. Ich habe es noch. - Als wir ins Dorf zurückkehrten, wurde uns gesagt, der Bauermeister habe von Göttingen die Nachricht mitgebracht, ich sei gewählt worden. Und am andern Tag kam die Bestätigung durch einen Brief des Presbyteriums. So sollte ich also dieser Lebensabschnitt schließen. Ich nahm die Wahl aus Gottes Hand hin und bin später oft froh darüber gewesen, daß ich nichts dazu getan hatte, sondern Gott die Sache übergeben hatte. Höheres Gehalt als in Spanbeck hatte ich in Göttingen auch nicht, aber viel mehr Arbeit. Daß ich in den Verkehr mit gebildeten Menschen eintreten konnte, den ich in Spanbeck stark vermißt hatte, war mir und meiner Frau allerdings willkommen. Die Einsamkeit war doch oft lähmend. Im Winter besonders sah man kaum jemand anders als die Leute aus dem Dorf, und wenn man am Fenster mit den Kindern stand, um sie zu unterhalten, sah man oft lange Zeit nur mal eine Gans vorübergehen, an die dann die Unterhaltung angeknüpft wurde. Die Anhänglichkeit meiner dortigen Gemeindeglieder hat sich bis jetzt erhalten. In den ersten Jahren kamen noch viele Leute aus meinem früheren Kirchspiel nach Göttingen in die Kirche.



Mein unmittelbarer Nachfolger, Reinders, ein Ostfrieser, hielt sich nur ein Jahr dort und ging dann in den Schuldienst seiner Heimat über. Der folgende, Behrends, der gewählt wurde, weil seine Mutter aus Spanbeck war, war gleich seinem Schwiegervater Cuno ein Anhänger des von ihm mißverstandenen Kohlbrügge. Er zerstörte die neuaufgebaute Kirchlichkeit durch seine törichte Predigten, die geistvoll sein sollten, in Wirklichkeit aber ungenießbar waren. Mit schwachen theologischen Kenntnissen ausgerüstet, und ohne jede praktische Ausbildung, auch ohne allen praktischen Sinn, lebte er in den literarischen Erzeugnissen vergangener Jahrhunderte. Das Pfarrarchiv, für das ich einen Schrank hatte machen lassen, und das ich ebenso wie das Waldensberger wohl geordnet hatte, versuchte er anders zu ordnen und hat bei dieser Gelegenheit wertvolle alte Schriftstücke vernichtet. Als er nach 12 Jahren aus der Gemeinde schied, um sich in Amerika eine Pfarrstelle zu suchen, war das kirchliche Leben in Spanbeck vertrocknet. Er kehrte nach einigen Jahren unbefriedigt und mit traurigen Erfahrungen nach Deutschland zurück, und obwohl er früher mich, den Ketzer, keines Besuches gewürdigt hatte, wandte er sich nun an mich, ihm wieder zu einer Pfarrstelle zu verhelfen, und es gelang mir, ihn zuerst in Lippe, dann in Hessen unterzubringen. Sein Nachfolger Warsing hat die Scharte noch nicht auswetzen können. Es setzte die religionsfeindliche Bewegung der Sozialdemokratie ein, die verstärkt durch viele fremde Zuzügler der Arbeiter des Kalischachts bei Reyershausen, aber auch bei Bauern, Gleichgültigkeit, Widerspruch und Feindseligkeit gegen die Kirche hervorrief, so daß besonders in Holzerode die Kirchlichkeit auf den Gefrierpunkt sank und in den letzten Jahren oft kein Gottesdienst zustandekam trotz treuer und wohlmeinender Arbeit des jetzigen Pastors. Mit Trauer vergleiche ich das einstige Leben mit der jetzigen Dürre.

## **G ö t t i n g e n**

Nachdem am 2. November 1891 die Möbel gepackt waren, fuhren wir in einem gedeckten Wagen Dienstag den 3. November 1891 unserer neuen Heimat zu. Der Möbelwagen blieb an dem Berg gleich hinter Spanbeck stecken und nur den starken Pferden, die von Billingshausen zu Hülfe kamen, gelang es, ihn wieder in Bewegung zu setzen. Er kam aber erst am Mittwoch Morgen in Göttingen an, so daß wir genötigt waren, uns für diese Nacht ein anderes Unterkommen zu suchen. Meine Frau blieb mit den Kindern bei Frau Oberförster Prinzhausen, die uns durch Busse bekannt war, und ich in der Herberge zur Heimat.

## **Der Einzug**

Über der Türe des Wohnzimmers im Pfarrhaus war ein Tannenkranz befestigt, und im Almosenbuch stand als Ausgabe: " Eine Mark für den Kranz an Pastors Türe ". Niemand kümmerte sich um uns, kein Presbyter begrüßte uns, es war kalt draußen und im Hause. In dem Kochofen der Schlafstube kochten wir uns Kaffee zu Mittag, wozu wir glücklicherweise noch Holz aus Spanbeck mitgebracht hatten. Auf dem Vorplatz standen Kisten und Kisten übereinander getürmt, und nur die bei-

den Jungen hatten guten Mut, kletterten auf die Kisten, sangen nach Herzenslust und spielten " Kirchenälteste ", wie Hans sagte. Die Tage der Woche gingen im Einräumen hin und besonders meine Schwester konnte sich mit den vielen Türen gar nicht zurecht finden. Am Sonnabend kam der Moderator der Konföderation Dr. Brandis aus Bückeberg, aß bei uns zu Abend und besprach mit mir den bisherigen kirchlichen Brauch. Den 8. November, am Sonntag Morgen, führte er mich in das neue Amt ein und ich hielt meine erste Predigt über Römer 15, 29.38. vor großer Versammlung. Am Abend hatte ich Dr. Brandis und die Ältesten zu mir eingeladen, aber Dr. Brandis hatte schon eine Theaterkarte bekommen, die Presbyter waren entzweit, wenigstens Professor Smend und Kupferschmied Multhaupt. Eine Partei der Gemeinde hatte einen jungen Pfarrer Jenny gewünscht, dessen Schwiegervater der jüdische Rechtsanwalt Seckel, ein neues Pfarrhaus zu bauen und für die Armen eine größere Gabe zu schenken versprochen hatte. Professor Smend hatte sich darüber mit Multhaupt erzürnt, weil dieser jeder Partei die Kirche zu einer Versammlung überlassen hatte.

Eine andere Uneinigkeit zwischen den beiden Presbytern kam hinzu. Multhaupt trat aus und ist erst nach vielen Jahren wieder in die Kirche gegangen. So waren die ersten Eindrücke in Göttingen nicht gerade sehr erhebend. Die Seelenzahl der Gemeinde war mir mit 1800 angegeben worden. Dank emsiger Werbearbeit stieg sie bis auf 3000 im Verlauf meiner Amtszeit. Es wurden zwei Gesangbücher nebeneinander gebraucht, das alte Götting'sche, das schon lange nicht mehr gedruckt wurde, und das hessische reformierte, beide etwa aus 1770 stammend und den Geist jener Zeit widerspiegelnd. An Formularen für die kirchlichen Gebete und Handlungen fehlte es ganz.

Meine Vorgänger hatten es vorgezogen, nur freie Gebete zu gebrauchen und ich bin dieser Sitte treu geblieben, indem ich allerdings bei den kirchlichen Amtshandlungen mich an die heimische pfälzische Kirchenordnung hielt. Kirchensteuer wurde nicht erhoben, da man fürchtete, sie werde die Gemeindeglieder veranlassen, abtrünnig zu werden. Das kirchliche Almosen wurde von den zwei Kirchenjungen an der Tür in Büchsen in Empfang genommen. Der schöne kurzstielige Klingelbeutel wurde nicht mehr gebraucht.

Die Konfirmandenstunde wurde in der Sakristei der Kirche gehalten, die sehr kalt und unfreundlich war. Im Pfarrhaus standen uns 13 Zimmer zu Gebote, große und kleine, und der untere Stock nach der Weenderstraße hin war an eine Familie vermietet. Bei dem geringen Gehalt, das die Pfarrstelle ertrug, waren die Pastoren darauf angewiesen, durch Abvermieten und Halten von Pensionären sich eine weitere Einnahme zu verschaffen. Mein Vorgänger hatte hauptsächlich Engländer und Amerikaner bei sich und die englische Sprache herrschte durchaus auch in der Familie vor, obwohl Dr. Brandis selbst ein großer Vaterlandsfreund nationalliberaler Richtung war. Der spätere Finanzminister Miquel, der mit von Benningsen zusammen den Nationalverein gegründet hatte, war längere Jahre hier in Göttingen und Gemeindeglied.

In dem einen Morgen großen Garten, in dem auch die Kirche steht, besaß der Pastor einen wahren Schatz. Gebüsch und hohe Parkbäume, etwa 90 Obstbäume, allerdings recht verschiedener Güte, Rasenflächen und Grabeland wechseln untereinander. Der südliche Teil des Vorgartens lag etwa 4 Fuß niedriger, es war ein Stück des alten Wallgraben, in den Steintreppchen hinunterführten. An der Kirche wuchsen Weinstöcke, die in manchen Jahren gute Trauben brachten. Eine Fülle anderen Obstes stand uns zur Verfügung, da meine Vorgänger, jeder an seinem Teil, an der Verschönerung und Verbesserung des Gartens gearbeitet hatten. Schon Pastor Kulenkamp pflanzte Spargel, den er 1770 aus Frankfurt hatte kommen lassen. —

### **Meine Vorgänger**

Deutlich sah ich die Spuren meiner Vorgänger vor mir. Mein unmittelbarer Vorgänger, D. theol. Friedrich Brandis aus Salzuflen, war allgemein geachtet und geehrt. Er hatte eine gute theologische Ausbildung und eine besondere Neigung zur Geschichtswissenschaft, sowohl zur Welt - wie zur Kirchengeschichte, war ausgerüstet mit einem staunenswerten Gedächtnis, und mit einem unermüdlichen Fleiß arbeitete er auf verschiedenen Gebieten. Seine eiserne Gesundheit erlaubte ihm viel Nacharbeit und ließ ihn rüstig bis in sein 90. Jahr ; besonders auf dem Gebiet des Unterrichts betätigte er sich in uneigennütziger Weise zum Nutzen und zur Hebung der reformierten Gemeineschule, die 1873 mit allen anderen Kirchenschulen aufgehoben und in eine städtische Schule verwandelt wurde. Er war von freundlicher Gesinnung, wohlwollend und hilfsbereit. Seine Befähigung lag mehr auf dem gelehrten als auf dem praktischen Gebiet ; er selbst hat sowohl bei dem hannoverschen wie bei dem preußischen Kultusminister es zu erreichen versucht, daß ihm eine Professur an der Universität für die reformierte Theologie gegeben würde. Die Befähigung dazu hatte er besonders erwiesen durch sein Buch : Die kirchliche Politik der Hohenzollern, das ihm die Würde eines Doktors der Theologie von Heidelberg einbrachte. Aber alle seine anhaltenden Bemühungen, eine Professur zu erhalten, scheiterten nicht zum Wenigsten an dem Widerspruch der hiesigen Fakultät. Auch in seinen späteren Jahren war er noch lebhaft literarisch tätig, verfaßte Schauspiele geschichtlicher Art, auch ein Lustspiel, schrieb Erzählungen und machte Sinngedichte, die er fast immer auf seine Kosten drucken ließ, ohne daß sie irgendwie unter die Leute gekommen wären, außer denen, die er verschenkte. Verhältnismäßig früh wurde er zum Moderator der Konföderation gewählt und blieb es bis zum Jahre 1900. Nachdem er von 1856 bis 1891 das hiesige Pfarramt verwaltet hatte, folgte er, schon 72 Jahre alt, einem Rufe des Fürsten von Schaumburg als Hofprediger nach Bückeburg. Die Predigten, die ich von ihm gehört habe, gaben mit besonderer Vorliebe die reformatorische Lehre von der Rechtfertigung wieder. Es waren lange Deduktionen ohne rechtes Leben. In seinen jungen Jahren stand er auf der liberalen Seite der Theologen und war Schriftführer des hiesigen Protestantenvereins, später wandte er sich der positiv gerichteten Theologie zu. Ein großes Verdienst erwarb er sich durch die Mitbegründung des reformierten Bundes, des-

sen Leiter er durch Jahrzehnte war, dessen Entwicklung zu praktischen Zielen er aber nicht herbeigeführt, sondern eher gehindert hat, da er zu sehr die geschichtlichen Rückblicke bevorzugte. Auch die Gabe der straffen Leitung fehlte ihm, vielmehr ließ er sich, weich und entgegenkommend wie er war, von andern das Heft aus der Hand nehmen. Der ältere Bestandteil der Gemeindeglieder war ihm vertraut. Die Sammlung der Neuzuziehenden und das Besuchen der Leute lag ihm nicht, wenigstens nicht in seinen späteren Jahren. Seine trefflichen Eigenschaften aber machten ihn beliebt und als Freund der Familien wert.

Sein Vorgänger war Ludwig Aschenbach, der von 1831 bis 1855 die Gemeinde bedient hat. Sein Gedächtnis war bei den ältesten Gemeindegliedern auch noch lebendig und man sprach von ihm stets mit großer Verehrung. Er war durchaus Rationalist, brachte aber das, was er an religiösem Gut in sich trug, in warmer, auch in poetisch verklärter Weise zur Aussprache. Göttingen hatte, als der junge 30 jährige Prediger hierherkam, keine bedeutenden Pastoren, so daß Aschenbach derjenige wurde, der die meisten Zuhörer anzog. Die kleine Kirche an der Karspüle wurde das Ziel von Jung und Alt in der ganzen Stadt, die damals ungefähr 10 000 Einwohner hatte. Ich habe einige seiner Predigten gelesen und fand darinnen nichts Besonderes und Hervorragendes ; er verkündigte Gott, Tugend und Unsterblichkeit in der gewöhnlichen Weise, und auch in seinen Gedichten, mit denen er jede Predigt schloß, und die unter dem Titel " Hosiannah " gedruckt und in der Bürgerschaft weit verbreitet waren, fehlt der eigentlich poetische Schwung.

Es ist daher begreiflich, daß die Zugkraft Aschenbachs, die auch von der hannoverschen Landesregierung hoch geschätzt wurde, nachließ als an die lutherischen Kirchen so hervorragende Pastoren gläubiger Richtung gerufen wurden, wie es Dankwerts an St. Albani, Rocholl an St. Johannes und vor allem Hildebrand, diese edle Johannesseele, an St. Jacobi es waren. Der Rationalismus hatte nichts Gleiches den Menschen zu bieten, aber verehrungswürdig blieb der edle Charakter Aschenbachs für alle. Den 100-jährigen Geburtstag Aschenbachs habe ich im Gottesdienst erwähnt und das Presbyterium hat einen Kranz auf sein Grab niedergelegt.

### **Die Konföderation**

Der kirchliche Verband, zu dem unsere Gemeinde seit ihrem Ursprung gehörte, war die Konföderation reformierter Kirchen in Niedersachsen. Sie bestand dormalen aus den Gemeinden in Braunschweig, Celle, Hannover, Göttingen, Münden, Bückeburg ( und seit 1890 Altona ). Dieser Verband war 1703 gegründet von französischen und deutschen Gemeinden in den Braunschweigisch-Lüne-burgischen Landen und hatte als maßgebende Kirchenordnung die Disziplin der Eglise réformé de France angenommen, bis sie sich im Jahre 1837 eine eigene Verfassung gab. - Bei der räumlich getrennten Lage der Gemeinden war jedoch der Zusammenhang äußerst schlecht. Jede Gemeinde war eigentlich selbständig. Von Zucht und von Beaufsichtigung, Ermahnung und gegenseitiger Anregung war nichts zu spüren. Ich erschrak, als ich zum ersten Mal an einer Synode teilnahm. Die Verhandlungen und

die gegebenen Berichte waren lediglich Formalitäten. Die Hauptsache schien zu sein die guten Mahlzeiten, die für etwas sehr Wichtiges angesehen wurden und die Vergnügungen. Die Versuche, die das Göttinger Presbyterium im Verein mit dem Hannoverschen seit 1893 machte, um einen engen Zusammenschluß herbeizuführen und um die kirchliche Bedeutung der Synode zu heben, wurden von vornherein von der Mehrheit mißbilligt und abgetan.

So lebten die Pastoren und Presbyterien ohne jede Beaufsichtigung. Ein jeder tat was ihm beliebte, die Pastoren waren selbstherrlich. Ob in den Archiven und Kirchenbüchern Ordnung gehalten wurde, wie die Jugend unterrichtet wurde, ob die Sitzungen der Presbyterien regelmäßig abgehalten wurden -, um alles dies kümmerte sich niemand.

Ich verbündete mich mit Pastor Eichhorn in Hannover, aber wir konnten nichts durchsetzen. Die Vorherrschaft der alten Herren wurde erst im Jahre 1907 gebrochen, als ich zum Moderator und Pastor Begemann zum Sekretär gewählt wurden, und in Braunschweig und Altona neue Pastoren in die Stellen der alten traten. Aber die Schwierigkeiten, die sich bei der gegenseitigen Einwirkung in den Weg stellten, waren auch da noch nicht behoben, und nachdem die Landeskirchen von der Beaufsichtigung des Staates frei geworden sind, hat die Konföderation kein Recht eines Sonderdaseins mehr. Sie befördert nur die Willkür der Pastoren und Presbyterien. Der Zusammenschluß der reformierten Gemeinden im nordwestlichen Deutschland muß das Ziel für die Konföderation sein, wenn sie nicht das Recht auf ihr Dasein völlig verlieren will.

### **Arbeiten**

Zur Tätigkeit wurde ich von allen Seiten aufgefordert. Zunächst machte ich mich mit den Gemeindegliedern bekannt. Ein Verzeichnis der Gemeindeglieder war nicht vorhanden, nur eine der wahlberechtigten. Ich machte Besuche und erfuhr dabei auch die Namen von anderen Reformierten, die bisher noch nicht in den Gesichtskreis des Pastors gekommen waren. Einige Jahre später fertigte ich auf Grund der Steuerlisten, die mir von der städtischen Kämmerei überlassen wurden, ein Verzeichnis an, das durch Steindruck in einigen Stücken vervielfältigt wurde. Im dritten Jahrgang der kirchlichen Nachrichten und später noch einmal ließ ich eine Liste aller Gemeindeglieder drucken, und noch später habe ich eine Kartothek für die Gemeinde angelegt, in der jede Familie oder Einzelperson eine Karte hat, auf der alles Wissenswerte verzeichnet ist. Es waren dies sehr zeitraubende, mühselige und schwierige Arbeiten, aber sie waren lohnend und sind notwendig für jeden Pfarrer, der allen Gliedern seiner Gemeinde dienen will. Da unsere Gemeinde sich zu einem großen Teil aus zugezogenen Hessen rekrutiert, so konnte ich die oft ungenauen Angaben über die Konfession nachprüfen vermöge meiner Kenntnis der hessischen Ortsnamen.

Durch einen Fall dazu aufgefordert, dehnte ich meine Besuche auch auf die Universitätskliniken aus. Dort sah ich in den Krankenbüchern bei dem Pförtner die Spalte der Heimatorte durch und konnte auf diese Weise die Kranken der reformierten Konfession feststellen. Bei der kurzen Besuchszeit, die in den Kliniken gewährt wird, war es eine starke Anstrengung in zwei Stunden die chirurgische und medizinische Klinik zu durchgehen, in den Sälen und in den Einzelzimmern Andachten zu halten und den Kranken etwas zu geben. Ich verschaffte für die Säle mehrere Gesangbücher, die mir auf meine Bitte von Gemeindegliedern geschenkt wurden, und ließ auch geeignete kleine Schriften zum Lesen zurück. Einige Jahre später versorgten die Mitglieder unserer Jugendvereinigungen die Kliniken regelmäßig mit christlichem Lesestoff und mit Predigten und dem "Blatt für Alle". In die Nerven- und Augenklinik bin ich nicht regelmäßig gegangen, sondern nur, wenn ich von Kranken, die dort lagen, wußte. Dagegen habe ich auf die Aufforderung eines Assistenzarztes hin in der Frauenklinik regelmäßig Bibelstunden gehalten. Auch in der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt habe ich die reformierten Kranken in den Büchern ermittelt und besucht. Es waren das zum Teil sehr aufregende Gänge, aber ich hatte die Freude, daß ich doch vielen Kranken etwas Licht in ihre Dunkelheit bringen konnte.

Die unhaltbaren Zustände, wie sie durch die zwei nebeneinander gebrauchten Gesangbücher gegeben waren, beseitigte ich durch Einführung eines neuen Buches. Die Gemeinde konnte natürlich kein selbständiges Buch drucken lassen, es kam daher nur die Einführung eines anderen Gesangbuches in Frage. Ich schwankte zwischen dem rheinischen und dem hessischen; entschied mich aber, trotz der Vortrefflichkeit des rheinischen für das hessische, damit die vielen aus Hessen kommenden Gemeindeglieder sich in unserer Gemeinde gleich heimisch fühlen sollten. Ich ersetzte den mir nicht zusagenden Anhang von Gebeten durch andere, die ich verfaßte und zusammenstellte, ließ noch den Heidelberger Katechismus, einen Auszug aus der Kirchenordnung, eine kurze Gemeindegeschichte und ein Blatt "Kirchliche Sitte und christliches Leben" einbinden. Die Verhandlungen mit dem Konsistorium in Kassel führte ich meist mündlich und erreichte das Gewünschte. - Pfingsten 1892 wurde das neue Gesangbuch in Gebrauch genommen.

Bei der Auflösung der Gemeindeschule war von der Stadt die Anstellung eines reformierten Religionslehrers gewährleistet worden. Lehrer Rusteberg unterrichtete in je 2 Stunden die Knaben und Mädchen der Volks- und Mittelschulen in dem Heidelberger Katechismus. Nachdem er in den Ruhestand gegangen war, wurden sein Sohn und seine Tochter als Lehrer hierher berufen, nachdem Bemühungen und Reisen, die ich mit dem Schuldirektor Person nach Hessen und Lippe unternommen hatte, erfolglos geblieben waren.

### **Konfirmandenunterricht**

Im Konfirmandenunterricht legte auch ich den Heidelberger Katechismus zu Grunde, der zwar seine Schwierigkeiten hat, andererseits aber so trefflich in das

christliche Leben und die Leben einführt und die reformatorischen Anschauungen so gut wiedergibt, daß es ein Unrecht an der Jugend ist, ihr dieses Buch vorzuenthalten. Im Jahre 1905 habe ich eine Bearbeitung des Katechismus mit acht Anhängen herausgegeben. In ihr habe ich die Fragen nach ihrer Wichtigkeit in drei Klassen geteilt und durch verschiedenen Druck kenntlich gemacht, und ferner den Satzbau vereinfacht, ohne den Sinn zu verändern. Ich halte diesen Katechismus für eines der vorzüglichsten Lehrbücher, das uns die Reformationszeit geschenkt hat, und es hat sich gezeigt, daß jede reformierte Gemeinde, die diesen Katechismus abgeschafft hat, auch bald ihren reformierten Charakter eingebüßt und nichts als den Namen behalten hat.

Am Palmsonntag 1892 konfirmierte ich zum ersten Mal in Göttingen. Die Konfirmandenstunde hielt ich nicht mehr in der feuchtkalten Sakristei der Kirche, sondern in dem Zimmer links von dem Eingang des Pfarrhauses. Ich mußte mich aber überzeugen, daß dieser Raum zu klein war, es war ein notdürftiger Behelf. Ich trug daher darauf ein, daß die Wand zwischen diesem und dem daneben liegenden Zimmer herausgenommen und ein Stück des Hausflures mit dazu genommen würde, um dadurch einen Raum zu schaffen, der auch für andere Versammlungen zu gebrauchen wäre. Eine Sammlung, die zu diesem Zweck in der Gemeinde veranstaltet wurde, deckte bis auf einen kleinen Betrag die Kosten. Der so entstandene kleine Saal war zwar sehr schmal, genügte aber doch bescheidenen Bedürfnissen und konnte durch zwei Türen in kleinere Räume zerlegt werden. Mit dem Wachstum der verschiedenartigen Arbeiten stellte sich heraus, daß dieser Notbehelf durch einen Neubau ersetzt werden müsse.

Während des Krieges faßte ich daher den Entschluß, für die Vereinszwecke, die Konfirmandenstunden und andere Zusammenkünfte wie Bibelstunden, ein eigenes Haus zwischen Kirche und Pfarrhaus zu errichten; zugleich sollte dieses Haus einige Wohnungen für alleinstehende Gemeindeglieder, den Kirchendiener und die Gemeindegliederschwester enthalten. Das Haus sollte außerdem das Gedächtnis der im Kriege gefallenen Gemeindeglieder festhalten, der Saal die Namen derselben, wemöglich durch ihre Bilder an den Wänden tragen, und das Haus den Namen Gedächtnishauses führen. Ich legte diesen Gedanken Angehörigen von Gefallenen und dem Presbyterium vor, die sich damit einverstanden erklärten. Durch Sammlungen in der Kirche und freiwillige Gaben waren bei Kriegsende zusammen mit einem früher gesammelten Stock etwa 20 000,- Mark zusammen. In der Inflationszeit ist auch dieses Geld von der Kirchenkasse verausgabt worden. Gegen die Aufhängung einer Tafel mit den Namen der Gefallenen in der Kirche habe ich Bedenken religiöser und kultischer Art. Wenn in Preußen nach den Freiheitskriegen solche Tafeln aufzuhängen befohlen wurde, so hatte dies einen Sinn, weil die Mitkämpfer freiwillig für das Vaterland in das Feld gezogen waren. In dem Weltkrieg war jedoch von Freiwilligkeit oft nicht die Rede, viele haben nur dem Zwange folgend die Waffen solange getragen, bis sie sie fortwerfen konnten; Viele von den Soldaten waren auch durchaus nicht kirchlich noch christlich und unterhielten keine Beziehungen zur Kirchengemeinde, waren im Gegenteil zum

Teil gleichgültig oder feindselig dagegen. Weder religiöse noch sittliche Gründe können die Veranlassung sein, die Namen dieser Gefallenen in dem Versammlungsraum einer christlichen Gemeinde an hervorragender Stelle für immer fest zu halten. Wollte man religiöse und sittlich hervorragende Gemeindeglieder am Gedächtnis und zur Nacheiferung in ihren Namen den Lebenden erhalten, so würden nicht nur Teilnehmer an Schlachten, sondern auch die, welche als stille Helden und Heldinnen ihre Pflicht erfüllt haben, sei es in redlicher Arbeit, sei es in aufopfernder Liebe, in Frage kommen, und außerdem will man in der Kirche nicht immer an die Schrecken und auch Schändlichkeiten eines Krieges erinnert werden, sondern die Seele zu Gott und in Seinen Frieden erheben. Ich habe diesen Standpunkt in einer Versammlung in der Kirche vertreten, aber ohne Erfolg. –

Die Konfirmierten wurden und werden in den lutherischen Kirchen Sonntag nachmittag in der Kirche zur Christenlehre versammelt. Ich begann damit nach der ersten Konfirmation, aber die Konfirmierten kamen bei weitem nicht alle. Die vornehmen Familien waren um 2 Uhr noch nicht mit dem Essen fertig und andere wollten einen Ausgang machen. Ich überzeugte mich, daß diese Form der weiteren religiösen Beeinflussung durch eine andere ersetzt werden müsse. Wohl habe ich auch später noch die Konfirmanden ab und zu um mich versammelt, sie auch veranlaßt, im Herbst wieder zum Abendmahl zu gehen, allein so viel erkannte ich, daß eine intensivere Arbeit an ihnen einsetzen müsse.

Es ist in Göttingen allgemeine Sitte, daß die Konfirmanden am Tage nach ihrer Konfirmation mit ihrem Pastor, Eltern oder Verwandten einen Ausgang machen. Ich hatte bisher auf den Dörfern die Konfirmanden, um sie zu einer würdigen Feier zu erziehen, am 2. Ostertag um mich versammelt, hier aber übernahm ich die eingeführte Sitte. Diese führte die Konfirmanden und ihre Verwandten in das Gesellschaftshaus zu Weende, wo zunächst Tee getrunken wurde. Dann aber machten einige aus der Versammlung den Vorschlag, ein Tänzchen zu veranstalten, wie es immer gewesen sei. Ich verstand mich zu einer Polonaise, verhinderte aber den Tanz. Man begriff es nicht, aber ich bestand darauf und setzte Spiele im Zimmer und im Freien an Stelle des Tanzes. Ich gestaltete nun bei den Feiern der folgenden Jahre das Ganze so, daß an Tanz gar nicht gedacht werden konnte, gab den Konfirmanden Gedichte zu lernen, die ich entweder aus Sammlungen übernahm oder größtenteils zu diesem Zweck selbst dichtete, und damit alle Versammelten sich beteiligen könnten, ließ ich ein kleines Liederbuch zu diesem Zweck drucken, das für fünf Pfennig käuflich war. So bekamen diese Konfirmandenausgänge einen geeigneten Inhalt und machten Großen und Kleinen wirkliche Freude. In einer volkstümlichen Ansprache faßte ich dann noch einmal alles zusammen, was ich den Kindern und Eltern zu sagen hatte. –

### **Kindergottesdienst**

Zu Neujahr 1893 fing ich an, den Kindergottesdienst zu halten. Meine ersten Helfer waren meine Frau, die trotz ihrer Kinder und eines ungenügenden Dienstmäd-



chens sich jahrelang die Zeit dazu nahm, Fräulein Gusti Mahn, Fräulein Berger, die Schwester von Frau Professor Lagarde und Fräulein Kläßner. Später nahmen auch immer Studenten daran teil und ein Führer der Kindergottesdienstbewegung in der Schweiz schickte mir zu Weihnacht 1918 das erste Liebesgabenpaket als Dank dafür, daß ich ihn - von mir längst vergessen - in die Jugendarbeit eingeführt habe. Unser Kindergottesdienst war der erste in unserer Stadt, der regelmäßig gehalten wurde. In den späteren Jahren nahm ich die Gruppe der nächstjährigen Konfirmanden und unterrichtete sie im Katechismus, den die Schüler der höheren Lehranstalten noch gar nicht kannten, während die übrigen Gruppen in der biblischen Geschichte unterrichtet wurden. Es war dies eine starke geistige Anstrengung für mich. Hoch erfüllt von den Gedanken der Predigt, mußte ich mich sofort auf den Katechismus umstellen und dann wieder auf die Gesamtkatechese der biblischen Geschichte.

Zu Beginn des Winters 1902 fing ich auch die Fürsorge für die weibliche Jugend im Jungfrauenverein an. Ein solcher Verein hatte bis jetzt noch nicht in Göttingen bestanden, nur die Schwestern in Bethlehem hatten seit einiger Zeit Dienstmädchen in zwangloser Weise ohne Vereinsform um sich versammelt. Wieder war es meine liebe Frau, die ihren Sonntag Abend opferte. Ihr half eine Zeit lang Frau Sekretär Hartmann. Trotz eifrigen Einladens kamen aber nicht viele junge Mädchen.

Ein Jünglingsverein war von Pastor Rettig gegründet worden; Er hielt seine Zusammenkünfte in einem Zimmer der Herbere zur Heimat. An ihm beteiligten sich als Helfer einige Bürger, unter anderem der fromme Architekt Krafft. Auf Bitte eines Gemeindeliedes ging auch ich am zweiten Sonntag, den ich hier erlebte, hin und beteiligte mich rege an der Arbeit. Diese war jedoch ohne festes, christliches Ziel, bestand meistens aus Unterhaltung. Diese Vereinszusammenkünfte fanden auch nur im Winter statt und wurden nur dann stärker besucht, wenn Pastor Rettig zu Weihnacht und zu seinem Geburtstag ein Fäßchen Bier auflegte. Schließlich verliefen sich die Mitglieder.

Unter solchen Umständen und bei der Ziellosigkeit des bisherigen Unternehmens, wandte ich mich einer anderen Form der Jugendfürsorge zu. 1893 sammelte ich eine Anzahl von früheren Konfirmanden und machte sie bekannt mit der " Christian Endeavour ", die von Pastor Clarke in Amerika begonnen war. Ich schied das spezifisch Amerikanische aus, hielt aber den leitenden Gedanken fest, die Jugend für " Christus und die Kirche " zu gewinnen. Im folgenden Jahr, nachdem schon einige Vereine auch in anderen Orten gegründet waren, kamen wir in Kassel zusammen und gaben dem deutschen Unternehmen den Namen " Jugendbund für entschiedenes Christentum ". - Ein Student der Chemie James Burns aus Kanada, der in unserm Hause wohnte, wurde ein treuer Mitarbeiter, neben ihm ein Buchhandlungslehrling Lesser und ein Kaufmannslehrling Wassermann. Pastor Clarke kam selbst zu uns. Aber uns lag uns auf der Seele, daß wir unsern Kreis erweitern müßten, und nicht bei den Konfirmanden unserer Gemeinde stehen bleiben dürften. Ich erfuhr von Zuständen, wie ich sie nicht für möglich gehalten hätte in der

männlichen Jugend unserer Stadt. Eine Anzahl von lutherischen jungen Leuten baten, an unsern Zusammenkünften teilnehmen zu dürfen. So mußte der enge Rahmen unseres Jugendbundes erweitert werden.

### **Gründung : Christlicher Verein Junger Männer**

Im Februar 1895 gründeten wir daher den " Christlichen Verein Junger Männer ". Ich reiste nach Berlin, um die dortige Arbeit kennen zu lernen, die der frische, christlich klare Forstmeister von Rothkirch betrieb und kam von diesen Idealen erfüllt wieder hierher. Der Jugendbund wurde nun von jungen Mädchen übernommen, die ich Donnerstag Abend versammelte. Es ist von diesem Werk in der weiblichen Jugend viel Gutes ausgegangen, Zweifelnde, und Verzweifelnde, Gleichgültige und Unbefriedigte wurden durch das Tat- oder Wort Zeugnis von christlichen jungen Mädchen angezogen. Je mehr ich mich aber der männlichen Jugend widmete, mußte ich die weibliche zurücklassen und nach dem Weggang einiger hervorragender Mitglieder kränkelte der Verein und erst nach Jahren von einer unserer Gemeindeschwestern wieder aufgenommen worden, er wird aber von keinem Pastor bedient.

Der Christliche Verein junger Männer warb nun auch seine Mitglieder durch Plakate und durch die Zeitungen. Die Zusammenkünfte fanden nun im Konfirmandensaal statt, bald genügte dieser nicht mehr, zumal zwei Abteilungen, eine Jugend- und eine Männerabteilung sich als notwendig herausstellten. Die Jugendabteilung versammelte sich in der eine Treppe hoch gelegenen Wohnung des stud. Garns unter dessen Leitung. Bald mußte ich auch, wenigstens am Sonntag, mein Studierzimmer zur Verfügung stellen. Das Haus wurde zwar von oben bis unten voll Schmutz getragen, aber wir freuten uns des regen Besuches. Bis zu 80 Leuten stiegen die Versammlungen. Sonntag Abend hielt ich eine Ansprache zu einem bestimmten Thema, um 9 Uhr fand ein Vortrag statt, alle 4 Wochen war ein Unterhaltungsabend. Die besuchteste Stunde war die Bibelstunde. Zur Förderung des Reiches Gottes im allgemeinen verteilten die jungen Leute wöchentlich über tausend Schriften und Blätter. Wie vorher schon ein Jugendbund ein Missionsfest mit Lichtbildern in der Union veranstaltet hatte, so wurde auch jetzt dieses Werk fleißig gepflegt. Auf die Dauer konnten die bisherigen Räume aber nicht genügen.

Neben den genannten Helfern stand, sie alle überragend, an Glauben und Mut : Louis Krische. Er war früher Bäckermeister gewesen, hatte aber schon mehrere Jahre sein Geschäft wegen seines Asthma und der Krankheit seiner Frau ( Tuberkulose ) aufgeben müssen. Er hatte die unteren Klassen des Gymnasiums wie viele Bürgersöhne besucht und wäre gerne bei seinem regen Geist auf dem Gymnasium geblieben, ergriff dann aber auf Wunsch des Vaters dessen Beruf. Er ging jedoch in der Bäckerei geistig nicht unter, wiewohl er sie auf einer ansehnlichen Höhe hielt, und zu den besten Meistern der Stadt zählte. Er bildete sich selbst weiter und gewann ansehnliche Kenntnisse auf dem Gebiet der Mineralogie und Schmetterlingskunde, legte sich auch reichhaltige Sammlungen an.

kunde, legte sich auch reichhaltige Sammlungen an. Er wurde nun vom Geist Christi ergriffen, wuchs immer mehr in die Tiefe. Unter den schweren Prüfungen, die ihm durch Krankheiten auferlegt wurden, kam er zu immer tieferer Erkenntnis und zu einem starken Glaubensleben. Da seine Frau reformiert war, wurde ich mit ihm bekannt und er schloß sich unserer Gemeinde an und trat auch in die Arbeit an der Jugend mit ganzer Liebe. Er stand, in der ersten Reihe derer, die für die Sache arbeiteten und beteten, glaubten und hofften. Leider siedelte er schon im folgenden Jahr mit seiner Familie nach Davos über und nach dem Tod seiner Frau und Schwägerin in das Ländli bei Oberägerie Kanton Zug, einer christlichen Kuranstalt wo ich ihn mehrere Male besucht habe. Er lebt noch, 75 Jahre alt, monatelang ans Bett gefesselt, aber ungebrochenen Geistes, voller Teilnahme für unser altes Werk, in dem er die herrlichsten Glaubenserfahrungen gemacht hat.

Unser Christlicher Verein junger Männer bedurfte für seine Ausgestaltung des erfahrenen Rates eines Fachmannes. Ich wendete mich daher an den Präses des Vereins junger Männer in Berlin, Forstmeister von Rothkirch, mit der Bitte, einem größeren Kreis von Menschen hier einen Vortrag über die Jugendsache zu halten. Dieser fand am 30. November 1895 (?) statt, im Thüringer Hof am Wilhelmsplatz. Es war eine allgemeine Einladung dazu ergangen, der Jünglinge, Männer und Frauen gefolgt waren. Nach dem klaren Christus bekennenden Vortrag des Herrn von Rothkirch, der auch die äußern Erfordernisse für einen solchen Verein, insbesondere auch die Räume und ihre Einrichtung, wie sie sein muß, schilderte, ergriff Superintendent Kayser (?) das Wort, um Kritik zu üben, die er in die Schlußworte zusammenfaßte: "Solch ein Verein ist ein frommer Luxus oder eine gottselige Spielerei" Auch die anderen Pastoren lehnten die Sache als unnötig ab; einer meinte in naiver Unkenntnis der Verhältnisse, man ziehe durch einen solchen Verein die jungen Leute aus dem Elternhause, wohin sie gehörten. Als einziger stand der jungen Sache bei, allerdings ohne sich an diesem Abend zu äußern, der ehrwürdige Superintendent Steinmetz, mit dem ich auch vorher schon alle Maßnahmen stets besprochen hatte. Als einziger unter den Pastoren der Stadt half er mit Ansprachen und Bibelstunden, von denen ich  $\frac{3}{4}$  zu übernehmen hatte. - Eine Ermutigung gab uns an diesem Abend ein alter Sanitätsarzt Dr. Lauenstein, der, obwohl Lutheraner, fast sonntäglich in meiner Kirche war und dann einer alten gelähmten Schriftstellerin Marie Morgenstern von der Predigt erzählte. Er drückte Herrn Krische, als seine Antwort auf den Vortrag 50 Mark in die Hand.

Im kleineren Kreis besprach Herr von Rothkirch noch weiter das, was zu tun sei, vor allen Dingen die Miete oder den Erwerb eines geeigneten Hauses. Wir sahen uns am andern Morgen einige zum Verkauf stehende Häuser an. Nur eins fand Gnade vor seinen Augen, das Haus an der Wall- Ecke der Weenderstraße das den von Boberschen Erben gehörte. Wir aber erschraaken, denn wie sollte es möglich sein, ein solches Haus zu erwerben. Doch schrieben wir an die Eigentümer. Verschenken konnten diese es nicht, wollten uns aber den Vorzug geben, vor jedem andern Bewerber, wenn wir einen irgendwie zusagenden Kaufpreis zahlen könnten, bis zum 16. Dezember müsse aber die Sache entschieden sein. Ich berief eine An-

zahl von Herren, Professoren und Bürger, die mir bekannt waren, zusammen, legte ihnen die Sache vor, fand aber vollkommene Ratlosigkeit. Einer, der sich nicht geäußert hatte, blieb zurück und sagte mir : " Wenn es irgend möglich ist, kaufe ich das Haus für den Verein ". - Es war mein lieber Presbyter Börner. Am andern Morgen ging ich zu Frau von Reden geb. von Bober, die von Franzburg gekommen war, um den Verkauf vorzunehmen und berichtete ihr von unserer Aussicht. Hoch erfreut darüber einigte sie sich mit Herrn Börner über den Kaufpreis. Was uns unmöglich gedeucht hatte, war Wahrheit geworden und Dankgebete stiegen zu dem empor, der alles so herrlich regieret.

Das Haus war nun da, aber es mußte für unsere Zwecke noch brauchbar gemacht werden und das nötige Hausgerät mußte beschafft werden. Direktor Person, der mit mir an dem Schwanenteich einherging, sagte zu mir : " Aber Herr Pastor, wo wollen Sie die Stühle alle her bekommen ?" Ich sagte ihm : " Unser Herrgott hat soviel ledige Stühle in Göttingen stehen, daß es mir nicht bange ist ", und wirklich, sie kamen, nicht allein die Stühle, sondern auch Tische, Sofas, Schränke, Teller und Gläser, alles was wir nötig hatten, auch ein Bett. Ein Frauenrat bildete sich, an dessen Spitze Frau Amtsrat Bödecker auf Reinshof stand. Sie war neben meiner lieben Frau die regste unter denen, die für unsere Sache beteten, und wirkten, geboren in London, war sie schon als 12 jähriges Kind mit ihrer Mutter nach Göttingen gekommen ; durch Superintendent Hildebrand konfirmiert, von lebendiger Frömmigkeit beseelt und durchdrungen, war sie etwa 1893 mit der Bibelkritik bekannt geworden und in schwere Zweifel geraten. Durch einen Studenten war sie in einen Abendgottesdienst in unsere Kirche geführt worden, hatte dort ein befreiendes Wort gehört und wurde nun eine meiner regelmäßigsten und dankbarsten Zuhörerinnen, die sich an allen religiösen Veranstaltungen unserer Gemeinde aufs regste beteiligte. So wurde sie auch eine Freundin zunächst des Jugendbundes und dann des Vereins Christlicher junger Männer.

Am 30. Januar 1898 wurde das Haus seiner Bestimmung übergeben. Kirchliche und städtische Behörden waren dazu eingeladen und es erschienen auch eine Reihe von Professoren und Bürgern der Stadt. Auch der neue Berufsarbeiter, den wir angestellt hatten, August Westermann, war in unsere Reihen getreten. Aus Mitau in Cur-land stammend, Sohn eines Arztes, hatte er in Berlin seinen Beruf als Bankier verlassen und war in den Dienst des CVJM getreten. Er stand in lebendigem Glauben und war voll Liebe für seine Arbeit, aber zaghaft und gedrückt, übergewissenhaft, an seiner Fähigkeit zweifelnd, so daß ich einen erheblichen Teil der ihm zgedachten Arbeit selbst übernehmen mußte, besonders die öffentlichen Ansprachen und die Abfassung des monatlichen Anzeigers, den wir herausgaben. Er hat dem Verein längere Jahre in Treue gedient.

Der Besuch der behaglich ausgestatteten Räume stieg bis über 150, fiel natürlich wieder, als der Reiz der Neuheit vorüber war. Jeden Sonntag wurde ein großer Vortrag geboten, für den ich 1 Redner gewinnen mußte, Freitags war Bibelstunde. Neben der Männerabteilung, die die Mitglieder über 17 Jahre faßte, wurde später

auch eine Jugendabteilung gebildet für die 14 bis 17 jährigen später auch eine Knabenabteilung. Auch ein Hauswart Lokomotivheizer Schlichte nebst Familie zog ins Haus ; es gab auch Essen, Kaffee und alkoholfreie Getränke. Die Stadt gab uns auf unsern Antrag 500,- Mk. jährl. Beitrag. Eine stattliche Anzahl unterstützender Mitglieder wurde auch gewonnen. Aber es kamen auch Zeiten der größten Not, so daß davon geredet wurde, das Werk müsse aufgegeben werden.

Die Gewissen waren noch nicht geweckt und die Augen noch nicht geöffnet für die Not unserer männlichen Jugend und für die Aufgaben der Kirche und des Staates. Im Jahre 1899 kam ich im Sommer, mit meinem Freunde Mahling, damals Vorsteher der Stadtmission in Hamburg, jetzt Professor der Theologie in Berlin, zusammen. Er nannte mir eine Hilfsquelle, den evangelisch-kirchlichen Hilfsverein, der nun auch durch regelmäßige Jahresgaben das Werk unterstützte. Wir haben erfahren gerade in diesem Werke, daß es einen lebendigen Gott gibt, der Gebete erhört.

Immer neue Aufgaben wurden gestellt, und Herr von Rothkirch tröstete uns damit, daß es so sein müsse und sprach von dem Segen der Schulden, die zu Gott trieben. Da es sich herausstellte, daß das Haus für unsere Zwecke zu klein war, faßte der Hausbesitzer Börner den Entschluß, in den Garten des Hauses, der sich am Walle hinstreckte, ein eigenes Gebäude für den Verein zu errichten. Er fuhr mit einem Baumeister nach Berlin, besah sich das dortige Gebäude des CVJM und gleich im Sommer wurde das Haus gebaut, leider nicht so praktisch wie es hätte sein können und doppelt so teuer, als es veranschlagt war. Aber dennoch eine Stätte, die dem Werk große Dienste erwiesen hat, ein sichtbares Zeichen der Durchhilfe Gottes.

Herr Börner teilte in uneigennütziger Weise die Miete so billig wie möglich und schenkte später einen erheblichen Teil der Hypothek von 30 000,- RM., so daß der Verein das Haus fast schuldenfrei in Besitz nehmen konnte. Allmählich söhnten sich auch die abseits stehenden Pastoren der lutherischen Kirchen mit dem Werke aus, übernahmen sogar zum Teil Bibelstunden und Vorträge. Nachdem der Baron von Ziegler und Klipphausen, der bis dahin in Wien tätig gewesen war, in die Dienste unseres Vereins, zunächst als stellvertretender Sekretär und dann als Präses eingetreten war, konnte ich mich mit gutem Gewissen von dem Werke mehr und mehr zurückziehen. Ein erheblicher Teil meiner Lebenskraft ist diesem Werke gewidmet gewesen. –

Neben dieser Arbeit für das allgemeine Wohl ging die Tätigkeit für meine Gemeinde her. Ich nahm die Bibelstunden auf, die ich auf dem Dorf mit Erfolg gehalten hatte. Der Raum wurde zu klein, aber der Segen war groß in den ersten Jahren ; später ließ die Beteiligung nach und ich habe mich oft gefragt, wie es komme, daß bei aller Schlichtheit der Verkündigung des Evangeliums sich doch im allgemeinen so wenig Verständnis für sie auftat und das Glaubensleben sich nicht stärker entwickelte. Es war mir manchmal, als wenn eine Mauer sich erhöbe. –

## Das Presbyterium

Nach reformierter Anschauung ist der Pastor ein Mitglied des Presbyteriums, ebenso wie die andern Mitglieder, nur daß ihm die Bedienung der Gemeinde mit dem Wort Gottes übertragen ist, während die Ältesten andere Aufgaben für die Gemeinde ausrichten. Der Pastor ist also weit davon entfernt, Herr über die Gemeinde zu sein und nach eigenem Ermessen in den innern and äußern Angelegenheiten handeln zu dürfen. Er ist nicht Herr des Glaubens der Gemeinde, noch darf er sich die Rechte der Presbyter anmaßen und diese beiseite schieben. Er muß sich also auch im Einklang mit der Vergangenheit der Gemeinde wissen. Für eine vereinzelt stehende Gemeinde, wie es unsere trotz ihrer Zugehörigkeit zur Konföderation tatsächlich ist, ist das Festhalten an den besonderen Eigenschaften und Eigenheiten der gesamten reformierten Kirche um so stärkeres Erfordernis. –

Von diesen Überzeugungen habe ich mich bei meiner Amtsführung leiten lassen und habe daher auch das Recht und die Tätigkeit der Presbyter uneingeschränkt geachtet und festgehalten. Die Sitzungen des Presbyteriums habe ich mit wenigen Ausnahmen am ersten Donnerstag oder Montag der ersten Woche des Monats gehalten und es war jedesmal mehr Stoff zu verhandeln als Zeit. Ich pflegte nicht nur alle äußeren und inneren Angelegenheiten unserer Gemeinde, sondern auch allgemeine Dinge, die die Kirche im ganzen angehen. So wurden unsere Zusammenkünfte sorgfältig vorbereitet und waren von Nutzen für die Gemeinde. Ich übernahm von meinem Vorgänger dasselbe Presbyterium, außer dem genannten Multhaupt. Da die Presbyter nach der Kirchenordnung sich selbst ergänzten, daher meist bis zu ihrem Tode Mitglieder blieben, konnten sie eine gute Kenntnis der Geschäftsführung sich erwerben. Die beiden ältesten Mitglieder waren der frühere Kaufmann Theodor Starcke und der Kaufmann Friedrich Stute, beide ursprünglich lutherisch, beide von höchst ehrenwerter Gesinnung und Haltung und christlich fromm. Starcke war früher Lithograph und Künstler und hatte auch in seinem Aussehen etwas künstlerhaftes ; mit seiner gleichgesinnten Frau war er eines der regsten Gemeindeglieder. Er hatte unserer Gemeinde ein ansehnliches Legat hinterlassen, das natürlich nach dem Krieg zu nichts geworden ist. Mit vorbildlicher Treue führte er viele Jahre lang die Kassengeschäfte. –

Unser Kirchenvermögen, von Anfang an klein, hat sich während seiner Amtstätigkeit von 75 000 auf 150 000 vermehrt. Ich regte die Gabelust der Gemeindeglieder an, indem ich bestimmte Gemeindeglieder vor sie hinstellte und sie dafür erwärmte, so z.B. einen Neubau oder Umbau der Kirche, die Anstellung eines zweiten Pastors, die Indienststellung einer Gemeindegliederschwester, kurz es waren etwa 15 Nebenkassen vorhanden, für die Gaben erbeten und gegeben wurden. Ich habe gefunden, daß man für eine allgemeine Kirchenkasse nicht so zum Geben willig ist, als für konkrete Ausgaben, deren Wichtigkeit und Heilsamkeit oder auch Notwendigkeit jedem einzelnen Gemeindeglied einleuchtend gemacht werden kann. Der Erfolg zeigte, daß ich auf rechter Bahn war. Aber alle diese Nebenkassen, die mit viel Liebe gepflegt worden waren, sind auch nach dem Krieg zerronnen. An mei-

nem lieben Presbyter Starcke hatte ich für meine Kassenpläne und für die Durchführung meiner Gedanken einen verstehenden Helfer. Er starb 83 Jahre alt. Sein Nachfolger im Kassenamt war der Amtsgerichtssekretär Dyckhoff, der ebenso treu und gewissenhaft die Geschäfte führte.

Nach seinem Wegzug von hier übernahm Rechtsanwalt Dr. Luetgebrune das Amt des Kassenverwalters. Über seine Tätigkeit oder Nichttätigkeit schweige ich. Einer seiner Schreiber hatte die Sache in der Hand, bis sie zu einem unauflösbaren Knoten sich verfilzt hatte. –

Neben Starcke stand Stute. Aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, hatte er sich in Göttingen eine ansehnliche Stellung und ein gutgehendes Geschäft erworben. Auch er erreichte ein Alter von 83 Jahren, Kirche und Loge waren ihm das Höchste, an denen er mit ganzer Seele hing. Oft kam er nach der Predigt in die Sakristei und umarmte mich tief bewegt.

Professor Dr. Rudolf Smend war erst kurz vor dem Abgang von Pastor Brandis in das Presbyterium eingetreten, wurde aber sein Haupt und sein Führer. Aus einem alten Pfarrergeschlecht der Grafschaft Tecklenburg stammend, brachte er für sein Amt kirchliche Erfahrung und entwickelten Gemeindesinn neben seinen anderen geistigen Vorzügen mit. Leider erkrankte er an seinen Nerven mehrmals und war in diesen Zeiten äußerst reizbar und zu Verhandlungen schwer zu brauchen. Er nahm es mit seinem Presbyteramt überaus treu und gewissenhaft, war von rührender Fürsorge für den Pastor und seine pflichtige Bezahlung. Seine Gesundheit und seine Tätigkeit, konnte allerdings auch in scharfen Widerstand gegen diesen und seine Amtsgenossen treten, wenn er mit einer Maßnahme nicht einverstanden war. Streng hielt er auf die Rechte der Presbyter. Er war mir wegen seiner Eigenschaften, besonders in den Zeiten seiner Erregung, oft nicht leicht zu tragen, aber ich ehrte ihn wegen seiner Gesinnung und seiner Treue. Er starb wenig über 60 Jahre alt.

An Stelle Multhaupt trat der Schlachter Christian Börner. Er stammt aus Hersfeld und hatte seit etwa 4 Jahren in Göttingen ein blühendes Geschäft begründet. Er war ein bescheidener aber besonnener Mann, fromm und mildtätig. Leider verzog er schon nach 9 Jahren nach Apolda. Seinen Namen habe ich schon bei dem Bericht über die Gründung des Vereins junger Männer erwähnt. Später traten in das Presbyterium ein : der schon genannte Sekretär Dyckhoff, Gymnasialoberlehrer Bünsow und Werkmeister Müller. Letzterer ebenso wie seine Frau zwei der treuesten und tätigsten Gemeindeglieder. Nach seinem Tode trat der Gerichtsvollzieher a.D. Pöschel in das Presbyterium, ein idealer Presbyter. Solange er in seinem angestregten Beruf war, hatte er nicht sehr häufig den Gottesdienst besuchen können und sich mit dem Lesen einer Predigt begnügt ; nachdem er aber in den Ruhestand getreten war, entfaltete sich seine Liebe zu Gottes Wort - und seine Tätigkeit für die Gemeinde aufs Schönste. Er war ein treuer Beter und zuverlässiger Arbeiter, der mit Gewissenhaftigkeit alle übertragenen Pflichten ausrichtete, unermüdlich in

Besuchemachen und Blätterverteilen, voll Fürsorge für die Armen und für die Ordnung. Ich hatte angeregt, daß die Presbyter auch während des Gottesdienstes auf die Ordnung sähen. Pöschel tat es, wies an Festtagen den Leuten Plätze an, brachte denen, die kein Gesangbuch hatten, eines, und dies alles mit einer Würde und Freundlichkeit, daß die Versammelten auf ihn mit Ehrfurcht sahen. Später traten in das Presbyterium ein außer dem genannten Dr. Luetgebrune, Professor an der Landwirtschaftlichen Versuchsstation Franz Lehmann, Papierwarenhändler Gudenberg und Mechaniker Schlicht. –

### **Einführung der Kirchensteuer**

Im Jahre 1893 führten wir für unsere Gemeinde die Kirchen-Steuer ein, die eigentlich schon längst auch bei uns hätte erhoben werden müssen, wenn dem Verfall oder Stillstand unseres Kirchenvermögens Einhalt getan werden sollte. Mein Vorgänger befürchtete nur, daß viele Gemeindeglieder sich dann abwenden würden. Wie fast überall ist das Gegenteil davon eingetreten. Um nun aber eine breitere Grundlage in der Gemeinde für solche und ähnliche Maßnahmen zu haben, beschlossen wir, eine Gemeindevertretung wählen zu lassen, die in allen wichtigeren Angelegenheiten gehört werden sollte, wenn auch das Presbyterium seine kirchenordnungsmäßige Stellung behielt, die ihm die Verantwortung für die Beschlüsse zuweist. Wir haben nur gute Erfahrungen mit dieser Einrichtung gemacht. Es ist kein Zwiespalt zwischen diesen beiden Behörden entstanden, aber es war wertvoll, daß auch die 12 Gemeindevertreter als Rückhalt für das Presbyterium und als Mitwissende der Verwaltung in der Gemeinde standen. Ich habe nicht bloß geschäftliche Dinge der Gemeindevertretung vorgelegt, sondern auch allgemeine kirchliche und christliche Angelegenheiten zur Besprechung gebracht, auch einzelne Mitglieder Vorträge und Berichte halten lassen, wozu ich ihnen die nötigen Bücher und Schriften zur Unterlage gab. –

Die Einsammlung der Almosen beim Gottesdienst, die den Presbytern obliegt, hatte mein Vorgänger zwei Kirchenjungen übertragen, da der Presbyter Herr von Stockhausen sich nicht als Almosenempfänger für die Gemeinde an die Tür stellen wollte. Um das Jahr 1900 führte ich die alte Sitte wieder ein, indem ich je einem Presbyter und einen Gemeindevertreter am Anfang des Jahres für jeden Sonntag den Kirchendienst zuwies. Diese Ehrung der Almosen ist notwendig und entspricht dem Vorbild der alten christlichen und der reformierten Kirche und ist wieder Vorbild für andere Gemeinden geworden.

Da unsere Presbyter zumeist von ihren Berufsgeschäften stark in Anspruch genommen waren, die Pflege der überall in der Stadt zerstreuten Gemeindeglieder aber erheblich erschwert ist, schuf ich eine neue Einrichtung, die Gemeindepflege. Nach reformierten Grundsätzen soll jedes Gemeindeglied die Fürsorge und Aufsicht der Gemeinde spüren. Darum sind in den reformierten Kirchen die Gemeinden in Bezirke eingeteilt, die von einem Presbyter und einem Diakon gepflegt werden; da aber weder die Presbyter noch die Gemeindevertreter alle imstande



oder geneigt waren, solche Pflichten zu übernehmen, mußte ich noch andere geeignete Persönlichkeiten heranziehen. Ich übernahm die 16 Bezirke, in die die Stadt politisch geteilt war und gewann 16 Männer und 16 Frauen für den gewünschten Dienst, unter diesen waren Leute, die mit Treue und Geschick die Aufgabe erfaßten, zum größten Teil waren sie für solche Dienste geeignet und willig gemacht worden durch den Besuch der Bibelstunden. Denn nur solche Menschen sind zu solchem Dienst zu brauchen, die sich vorher an ihren Seelen von dem Herrn haben dienen lassen. Die beiden Versammlungen, in denen ich die Aufgaben der Gemeindepfleger darlegte und diejenige, in der die Pfleger zum ersten Mal ihre Berichte gaben und ihre Erfahrungen mitteilten, gehörten zu den Höhepunkten meines Lebens. Nach einem Vortrag, den ich auf einem Kirchentag zu Northeim vor Pastoren und Kirchenvorstehern gehalten habe, habe ich eine kleine Schrift darüber veröffentlicht, die weit über die Grenzen der Gemeinde hinaus in Deutschland gewirkt hat, so daß viele Nachahmer meinen Spuren gefolgt sind, auch in den lutherischen Gemeinden unserer Stadt ist diese Einrichtung zum Teil nachgeahmt worden.

Als während des Krieges die Versorgung der im Felde stehenden Gemeindeglieder und ihrer Familien überaus viel Schreiberei und Besuche notwendig machte, stellte das Presbyterium auf meinen Antrag eine Gemeindehelferin an. Das Geld für ihre Bezahlung habe ich mir von wohlhabenden Gemeindegliedern erbeten und erhalten, und die Wohnung stellte ich zuerst. Bald nach dem Krieg ging diese Einrichtung wieder ein. –

Immer schon hatte es mir auf der Seele gelegen, daß im Gegensatz zu Amerika und anderen Ländern, die Beteiligung der Männer am kirchlichen Leben so gering war. Ich suchte sie durch Männerabende zu gewinnen, bei denen ich durch geeignete Vorträge das Verständnis für religiöse und sittliche Gegenstände erweckte. Ich gewann tüchtige Vortragende, die über die gegenwärtigen Fragen aufklären sollten z.B. den juristischen Professor von Hippel, den medizinischen Professor Jung u.a.m. : der Besuch dieser Veranstaltungen, die leider in einem ungeeigneten Raum - im Gasthof zur Traube in der Neustadt - stattfinden mußten, war gut zu nennen. Der Krieg verschlang auch diese Tätigkeit.

Um den Gemeindegliedern einen Überblick über das kirchliche Leben, religiöse und kirchliche Belehrung und Anregung zu geben, gab ich, angeregt besonders durch die Petersburger reformierte Gemeinde und deren Jahresberichte, vom Jahre 1900 ab, die kirchlichen Nachrichten heraus, zuerst als vierseitiges Blättchen, später von 1903 an als ansehnliches Heft. Aus einzelnen Jahrgängen sind Aufsätze gesondert herausgegeben worden, z.B. der Aufsatz " Wozu die Kirche ? ", der eine weite Verbreitung gefunden hat, ferner : " über die Hausandacht ". Diesem letzteren Aufsatz folgte unmittelbar eine praktische Tätigkeit. Da die Leute nicht wissen, wie sie Hausandacht halten sollen, ihnen auch die Bücher hierzu nicht leicht zugänglich sind und die hiesigen Buchhandlungen christlichen Schriften gegenüber verständnislos waren, so habe ich den Gemeindepflegern den Neukirchner Abreiß-

kalender zu der Verbreitung in ihren Bezirken in die Hand gegeben. So wurden 250 - 400 christliche Kalender in die Familien gebracht und haben sicher diesem und jenem, wie ich weiß, Dienste geleistet.

### **Liebestätigkeit**

In unserer Kirchenordnung sind leider keine Diakonen oder Armenpfleger vorgesehen. Ich brachte wohl Notstände einzelner Familien im Presbyterium zur Sprache, aber da die Presbyter mit den Gemeindegliedern unbekannt waren, hatte dies keine geordnete Pflege zur Folge. So verteilte ich, wie mein Vorgänger, die Allmählich stark wachsenden Almosen an eine Anzahl von Armen, die sich ihre 50 Pfg. oder 1 M monatlich bei mir holten. Aber ich sah ein, daß eine Kraft vorhanden sein müsse, die sich dem Dienst der Gemeinde widme, auch den Kranken, die bisher von der lutherischen Gemeindegliederschwester mit versorgt, von dieser mir aber nicht gemeldet wurden. Ich berief eine Anzahl von Frauen zusammen und fragte sie, ob sie bereit seien, einen Beitrag zur Erhaltung einer Gemeindegliederschwester zu geben ( 1893 ) Die Anfragen, die ich an die Diakonissenhäuser von Basel bis Bremen richtete, blieben erfolglos; keine dieser Anstalten war imstande, uns eine Schwester zu überlassen, so daß ich genötigt war, eine sogenannte freie Schwester zu nehmen. Es war die aus Schlesien stammende Anna Herthe. Sie blieb etwa 15 Jahre im Dienst der Gemeinde ; als Wohnung gab ich ihr zwei Zimmer im unteren Stock des Pfarrhauses gegen eine geringe Miete. Nach ihrem Abgang suchte ich wieder in ganz Deutschland nach einer Schwester aus einem Mutterhaus, da sogenannte " freie Schwestern " gern ihre eigenen Wege gehen und der heilsamen Leitung durch einen Vorstand entbehren.

Schließlich fand ich ein Entgegenkommen bei den Gemeinschaftsschwestern in Franzburg, die uns mehrere ausgebildete Schwestern nacheinander geliefert haben. Diese hatten ihre eigene Art, haben sich aber gut ein- und untergeordnet und es waren unter ihnen ganz vorzügliche Kräfte, so daß unsere Gemeinde durch sie gut versorgt war. Übel war nur der Vorstand, daß der Vorsteher des Hauses über das Bleiben der Schwestern ohne Rücksprache mit uns frei verfügte. Der dadurch eintretende häufige Wechsel der Schwestern war für die Gemeinde, in die sich einzulernen bei der Zerstretheit der Gemeindeglieder nicht leicht ist, nachteilig. Die folgenden Schwestern, die nach der ersten kamen, wohnten nicht mehr im Pfarrhaus, sondern in einer kleinen Mietswohnung. Die Mittel zur Bezahlung der Erhaltung der Schwester wurden durch eine jährliche Sammlung in der Gemeinde aufgebracht.

Zu Weihnacht 1892 hatten wir eine große Freude. Ich hatte um abgelegte Kleidungsstücke für die Armen gebeten. Diese Bitte wurde von verschiedenen Gemeindegliedern erfüllt. Dazu schickte Herr Börner zwölf saubere in weißes Papier eingeschlagene Stücke Speck, Bäckermeister Hagemann erbot sich 12 Brote zu liefern, Kaufmann Bierhake ließ Kleidungsstücke, zum Teil neu, abgeben; Frau Professor Karmé schickte 20,- M, Frau Professor Lagarde 5,-, ihre Schwester Frl.

Berger 3,- M., so konnten wir wirklich eine Weihnachtsbescherung für unsere Armen veranstalten. Es war uns eine große Freude. Diese Bescherung blieb nicht die einzige, sie wiederholte sich in jedem Jahr, sie nahm allmählich einen großen Umfang an und selbst auswärtige Gemeindeglieder, z.B. eine meiner ersten hiesigen Konfirmandinnen, die Tochter des Augenarztes Professor Schmidt-Rimpler, hat mit großer Treue bis nach dem Krieg in wertvolles Paket geschickt. Bei der Verteilung der Sachen half mir meine Frau, Fräulein Kahn und Presbyter Starcke.

Es war für mich in dieser arbeitsreichen Zeit vor Weihnachten für mich eine starke Belastung, aber da niemand, auch die Schwester nicht, die Familien und deren Bedürftigkeit so kannte wie ich, mußte ich die Sache in der Hand behalten. Zur Empfangnahme der Gaben ließ ich in den ersten Jahren die Bedürftigen auf einmal kommen, um aber dem Neid und der Beschäftigung entgegen zu wirken, setzte ich einen ganzen Nachmittag zum Abholen der Sachen an und ließ immer nur eine Person hereinkommen. Später halfen auch einige Gemeindepflegerinnen. So schlang sich um die Gemeindeglieder ein starkes Band der Liebe, die auch außer zu Weihnachten oft genug hervortrat. - Eine stille aber treue Helferin war mir von Anfang an die vorher erwähnte Frl. Berger. Eine Generalstochter, wohl ausgebildet in Deutschland und Schottland, widmete sie ihre Kräfte ihrer alten Mutter und nach deren Tod, ohne Unterschied des Standes allen Bedürftigen. Sie sowohl wie ihre Schwester waren stark ausgeprägte Charaktere. Aber während Frau de Lagarde ihre Aufgabe auf dem literarischen Gebiet erkannte, besonders in der Herausgabe der Schriften ihres Mannes, an dessen Arbeiten sie so stark teilgenommen hatte, daß sie sogar die griechische Sprache erlernt hatte, um für ihren Mann Korrektur lesen zu können, ging Frl. Berger etwa in das Haus einer Arbeiterfrau und betreute die Kinder, während die Mutter in andern Häusern Aufwartedienste tat. Aufs einfachste gekleidet, niemals nach der Mode fragend, von ihren Brüdern, die sämtlich hohe Offiziere waren, reichlich versorgt, benutzte sie ihr Geld, um wohl zu tun. Bescheiden und demütig, wie sie im Leben gewesen war, hatte sie sich es auch ausbedungen, daß ihr keine Leichenpredigt gehalten wurde.

Das Werk der Heidenmission war bisher in unserer Gemeinde noch nicht gepflegt worden. Meine alten Beziehungen zur Baseler Missionsgesellschaft führten mich auch hier zu ihr hin. Ich hielt Missionsstunden und wir gewannen Freunde für die Sache, die sich zu regelmäßigen Beiträgen, der sogenannten Halbbatzenkollekte verpflichteten. Auch unsere Kinder sammelten schon für die Beiträge für die Mission. Am ersten Adventssonntag hielten wir in späterer Zeit, nicht von Anfang an, einen großen Missionsfamilienabend im Stadtpark, zu dem Programme gedruckt und vorher verteilt wurden. Etwa 1910 dichtete ich für diesen Zweck einige Lieder auf bekannte Melodien von Volksliedern : ein Gemeindelied zur Melodie " Wir treten zum Beten " und ein Chorlied für die Jugend, das unser befähigter Organist vertonte. Die Missionsbeiträge, die durch Kollekten gesteigert wurden, hatten zuletzt die Höhe von fast 1000,- RM erreicht. Der böse Krieg hat auch diese Arbeit lahmgelegt.

## Das Pfarrhaus

Das geräumige Pfarrhaus bot für viele Bestrebungen und Menschen den nötigen Platz. Als wir von Spanbeck aus unsern ersten Besuch bei Pastor Brandis machten, überkam es meine Frau, als wir die Treppe hinangegangen, wie eine sichere Ahnung: in diesem Haus werden wir einmal wohnen - obwohl damals gar kein Gedanke daran war. Wir sind hineingezogen und haben in den lieben, vertrauten Räumen gearbeitet und gebetet, uns gefreut und gelitten, meine liebe Frau ist dort gestorben, vier Kinder sind uns dort geboren, unser Ältester ist dort gestorben, es sind Hochzeiten dort gehalten worden und Kindtaufen gefeiert, auch von einem Großkind. Die Räume lagen zum Teil unbequem, die laute Weenderstraße führt vorbei und in den Häusern der Karspüle wohnten viele Studenten, die häufig die Nachtruhe störten, aber es war uns doch ein liebes vertrautes Haus. Manche Verbesserungen habe ich darin getroffen, z.B. die Abschließung des Vorplatzes, während zuvor jeder geraden Weges in meine Studierstube oder die Küche kommen konnte, so daß wir häufig plötzlich fremde Menschen darin stehen sahen.

In das Treppenhaus hängte ich die Bilder von Haller und den früheren Pastoren, die ich allmählich zusammen gebracht hatte, so weit ich sie erreichen konnte. Das Haus war von Anfang an so groß gebaut, damit der Pastor seinem geringen Gehalt durch Vermieten eine Einnahme haben sollte. Wie meine Vorgänger, so setzten wir auch dies Vermieten fort. Inländer und Ausländer, liebenswürdige Menschen und rohe, anspruchsvolle Studenten wechselten miteinander. Verwandte, Freunde und Freundinnen unserer Kinder kehrten viel bei uns ein; manchmal schienen die Wände von Gummi zu sein, so dehnte sich das Haus. Es kam vor, daß 12 und mehr Menschen übernachteten. Einige unserer Hausgenossen haben uns Dankbarkeit und Treue bewahrt, andere zeigten natürlich auch schnöden Undank.

Im Hof stand ein Wirtschaftsgebäude, in dem früher der Kuhstall und zwei Schweineställe gewesen waren. Bis zum Jahre 1866 wurden in Göttingen die Kühe von einem Hirten ausgetrieben. Seit längeren Jahren war aber der Stall zur Waschküche umgewandelt, der darüberliegende Heuboden war ein herrlicher Versteck. Mehrere Jahre hielten wir für die Kinder eine Ziege, weil eines unserer Kinder die Kuhmilch nicht vertrug. Das Heu entnahmen wir aus unserem Garten und in einem Sommer auch von einer Wiese an der Leine, die ich gepachtet hatte.

Auch Hühner hielten wir, die regelmäßig zum 13. Januar, Mutterchens Geburtstag, ihre ersten Eier legten. Einmal hatten wir auch einen sehr stolzen Hahn, der zugleich seine Aufgabe darin sah, als Hofhund aufzutreten. Kein Fremder, besonders keine weibliche Person und kein Kind, durfte sich auf dem Hof sehen lassen. Er sprang an den Menschen hinauf, hackte und kratzte sehr empfindlich. Trotz seiner Schönheit verfiel er dem Messer. Hinter dem Hause zieht sich der Straße entlang der Pfarrgarten. Alle meine Vorgänger hatten zu seiner Verschönerung und Bereicherung etwas getan.

So gab es darin schöne alte Zierbäume, Linden, Akazien, Ahorn, Platanen, Birken, Kastanien, Rotdorn, etwa 100 Obstbäume, dazu Beerenobst, blühende Sträucher, Gebüsch, hinter dem sich die Kinder verstecken konnten, ausdauernde Blumen, alles belebt von zahlreichen Vögeln, unter denen im Anfang auch noch die Nachtigall war, Star, Amseln, Zaunkönig, Buchfink und viele, viele andere, die mit ihrem süßen Gesang uns erfreuten, wenn sie auch an den Weinstöcken an der Kirche die Trauben mit uns teilten und die reifen Birnen und Kirschen eher entdeckten als wir. Ein Igel war fast immer da und selbst ein Marder hatte seine Wohnung in einem hohlen Birnbaum aufgeschlagen. Neben unserm Garten war der der Frau von Clausbruck und weiterhin der des Physikers Wilhelm Weber, jenseits der Straße war der Botanische Garten. Der Webersche Garten, der so tief wie der Clausbrucksche und ein Teil unseres Gartens lag, wurde später verkauft und die Stadt stellte ein Schulhaus und eine Turnhalle hinein. Das Clausbrucksche Haus wurde nach dem Tode der Besitzerin in ein Geschäftshaus verwandelt und in dem Garten eine Druckerei gebaut. Mit diesen Veränderungen hörte die frühere Stille und wohlthätige Ruhe auf und an die Stelle der uns befreundeten Nachbarinnen traten fremde Menschen.

Der Garten erforderte natürlich viel Arbeit, die zu einem großen Teil auf meiner Frau blieb. Wenn ich Zeit fand, etwa Montag Morgen, habe ich mich immer sehr gern dem Garten gewidmet. Paul baute zwei Lauben, die bei Tag und am Abend gern benutzt wurden. Die eigentlich gärtnerischen Arbeiten besorgte für uns der treue Gärtner Schmidt. Während des Krieges arbeiteten Kriegsgefangene im Garten. Franzosen, darunter der Obergärtner der Irrenanstalt von Paris, der den Buchsbaum umlegte, dann die reformierten französischen Gefangenen, Belgier, Schotten in ihren kurzen Röcken, Russen, mit denen allerdings eine Verständigung sehr schwer möglich war, so daß der Garten gute Erträge auch in dieser schweren Zeit gab. Blumen trug er in Fülle vom zeitigen Frühjahr bis in den späten Herbst. Der Hausflur und jedes Zimmer bekam seinen Strauß und wenn die Syringen blühten, wurden auch alle Nachbarn und die Freunde in der Stadt mit großen Sträußen versorgt. Wir freuten uns, daß unsere Kinder in dieser unmittelbaren Berührung mit der Natur aufwachsen konnten. Für die Kleinen ersetzte er ein Kindermädchen, den heranwachsenden Kindern, ihren Freunden und Freundinnen wurde er eine Stätte der geselligen Freude. Oft hielten wir unsere Gesellschaften in diesem lieblichen Plätzchen.

### **Die Kirche**

Mit drei Seiten in den Garten, mit der vorderen Seite nach der Straße gebaut war die Kirche. Am 10. November 1753 war sie geweiht worden. Die Pläne hatte der Universitätsbaumeister Müller unter Billigung des Gründers unserer Gemeinde, des Professors Haller, gemacht. Die Form ist die des Barock, die Maße sind sehr glücklich gewählt, früher war sie als Bauwerk, dem Geschmack der Zeit entsprechend, verachtet worden, in den letzten Jahrzehnten fand sie hingegen eine bessere Würdi-

gung. Jetzt werden für den Kirchenbau die Gesichtspunkte geltend gemacht, die bei dem Bau unserer Kirche maßgebend gewesen sind. Während meiner Amtstätigkeit ist die Kirche im Jahre 1903 innen und außen, Wände und Holzwerk, neu gestrichen worden, nachdem seit 1859 nichts daran geschehen war.

Leider ließ ich mich durch den germanistischen Professor Heyne dazu verleiten, die sogenannte Holzfarbe des Holzanstrichs, die 1859 angewendet worden war, wieder zu erneuern. Nach meinem späteren Geschmack, der gleich der des Erbauers gewesen wäre, hätte das Gestühl und die Kanzel in der Elfenbeinfarbe, Blau oder Gold abgesetzt gestrichen werden müssen, später wurden nur die Wände gestrichen und ich erreichte es, daß an die Wände Sprüche geschrieben wurden, die zugleich religiös und ästhetisch wirken sollen. Die Schrift wurde nach meinen Angaben in Barock ausgeführt.

Die Orgel war ein alt gekauftes Werk mit ungenügenden und schreienden Registern. 1897 ließen wir ein neues Register, die Gamba, einbauen. 1903 wurde eine ganz neue Orgel beschafft, deren Kosten größtenteils durch Sammlungen in der Gemeinde gedeckt wurden. Es ist ein gutes Werk, den Raumverhältnissen wohl angepaßt, mit wohlklingenden, guten Stimmen.

Da die Vermögensverhältnisse der Gemeinde sich von Jahr zu Jahr besserten, faßte ich den Plan, Emporen in die Kirche und an Turm an die äußere Seite über der Sakristei zu bauen, die Pläne dazu machte Architekt Krafft. Der Turm war in Barock gehalten und zu einer solchen Höhe hinaus geführt, daß in dem Stadtbild auch die Silhouette unserer Kirche nicht gefehlt hatte, die jetzt ja hinter den Wall und den Häusern verschwindet. Zugleich sollte eine zweite, größere Glocke beschafft werden. Beinah hätte ich die Durchführung dieser Pläne erreicht, da eine große Zahl der Gemeindevertreter dafür war und die Kosten gar nicht so sehr hoch gekommen wären. Die Sache wurde aber verschoben und später durch den Krieg unmöglich gemacht. Von den aufgesammelten Zinsen der Petschelstiftung wurde nach dem Willen der Erblasserin etwa 1898 eine Turmuhr und als Wetterfahne ein Hahn auf der Kirche angebracht.

### **Die Vergangenheit**

Wie ich die Geschichte der Kolonie Waldensberg, der Herrschaft Plesse, der Pfarrei Spanbeck erforscht und dargestellt habe, so habe ich auch die Geschichte der reformierten Gemeinde Göttingen auf Grund der Akten des Pfarrarchivs, der Universität, unter dessen Gerichtsbarkeit das Presbyterium und die Gemeinde bis 1848 gehörten, geschrieben und in den kirchlichen Nachrichten veröffentlicht. Schon bald nach meinem Dienstantritt ließ ich einen passenden Schrank arbeiten und begann die Akten zu ordnen, die größtenteils durcheinander lagen, so daß ich nachher ein wohlgeordnetes und in solcher Ordnung leicht zu erhaltendes Archiv hatte. 1903 wurde das Jubiläum der Gemeinde festlich begangen und bei dieser Gelegen-

heit veranstalte ich eine Ausstellung von Urkunden und Bildern aus unserm Besitz, die allgemeines Interesse fand.

### **Besondere Veranstaltungen**

Höhepunkte des kirchlichen Lebens, wie sie an den Festen jährlich erscheinen, wurden auch äußerlich gekennzeichnet. Weihnachten wurde für die Kinder auch in der Kirche eine besondere Feier veranstaltet unter dem brennenden Christbaum mit Geschenken, mit Büchlein und Sprüchen. Zur Konfirmation schmückte Gärtner Schmidt immer die Kirche, die sich in besonderer Weise dazu eignet. Am schönsten war der Schmuck am Erntedankfest, was auch in unserm Hause besonders gefeiert wurde : auf dem Flur stand ein Tisch, auf dem die Gartenfrüchte und Blumen schön aufgebaut waren. Die Gemeinde wurde gebeten in zwangloser Weise sich zu Familienabenden zu vereinigen. Solche Zusammenkünfte, wie sie besonders die kleinen Kirchengemeinschaften pflegen, geben den Gemeindegliedern Gelegenheit, einander menschlich näher zu treten, daß damit ihre Aufgabe noch nicht ganz erfüllt ist, ist für eine christliche Gemeinde selbstverständlich; der höhere Zweck einer Gemeinde muß dabei irgendwie gefördert werden. Es darf daher die religiöse Ansprache nicht fehlen und die ganze Aufmachung darf nicht nur geselligen, sondern muß auch religiösen Charakter haben.

Der Grunddanke, der sich durch alle Darbietungen hindurchzieht, muß allen ersichtlich werden. Besondere reich ausgestaltet war das 10 jährige Jubiläum der Gemeinde, in dem neben meinem Vortrag über die Begründung der Gemeinde, gemeinschaftlichen Gesängen und Musik auch ein Gemeindeglied, als Albrecht von Haller gekleidet, auftrat, und in einem von mir verfaßten Gedicht, die Gemeindeglieder zur Treue aufforderte. - Die Missionsfeste, die wir im Freien oder auch im Saal des Stadtparks und des Vereinshauses feierten, waren stets von vielen besucht. Die Feste des Missionsfrauenvereins brachten durch den Verkauf von selbstgearbeiteten Dingen beträchtliche Erträge zusammen. 1914 hatten wir einen Gottesdienst im Freien zu halten beschlossen. Der Regen trieb uns in die Räume des Kaiser-Wilhelm-Parks . Von anderer Seite wurde dann der Gedanke auch aufgenommen und ausgeführt, daß überhaupt mehrere lutherische Gemeinden der Stadt, besonders die Albanigemeinde, die von mir geschaffenen Einrichten nachahmten, seitdem die alten Pastoren durch neue ersetzt worden waren.

Die Stellung der beiden Konfessionen zueinander, war, als ich hierherkam, eine gleichgültige, oder auch zu Zeiten eine gespannte.

Besonders mit dem Militärpfarrer hatte mein Vorgänger mehrfach Auseinandersetzungen, weil dieser verlangte, daß reformierte Pfarrer auch bei reformierten Soldaten oder Ehepaaren keine Amtshandlungen vornehmen dürfe. Nun aber rekrutierte sich das 82. Infanterieregiment, das hier lag, hauptsächlich aus Niederhessen und so kam es, daß einzelne Soldaten oder Eheleute den reformierten Pfarrer in An-

spruch nahmen. Auf eine Kabinettsorder des Königs von Preußen aus dem Jahre 1867 gestützt, ging ich, etwa 1901, mit dem Ansuchen an den Oberst des Regiments, daß die reformierten Mannschaften auch in die reformierte Kirche und besonders auch zum Abendmahl gehen dürften. Dem königlichen Willen gemäß wurde dies von dem Oberst auch zugestanden, und einige Jahre wurde der Militärgottesdienst und Abendmahlsfeier den Mannschaften angesagt, aber in das Belieben eines jeden gestellt, in welche Kirche er gehen wollte. Da sich nun viele an den lutherischen Zeremonien stießen und das Fremdartige die Andacht ablenkte, wurden die Gottesdienste in unserer Kirche gern besucht. Dies war auch sachgemäß, da die lutherische Kirche Reformierte überhaupt nicht zum Abendmahl zuläßt. Dieser schroffe Standpunkt wurde von den älteren Pfarrern durchaus festgehalten, wie denn Superintendent Steinmetz einer Gesellschafterin, die ihre alte Herrin immer zur Kirche begleitete, sagte : " Ich kann Sie nicht zum Abendmahl mit Frau Geheimrat gehen lassen. Hier ist eine reformierte Kirche, aber auch wenn keine da wäre, würde ich Bedenken tragen. " Der Militärgeistliche erreichte es aber bei einem späteren Oberst, daß den Mannschaften unsere Gottesdienste nicht mehr angesagt wurden.

Im Presbyterium war zudem die Meinung stark geltend gemacht worden, daß ich mir nicht noch mehr Arbeit aufladen dürfe, als ich hätte. Der Krieg drängte dann diese Fragen hinweg und die Zahl der reformierten Mannschaften in der jetzigen Reichswehrkompanie mag auch unbedeutend sein, um des Friedens willen habe ich in diesen und vielen anderen Fällen geschwiegen und ich habe es erreicht, daß ich in meiner ganzen hiesigen Amtszeit von 29 Jahren nie in Zwiespalt mit den lutherischen Pastoren gekommen bin. Besonders mit den jüngeren Pastoren, aber auch mit Superintendent Steinmetz, Mirow und Stisser habe ich brüderlich nahe gestanden. –

Ein theologisches Kränzchen, dessen Leitung Professor Bonwetsch hatte, forderte mich zur Teilnahme auf, und so ergaben die persönlichen Berührungen auch eine freundschaftliche Stellung.

Während des Krieges wurde mir in dem hiesigen großen Gefangenenlager die Seelsorge für die reformierten Franzosen und Belgier übertragen. Alle drei Wochen und außerdem an den hohen Festen hielt ich einen Gottesdienst in französischer Sprache im Lager, wobei ich allerdings nicht frei sprach, sondern meine Predigt ablas, da mir das Auswendiglernen der Predigt zu viel Zeit gekostet haben würde. Es waren etwa nur 20 Mann. 1917 wurden sie auf ein Dorf bei Northeim gebracht, wo sie Landarbeit verrichteten. Auf ihre Bitte hielt ich ihnen auch dort Gottesdienst mit Abendmahlsfeier. Es waren warme, christliche Jünglinge unter ihnen, auch ein Theologe, aber keiner von ihnen hat sein Versprechen wahr gemacht, mir nach der Rückkehr in das Vaterland Nachricht zu geben. Ich vermute, daß die französische Regierung es nicht gern sieht, oder auch verboten hat, freundschaftliche Beziehungen zu Deutschen zu pflegen.



## Freunde des Hauses

Allmählich wurzelten wir in Göttingen fest, besonders seitdem einzelne Gemeindeglieder uns näher getreten waren. Unter ihnen war eine der ersten die Frau Wüstenfeld, Ehefrau des Professors der Geschichte Wüstenfeld. Ihre große Herzensgüte und ihr einfaches freundliches Wesen nahmen uns gleich für sie ein. Ihr Mann war lutherisch, pflegte aber keine Beziehungen zur Kirche. Er hatte als besonderes Gebiet seiner Forschung die mittelalterliche Geschichte der italienischen Städte sich gewählt, aber wenig davon veröffentlicht. Seine umfangreichen Arbeiten hat er der Universitätsbibliothek vermacht, aber da die Buchstaben mehr den arabischen wie den deutschen ähnlich sind, ist das Geschriebene schwer zu entziffern. Obwohl nicht christlich, war er, wie man das ja öfter findet, als Mensch mit besonderen Tugenden ausgestattet. Eines Morgens war er besonders einsilbig und verdrossen, als seine Frau ihn schließlich fragte: "Theodor, was hast Du denn nur," stieß er ein kleines Kästchen, das mit der Post angekommen war, von sich weg und sagte "Ach da!" In dem Kästchen lag ein italienischer hoher Orden. Ich habe mich immer gerne mit dem so unterrichteten Manne unterhalten und seinen Klavierphantasien zugehört. Das Augenlicht hatte er fast ganz verloren. Seine Witwe zog in ihre Heimat Münden. Von ihr stammt die schöne Gemme, die sie meiner Frau verehrt hat.

Eine rechte Freundin war uns auch Fräulein Auguste Mahn. Sie war in Piräus bei Athen geboren, wohin ihr Vater als Medizinalprofessor vom König Otto berufen war. Ihre Mutter, die 1890 gestorben war, war eine Base der Brüder Grimm. Eigenartig war sie und alles im Hause. In ihrem Garten hatte sie besondere Pflanzen, in ihren Kammern besonderes Spielzeug, sie wußte schöne Geschichten, so daß die Kinder gar gerne hingingen und treulich hielt sie zu uns. Ihr Bruder Dr. Rudolf Mahn war zwar ganz unkirchlich, hielt aber an der überkommenen Freundschaft mit dem Pfarrhaus fest. Er war ein Original und versteckte auch nicht seine Eigenheiten und Ecken, ein hübscher Charakterkopf und im 81. Jahr noch imstande, das Obst selbst zu pflücken. Fräulein Mahn wurde Patin unserer Gertrud.

Von Fräulein Berger habe ich schon gesprochen, sie war eine treue Freundin von uns Eltern und unserer Kinder. Das Ehepaar Starcke hat seine Freundschaft durch Jahrzehnte bewährt. Mit der Familie des Presbyter Stute wurden wir enger verbunden durch die Verheiratung meines Bruders Wilhelm mit der Tochter Anna. Der vom Minister hierher versetzte außerordentliche Professor der Theologie Schäder, der in den ersten Jahren seines Hierseins in sich und bei andern große Schwierigkeiten zu überwinden hatte, trat mir durch den Wingolf nahe. Bald fanden auch die Frauen einander als Freundinnen. Er wurde Pate unsers Gerhard und meine Frau Patin ihrer Milla.

Wir gründeten ein Bibelkränzchen, an dem außer uns der Direktor der höheren Mädchenschule Dr. Morgenstern und Frau, die Frau Landgerichtsdirektor Bacmeister, Frau Amtsrat Bödecker und deren Schwester Frau de Bray und Frl. Wöhler, Tochter des bekannten Chemikers teilnahmen. Nach dem Abgang Schäders nach

Kiel löste sich das Kränzchen auf. Dr. Morgenstern war ein Vertreter des starrsten Welfentums und Luthertums. Am Geburtstag des alten Kaisers am 22. März ließ er bei der Schulfest singen " Was Gott tut, das ist wohlgetan " und " Alle Vöglein sind schon da ". Nach der Verheiratung des Enkels Georg V., des nachmaligen Herzogs von Braunschweig mit der Tochter unseres Kaisers, schaffte er sich aber eine schwarz-weiß-rote Fahne an. Politische Gespräche wurden in seiner Gegenwart vermieden, da er, sonst so freundlich und heiter, bei diesem Gesprächsstoff mit funkelnden Augen zuhörte, aber dann auch wild losbrach.

Ich habe schon Frau Amtsrat Bödecker erwähnt. Sie kam in das nächste religiöse und freundschaftliche Verhältnis zu uns. Jeden Sonntag war sie in unserer Kirche, wenn sie nicht einmal mit ihrem Mann in die ihre zu Niedernjesa fuhr. Eine Christin, die ihrem Heiland nachfolgen wollte, von Herzen voll Gütigkeit, die ihr aus den Augen strahlte, voll Eifer für die Sache des Herrn, voll Liebe zu unsern Kindern. Wir wählten sie als Patin zu unserm jüngsten Töchterchen. Ihr Mann, ein Welfe gleich Morgenstern, pflegte das Christentum als Sitte. Oft sind wir in Reinsdorf gewesen, viel öfter war sie bei uns. In vielen Briefen sprach sie sich aus über den Inhalt der gehörten Predigt über religiöse Fragen und über das persönliche Christentum.

Noch eine verehrungswürdige Persönlichkeit stand uns nahe. Frau Caroline von Stockhausen. Überaus belesen in aller Art von Literatur und auf allen Gebieten des Wissens, Geschichte, Politik, Kunst, soziale Fragen, alles war ihr gegenwärtig durch ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und über alles konnte sie fesselnd und verstehend reden, welche Wendung auch das Gespräch nahm, immer war sie beschlagen. Die hessische Geschichte war ihr bis in die Einzelheiten bekannt, Herder war ihr besonders lieb und vertraut. Dabei besaß sie die Kenntnisse und Fertigkeiten einer Hausfrau in besonderem Maße. Neben ihren zwei eigenen Söhnen hat sie noch zwei fremde Kinder groß gezogen. Bei aller Natürlichkeit in ihrem Benehmen besaß sie eine Würde, die fast königlich zu nennen war. Sie hätte in der Tat jeden Thron geziert, obwohl sie bürgerlicher Abkunft war, Tochter eines Oberförsters Karnickel. Ihr Mann war Fürstlich-Waldeckscher Kammerherr gewesen, deswegen haben sie auch früher in Arolsen gewohnt. Zwei Ausflüge, die wir mit ihr gemacht haben, leuchteten lange in unserer Erinnerung nach. Zuerst begleitete sie uns nach Reinhausen, wo ich eine Taufe zu halten hatte und zeigte uns dieses schöne Fleckchen Erde. Im Juni 1892 lud sie uns zu einer Fahrt nach dem Schloß Berlepsch ein. Die Romantik des Schlosses und des Gartens tat es uns an, noch sehe ich uns unter den Bäumen vor dem Schloß um das ausgebreitete Tischtuch lagern, essen und trinken, geistvoll unterhalten. Ich habe nie wieder nach Berlepsch gehen mögen, weil jener erste Besuch so unerreichbar schön war.

Eine Freundin, die ich erst später kennen lernte, wurde mir Fräulein Auguste Grimm in Berlin, Tochter von Wilhelm Grimm, zuteil. Schon seit meiner Jugend habe ich die Gebrüder Grimm verehrt und verehren mußte ich auch dies einzige noch lebende Glied der Familie. Ich wurde mit ihr durch ihre hiesigen Verwandten

Mahn bekannt, und da ich mich mit den Gebrüdern Grimm viel beschäftigt hatte, auch in Schlüchtern einen Vortrag im Heimatbund über sie gehalten hatte, wurde sie mir immer mehr zugetan, zumal sie annahm, daß wir weitläufig verwandt seien durch die Großmutter der Brüder, die Frau Pastor Grimm geb. Heilmann in Steinau. Ich habe sie von 1912 an öfter in Berlin besucht, wenn ich dort zu tun hatte, und sie schenkte mir zu Weihnachten 1913 den Tisch, an dem ihr Vater immer abends zu essen pflegte und eine kleine geschnitzte Johannisfigur. Das Ende des Krieges hat sie glücklicherweise, sie die warme Vaterlandsfreundin, nicht mehr erlebt. Sie hatte sich immer auf den Einzug der siegreichen Truppen, der noch schöner werden sollte als 1871 gefreut.

Gott hat mir außer dem großen Glück, das ich in meiner Familie gefunden habe, zahlreiche wertvolle Freundschaften geschenkt. Aus der Gymnasiastenzeit ist mir treu geblieben Karl Siebert. Er wurde Chirurg, war Vorsteher des Landkrankenhauses zu Hanau und lebt seit etwa 1910 als Dozent der Kunstgeschichte in Freiburg in Breisgau. Dann ist mir der Wingolf eine Stätte geworden, wo ich treue, verstehende Freunde gefunden habe. Fast wie eine Heimat wurde mir die Verbindung, so daß ich mich freute, aus den Ferien wieder in den Kreis des Wingolf zurückkehren zu können. Diese Verbindung mit dem Wingolf habe ich bis heute aufrecht erhalten. Zu den großen Stiftungsfesten war ich mit meiner Frau in Marburg und hier sind in meinem Haus die Wingolfiten aus- und eingegangen. Mein Sohn und meine drei Schwiegersöhne waren Mitglieder der Verbindung.

Aber auch andere Studenten fanden durch Empfehlungen den Weg in mein Haus. Besonders die reformierten Studenten zog ich heran. Im Anfang der 90er Jahre, als durch Professor Häring noch viel Schweizer herangezogen wurden, habe ich ein Kränzchen für diese gehalten. Aber nicht nur Theologen kamen, sondern auch andere, z.B. der jetzige Professor Dr. jur. Bredt in Marburg, der es nicht vergißt mich daran zu erinnern, wie ich den Studenten erst geistige und dann auch sehr gewünschte leibliche Kost vorgesetzt hätte. Manch hungriger Student ist von meiner lieben Frau satt gemacht worden. Auf theologischen Konferenzen bin ich oft von hannoverschen Pastoren angeredet worden, die an unsere Gottesdienste oder an unser Haus in Dankbarkeit dachten.

Unter den älteren Freunden ragt durch die Jahrzehnte hindurch bewährt, Karl de Neufville. Er ist ein Glied der bekannten Frankfurter Bankierfamilie, war selbst früher Bankier in New York und wurde mir durch Waldensberg bekannt. Er hat mir viel Liebe zugewandt und ist einer der treuesten Beter. Freud und Leid der Familien haben wir miteinander geteilt. Freund Ebrard habe ich schon erwähnt und geschildert. Er bedeutet für mich eine Bereicherung des Lebens. Auch Freund Kri-sche ist schon genannt. Auch Christian Börner, der frühere Presbyter ist schon erwähnt. Neben ihn stellt sich Karl Zeiß. Er wurde mir durch den Jugendbund für entschiedenes Christentum bekannt, dem er in Kassel angehörte. Als er vor 20 Jahren das Erholungsheim in Ebersberg bei Wildungen baute, half ich ihm durch ein Darlehn aus meinem geringen Vermögen, obwohl meine Brüder die Hypothek

für nicht sicher hielten, aber er hat in der Inflationszeit nicht wie andere Schuldner das Geld in wertlosem Papier zurückgezahlt, sondern gab richtige Zinsen und noch darüber hinaus, lud mich auch 1918 im Herbst zu einem Aufenthalt in seinem Sanatorium in Wildungen ein. Fast jedes Jahr bin ich dann für 14 Tage sein Gast gewesen, dem er alles Gute anzutun bestrebt war. Ab und zu besucht er mich auch hier. Von meinen Professoren habe ich am längsten in naher Verbindung mit Professor Achelis in Marburg gestanden.

Geselligkeit haben wir in Göttingen gepflegt in bescheidenen Grenzen. Fast jeden Winter haben wir, wie es üblich war, für diejenigen, die neu hierhergekommen und uns Besuch gemacht hatten und für ältere Bekannte, eine Gesellschaft.

### **Nebenbeschäftigungen und Liebhabereien**

Mit beiden Füßen war ich in die Arbeit gesprungen, aber meine alten Nebenarbeiten und Liebhabereien pflegte ich weiter und hier hatte ich Gelegenheit, von der Wissenschaft, die hier so hervorragende Vertreter hat, Nutzen zu ziehen. Die vielen Vorträge führten in die mannigfaltigsten Gebiete ein. Mich zogen besonders die Geschichte, die Naturwissenschaft und die Kunst an. Ich wurde Mitglied des Göttinger Geschichtsvereins und habe in ihm mehrere Vorträge gehalten über die Sammlung von Flurnamen, über die Gründung der reformierten Gemeinde, über die Lasten eines Göttinger Bürgerhauses in siebenjährigen Krieg und über die Burg und die Herren Plesse. Dieser letztere Vortrag wurde mit besonderer Spannung erwartet, weil der damalige Flügeladjutant, ein Herr von Plessen, die Burg für sich erwerben wollte, in der m.E. unrichtigen Annahme, daß sein Geschlecht von den alten Herren von Plesse abstamme. Infolge des Vortrages wurde eine Petition bei der Staatsverwaltung eingereicht, daß die vielbesuchte Ruine nicht dem allgemeinen Verkehr entzogen würde. Die Familie von Plessen in Mecklenburg hat dann ihren Versuch aufgegeben.

Kürzlich habe ich in einem Aufsatz auf Grund der Ortsnamen nachzuweisen versucht, daß eine Reihe von alten Orten im oberen Kinzig-Gebiet ums Jahr 250 v.Chr. von Alemannen besiedelt worden ist. Auf Grund meiner Kenntnis von in- und ausländischen Heimatsammlungen habe ich in " Unsere Heimat " Anweisungen für ein Heimatmuseum in Schlüchtern gegeben. Die Liebe zur Geschichte, schon von meiner Mutter angeregt und gefördert, hat mich von meiner Jugend bis zum Alter begleitet.

In der Naturwissenschaft konnte ich aus Mangel an Belehrung nicht gründliche Studien treiben. Hauptsächlich wandte ich mich der Botanik zu. Wenn ich in die Ferien ging, nahm ich mir früher regelmäßig ein botanisches Buch mit, um die mir bisher fremden Pflanzen bestimmen zu können und erwarb allmählich eine ziemliche Kenntnis auf diesem Gebiet. Der botanische Garten, der uns in der Karspüle gegenüber lag forderte noch besonders zu Studien auf.

Eine Sammlung von Versteinerungen legte ich mir schon als Schüler an und setzte diese Beschäftigung hier fort. Ich wurde hier Mitglied des antropologisch-naturwissenschaftlichen Vereins dessen Versammlungen ich regelmäßig besuchte. Auch Mitglied des Keplerbundes bin ich von Anfang an bis heute gewesen und schöpfe noch immer aus seiner Zeitschrift " Unsere Welt " willkommene und reiche Belehrung.

Das dritte Gebiet, dem ich zugetan bin, ist die Kunst. Soweit ich mich zurückerinnern kann, habe ich eine große Liebe für Bilder gehabt. Die Gelegenheit, solche zu sehen, war allerdings auf dem Dorf sehr gering. Nach 1871 kamen einige Jahrgänge " Daheim " in unser Haus. Das Titelbild von Ludwig Richter entzückte mich so, daß ich nicht müde wurde, es anzusehen. Aus Marmor gearbeitete Kunstwerke habe ich erst viel später gesehen, aber aus den Kieselsteinen, die am Hohenzeller Berg lagen, schloß ich als Knabe, daß vielleicht im Innern des Berges weiße Marmorsteine lägen, und daß man hier Bildhauerwerke fertigen könne. Die Zeichenakademie in Hanau gab mir Anschauungsmaterial in Fülle, meist Nachbildungen antiker Kunstwerke ; aber ich hatte niemand, der mich in die Kenntnis der Kunst einführte.

Ebenso wie ich bedaure, daß ich die Sternkunde nicht gründlicher kenne, weil es an der ersehnten Belehrung fehlte. So leid ist es mir heute noch, daß ich die Dürer'schen Handzeichnungen in Erlangen nie gesehen habe. Wo ich aber konnte, da habe ich später alle mir erreichbaren Museen und Sammlungen besucht. In Frankfurt, Kassel, Berlin, Nürnberg, Düsseldorf, Basel, Zürich, Mailand, Amsterdam, Haarlem, Haag und in vielen kleineren Städten und bei Privaten. - Auch in Verbindung mit Künstlern bin ich getreten : mit Hans Kleinschmidt in Kassel, Ferdinand Nierholz in Karlsruhe und vor allem mit Heinrich Pforr in Laudenbach, jetzt in Münden.

Auch eine Sammlung von Bildern habe ich im Laufe der Jahre zusammengebracht. Zuerst hatte ich die beiden Bilder von meinen Eltern, die 1850 von Pfarrer Hollmann gemalt sind, dann ließ ich auf hiesigen Auktionen vom Althändler Korßen Bilder kaufen oder kaufte sie auch von ihm selbst. Ich ging dabei nicht über den Satz von 2,- M hinaus. Eine große Bereicherung meiner Sammlung wurde mir in Borghoost durch Frau Fabrikant Brater 1905, deren Mann viele Zimmer von Bildern zu einer Zeit gesammelt hatte, als sie noch sehr billig waren. Für 10,- M erhielt ich etwa 8 Bilder. Von Nierholz erhielt ich Aquarelle, zumeist aus dem Schwarzwald, von Pforr, dessen Kunst ich sehr hoch schätze, habe ich als schönstes das gedankenreiche und tiefe Bild seines Vaters vor der Bibel ; von Kleinschmidt das Bild seiner Mutter " Zu Pfingsten allein ".

Auch für das Kunstgewerbe hatte ich schon früh offene Augen. Auch freute mich an den Schmiede- und Tischlerarbeiten und rettete manches Stück vor dem sicheren Verderben. Eine große Truhe mit schönem Eisenbeschlag von 1738 kaufte ich hier in verwahrlostem Zustand. Auf einem Bauernhof in Soislinden in der Rhön

sah ich eine alte bemalte Truhe mit kunstvollem Beschlag und besonders wertvollen Schlüsseln stehen. Sie wurde als Aufenthaltsort für die Küken benutzt, das Holz war am Zusammenfallen. Ich ließ daher hier den Beschlag auf einer anderen Truhe anbringen. Eine kleinere Truhe mit Barockschnitzereien erwarb ich auch hier. Das schönste Stück war eine Truhe, in der Lumpen verwahrt wurden. Auf der Vorderseite ist das Urteil Salomo geschnitzt.

Fast gleiche Stücke sah ich im Reichsmuseum zu Amsterdam mit der Jahreszahl 1610. Als Herkunftsort wurde mir dort die Gegend von Bremen oder Dithmarschen bezeichnet. Eine schön geschnitzte Anrichte kaufte ich in Duderstadt. Ein Kunsttischler in Burgsteinfurt Pötter hatte eine wunderschönen geschnitzten und eingelegten Wäscheschrank gearbeitet, es fehlte ihm aber die Bekrönung. Ich entwarf ihm eine passende. In der Mitte der bewaffnete Friede, auf beiden Seiten Frömmigkeit und Arbeit. Er bekam auf diesen Schrank bei einer Ausstellung in Düsseldorf den ersten Preis und verkaufte auch den Schrank gut.

Zum Dank dafür arbeitete und schnitzte er mir das Schränkchen in Renaissancearbeit, in dem ich die Familien-Papiere verwahre. Wo ich Gelegenheit hatte, kaufte ich Kunstgewerbearbeiten, Schränke, Tische, Stühle usw. Nach meinem Entwurf fertigte Pötter einen Notenständer, der zwei Lyren mit Schwanenhälsen darstellt, auch Porzellane, Gläser, Bücher, Stiche brachte ich zusammen. Ein Teller ist in meinem Besitz, der von Refuge's 1685 aus Lyon nach Deutschland gebracht ist, wie ich aus dem Stempel und aus den Stammbäumen der französischen Kolonie nachweisen konnte.

Eine Münzsammlung, die ich in den 70er Jahren, als noch viel altes Geld in Umlauf war, darunter ein Kupferstück des römischen Kaisers aus dem Jahr 375, das im Klingelbeutel gelegen hatte, ist mir beim Umzug nach Göttingen abhanden gekommen. Mögen meine Kinder dieselbe Freude an den gesammelten Gegenständen haben, die sie mir gebracht haben.

Zu Ostern bekamen unsere Kinder bunte Eier, ein Brauch, der mir von Jugend auf bekannt war, aber in der hiesigen Gegend nicht heimisch ist. Die Kinder sammeln hier Holz zum Osterfeuer und ungefärbte Eier (Pascheier). Ich hatte von meinem Großvater es gelernt, die Eier zu verzieren, dies geschah auf zweifache Weise: die rohen Eier wurden mit einer in flüssiges Wachs eingetauchten großen Stecknadel mit Sternen-, auch mit Buchstaben verziert, und dann in der Farbe gekocht, wobei die durch das Wachs geschützten Stellen weiß blieben. Die andere Art war diese: die gefärbten und gekochten Eier werden mit Scheidewasser beschrieben, das die Farbe wegätzt, so daß die Verzierungen auch weiß hervortreten. Ich erfand immer neue Muster und bei unsern Kindern und auch anderen Leuten erregten diese Eier stets die größte Freude.

Die Geburtstage der Familie, Taufen und Hochzeiten suchte ich durch Gedichte zu verschönen. War ich als Gymnasiast nur Kritiker der Gedichte meines Freundes

Fritsch, so wurde mir im Wintersemester 1879/80 im Wingolf nach einigen harmlosen Verschen, das Amt eines Redactor anonymi, anderwärts Knödelwart genannt, übertragen. Ich wurde ins Wasser geworfen und sollte schwimmen und siehe da, es ging auf einmal. Die Gabe meines Großvaters, der mühelos Verse machte, wachte auf. Ich versah die Kneipzeitungen auch mit Zeichnungen. In meinem Brautstand floß die poetische Ader reichlich, und später verging kein Geburtstag, an dem nicht Scherz und Ernst in einem Gedicht zusammengefaßt wurden.

Auch Lieder zum Singen dichtete ich und bei festlichen Veranlassungen wurde das Gemeindelied " Einig " in der Kirche und in Sälen gesungen, und selbst in Rumänien ist es während des Krieges von unsern Soldaten gesungen worden unter Führung eines Hauptmann Schwarzenberger. Hochzeiten, Taufen, Wingolfsfeste suchte ich durch Gedichte zu verschönen.

### **Erholungsreisen**

Nach der Kirchenordnung der Konföderation darf der Pastor vier Wochen der Erholung widmen. Ich machte davon im Jahre 1895 zum ersten Mal Gebrauch. Mein Bruder August nebst Frau gingen in das Seebad Amrum und bestimmten mich, mit ihnen zu reisen. Wir wohnten in dem Bodelschwingschen Hospiz. Ich sah zum ersten Mal länger das Meer, besuchte die Insel Sylt und habe der Ruhe gepflogen.

Im Sommer 1896 kam eine erfreuende Einladung vom Freund de Neufville aus Frankfurt. Er hatte mit seiner Frau eine Schweizer Reise machen wollen. Da diese sich aber nicht wohl genug fühlte, bat er mich, ihn zu begleiten. Der Entschluß, dieser Einladung zu folgen, konnte nicht schwer fallen. Dankbar und freudig folgte ich. Ich traf mich mit ihm in Hanau. In Stuttgart übernachteten wir, fuhren dann nach Rohrbach am Bodensee, von dort nach Bad Pfeffers durch die Tamina-schlucht, mit der Bahn über Landquart nach Davos. Über den Flüelen-Paß durch das Engadin nach Pontresina. Wir bestiegen den Piz Lanquart, was mir recht schwer wurde, weil ich von einem Magen- und Darmkatarrh seit mehreren Tagen arg gequält und erschöpft war. Von St. Moritz stiegen wir hinunter in das Bergeill anstelle des Schnees und Eises traten grüne Weiden, über Granitpfeiler und darüber gelegte Stangen rankten sich die Weinreben und es wurde uns bald zu warm.

Wir nahmen deswegen einen Wagen und fuhren bis Chiavenna, dann über den Comersee nach Menagio und Bellagio. Dort wollten wir noch einen Berg besteigen, da aber Nebel mit Regen eintrat, zogen wir es vor, nach Mailand zu fahren. Dort besuchten wir das Kloster, in dessen Speisesaal Leonardo da Vinci's Abendmahl, allerdings jetzt stark beschädigt, an die Wand gemalt ist, und den in weißem Marmor erstrahlenden Dom. Durch den Gotthard-Tunnel fuhren wir nach Andernach und mit der Bahn nach Rothorn, von wo wir hinunter auf den Briener See und den schönen Gießbachwasserfall sahen, freilich auch auf ein durch Bergsturz zerstörtes Dorf. Von da gingen wir nach Engelberg, Tribsee, den engsten Paß, die Aarschlucht, Meiringen, große Scheidegg, und bei sehr heißem Wetter empor nach

dem Faulhorn. Tags darauf im Regen nach der Schynichen-Platte nach Interlaken, nach Luzern und unser Ziel war Mennedorf, wo wir in der Anstalt von Zeller dessen Andachten beiwohnten. Dann fuhren wir nach Basel, wo ich mir das Missionshaus besah und an der Stadt mich freute und von da wieder zurück nach Hause. Diese erste Schweizer Reise hat tiefe Eindrücke auf mich gemacht. Die Kleinheit des Menschen wird einem zu Gemüte geführt, angesichts der hohen Berge und der gewaltigen Naturkräfte. Die Reise dauerte drei Wochen vom 11. -31. August.

Im Jahre 1897 bestand unser Hausarzt Dr. Bennecke darauf, daß ich die Ferien wieder wo anders zubrächte. Durch Dr. Morgenstern hörte ich von der eben in - Aufnahme kommenden Bockswiese, 1 ½ Std. von Goslar entfernt. Ich hatte es dort gut und freute mich an dem Oberharz, aber nicht an seinen Bewohnern, die durch ihre Gottlosigkeit mir den Eindruck von Heiden machten. 1898 war ich gleichfalls verreist. 1899 lud mich mein Bruder August, der inzwischen als Gymnasialdirektor nach Flensburg versetzt war, zu sich ein. Ich wohnte in Glücksburg, mußte aber meine schweren Gedanken, betreffend den Bestand des " Vereins junger Männer " mit dorthin nehmen. Freund Mahling befreite mich zum Teil davon. Das Zusammensein mit Bruder August war eine besondere Freude.

Im Sommer 1900 ging ich in die Rhön nach Gersfeld. Ich botanisierte fleißig und trieb direkt Studien. Auf der Hinreise war ich mit einer Ferienfahrkarte mit Paul und Agnes über Frankfurt nach Steinau gefahren ; in Frankfurt blieben wir bei de Neufville's. Die Kinder verlebten ihre Ferien in Steinau bei Onkel Rupp. Auf einem Berg nach der Wasserkuppe hin liegt ein kleines Dörfchen, dort wurde ich, ich weiß nicht mehr auf welche Weise, mit einem 80 jährigen blinden Mann bekannt, einem ehrwürdigen christlichen Greis, der trotz seiner Blindheit mich durch Felder und Wälder auf Bergesspitzen führte und mir manches aus seinem und anderer Menschen Leben erzählte. –

Im Jahre 1901 ging ich mit meiner Frau und mehreren Kindern auf das frühere Jagdschloß Altenstein ; das Ganze war eine Ruine, in dem bewohnbaren Teil hauste ein Förster mit seiner fleißigen Frau. Das alte Gemäuer bot einer Menge von Eulen, Siebenschläfern, Mäusen, Fledermäusen und anderem Getier seine Schlupfwinkel, so daß das Ganze nachts oft belebter war als tagsüber. Den dicken gemütlichen Förster focht das nicht an. Die Kinder halfen der Magd Sylvia die Kühe hüten, nahmen Kirschen ab und vergnügten sich mit Schlipp und Pfeffer, den beiden Dachshunden. Meine liebe Frau litt damals schon wochenlang unter der Flechte, durch die das Gesicht und die Ohren geschwollen waren. Da gar keine Mittel helfen wollten, legte ich feuchte Erde auf und wirklich, es wurde besser. Wir verkehrten dort auch viel mit der Familie meines Leibfuchs Heppe, Pfarrer in Asbach.

1902 entschloß ich mich auf den Rat von Herrn Börner, in die Naturheilanstalt Johannisbad in Eisenach zu gehen. Ich verkehrte dort viel mit dem Pastor i.R. Tammann, einem Führer der Gemeinschaftsbewegung, früher in Siegen und Essen. Auch christlich gesinnte Frauen fanden sich dort zusammen.



1903 und 1904 spannte ich meine Flügel weit aus. Der Verein für Evangelische Gottesdienste in Kurorten, dessen Vorsitzender, Herr Moritz Bernus und dessen Kassierer Freund de Neufville war, bot mir die Predigtstelle in Sandvoort an der holländischen Küste an. So sah ich, was ich 1880 nie erwartet hätte, Holland wieder. Der Verein bezahlte die Wohnung für den Prediger, der Wirt im Grand Hotel des Bains gibt, wie überall, das Essen. Nur ganz reiche Leute konnten in das Gasthaus gehen ; der ganze Zuschnitt war sehr fein, das Essen geradezu üppig. Ich predigte dort an 4 Sonntagen und hielt Kindergottesdienst. Zu den Gottesdiensten lud ich die Deutschen persönlich und durch gedruckte Karten ein, ihre Namen waren aus der Kurliste ersichtlich. Ich suchte außerdem die deutschen Kellner, Dienstmädchen, Musiker und andere Angestellte auf, und brachte ihnen, da sie natürlich durch ihre Arbeit am Besuch des Gottesdienstes verhindert waren, christliche Blätter und gedruckte Predigten. Auch Holländer kamen zum Gottesdienst, der im Musikzimmer des Gasthauses gehalten wurde.

Meine Zeit war durch alle diese Arbeiten natürlich stark in Anspruch genommen, aber doch hatte ich Muße, mich an dem Meer und seiner ständigen Bewegung zu freuen. Den Pfarrer des Ortes, der mich sehr freundlich mit seiner Frau aufnahm, lernte ich kennen und verbrachte manche Stunde bei ihm. Auch bei dem jüngeren Arzt verkehrte ich. Überall suchte ich das Volksleben kennen zu lernen, was mir gelang, weil ich bald die holländische Sprache ziemlich gut gelernt hatte. –

Ich hörte von dschollen med debysta durch einen Kanalschiffer aus Dortrecht. - Das nahe Haarlem mit seiner grote Kerk und seinem Franz Hals-Museum suchte ich öfter auf. Mehrmals war ich in Amsterdam und besah die Schätze des unübersehbaren Reichsmuseums. Auch im Zoologischen Garten war ich und besah die Reste des Pithekanthropos, die vor kurzem aus Java gekommen waren. Die Bauweise der Häuser betrachtete ich mit Erstaunen. In Schlamm und Morast wurden Pfähle eingetrieben, auf die dann das Gebäude gesetzt wurde. Auch den großen Hafen Ymuiden, wohin wir mit einem Dampfer von Amsterdam fuhren, mußte ich bewundern. Der Mensch hat dem wütenden Meer einen Damm gesetzt.

Die Pfarrersleute luden meine Frau und meinen Gerhard für das nächste Jahr herzlich ein, aber es ist nichts daraus geworden. Die Ferien von 1905 brachte ich bei meinem Bruder in Burgsteinfurt zu, wohin er inzwischen auf seinen Wunsch versetzt war. Ich freute mich, auch diesen Teil unseres Vaterlandes kennen zu lernen. Einige Wochen darauf feierte ich dort in Gesellschaft meiner Frau die Hochzeit meiner Nichte Emmy mit. –

1906 wandte ich mich wieder nach der Rhön, aber diesmal nicht nach dem sehr besuchten Gersfeld, sondern nach dem stillen Dalherda. Nach einigen Tagen ließ ich meinen Gerhard kommen, der einer Auffrischung recht bedurfte. Wir beide wuchsen in dem stillen Beisammensein sehr zusammen; sein zärtliches, anschiegendes Wesen machte es leicht, auch ihn lieber zu gewinnen. Wir gingen zu den

Kühe hütenden Jungen, fischten im Gichenbach Forellen, stiegen auf die Höhen und in die Täler. Als die Ferienzeit verflossen, war, schickte ich meinen lieben Jungen über Fulda nach Hause, während ich zu Fuß nach Elm, Hohenzell und Steinau in meine alte Heimat ging. In diesem oder dem folgenden Herbst machte ich mit Paul, Agnes und Gretel eine Wanderung durch das Heimatgebiet, die uns allen wegen ihrer Schönheit in der Erinnerung bleibt. –

Im Juli 1907 wurde das 50jährige Stiftungsfest des Marburger Wingolf gefeiert. Mit meiner lieben Frau und auch Paul nahm ich daran teil, sah alte Freunde wieder und die alte Musenstadt machte denselben begeisternden Eindruck wie früher. Darauf hielten wir uns 4 Wochen in dem christlichen Erholungsheim des Frl. Saß in Oberndorf hinter Biedenkopf im Wittgensteinschen auf, lernten das Gemeinschaftswesen dort kennen und besonders einen alten originalen kraftvollen Vertreter. –

1909 rief mich der " Verein für evangelische Gottesdienste " für 4 Wochen nach Sand, oberhalb Baden-Baden im Schwarzwald. Ich predigte dort und auf dem benachbarten Plättig und lud dazu auch die Gäste in den benachbarten Kurhäusern. Besonders nahe trat ich der Familie des Kunsthändlers Gutekunst. Der Vater, aus Stuttgart stammend, hatte die älteste Kunsthandlung der Welt in London vor Jahrzehnten gewonnen; er selbst wohnte wieder in seiner alten Heimat, während seine beiden Söhne das Geschäft in London fortsetzten. Der ältere von ihnen schickte mir von London aus einen Avant la Lettre, Druck des Bildes von Rembrandt " Prediger Ansloo tröstet eine Witwe " Er hatte diesen Druck machen lassen, ehe er das Gemälde an das Kaiser Friedrich Museum zu Berlin verkaufte. Neuerdings bin ich wieder mit ihm in Verbindung getreten. Da diese Kurpredigerstellen doch ziemliche Anforderungen machen, so habe ich später keine wieder angenommen.

Im Jahre 1910 ging ich mit meiner Frau nach Ebersberg. Im Herbst desselben Jahres suchte ich den Jungborn auf und nahm von seiner Methode manches mit. Über ¼ Jahr entsagte ich allem Fleischgenuß, nahm Luftbäder und turnte. Auch im folgenden Sommer 1911 suchte ich wieder den Jungborn auf. Nach unserer silbernen Hochzeit ( 1912 ) machten wir unsere Hochzeitsreise und zwar in die Schweiz. Freund Krische, der im Ländli am Ägeriesee seit Jahren wohnte, hatte uns im " Ochsen " zu Oberägerie Wohnung und Essen bestellt. Wir beide freuten uns an der Natur und an der Ruhe, deren wir beide auch recht bedurften. Auf einmal tauchte der Student Ernst Stahlberg auf der Dorfstraße auf. Er litt an jugendlichem Wahnsinn ( Ebephreni ) war sehr häufig in Göttingen, oft stundenlang bei mir gewesen, um sich bei mir Rat zu holen mit seinen Skrupeln und spitzfindigen Fragen. Auf irgend eine Weise hatte er erfahren, wo wir waren und er machte nun Anstalten bei uns zu bleiben. Ich telegraphierte seinem Vater nach Genua, daß er seinen Sohn abholen möge, reiste dann mit ihm und dem angekommenen Vater nach dem Rigi, wo ein Arzt ein Sanatorium für Nervenranke unterhält. Dieser erklärte, daß der junge Mensch in eine Anstalt gebracht werden müsse und riet zu Bethel zu Bie-

lefeld. Wir reisten dann ab, nachdem ich meinen Sohn Paul telegraphisch auf den Rigi gerufen hatte, damit dieser ihn hinbrächte. Dies geschah und Ernst Stahlberg ist noch immer da.

Unsere Reise dauerte von 15. Juli bis 14. August. Wir fuhren über Marburg nach Heidelberg, wo wir Paul besuchten. Er führte uns auf das Schloß und wir machten mit ihm eine Fahrt den Neckar aufwärts. Am folgenden Tag trafen wir in Basel ein, besuchten das Münster und freuten uns im Museum besonders an den Holbeinschen Bildern. Hier und in Zürich empfanden wir es als eine große Wohltat, daß man alkoholfreie Gasthäuser hat. Der ganze Zuschnitt, die Bedienung und die Art der Gäste unterscheiden sich wesentlich von den gewöhnlichen Gasthäusern.

In Zürich wollten wir die alte Freundin meiner Frau, Frau Mathilde Blocher geb. Wigand aufsuchen. Da sie aber verreist waren, wohnen wir nur in ihrer Wohnung, zu der sie uns die Schlüssel geschickt hatte. Wir bewunderten den See und die weite Aussicht vom Ütliberg, sowie die reichen Schätze des Schweizer Landesmuseums. An allem merkt man doch, daß die Schweiz nie einen 30 jährigen - oder 7 jährigen Krieg hat erleiden müssen. Wir fuhren dann nach Zug und mit einem Postauto von dort nach Oberägeri und ins Ländli. Man blickt von der Höhe auf den Ageriensee, aber wir besuchten auch den Gottschalkenberg ( 4000 m ), von dem aus man nach verschiedenen Seiten hin eine weite Aussicht hat bis auf den Urirotstock, Rigi und Pilatus. Auch den berühmten Wallfahrtsort Mariä Einsiedeln ließen wir uns nicht entgehen, nahmen aber betrübende Eindrücke von dem Aberglauben, der dort getrieben wird, mit nach Hause. Den Hinweg machten wir ganz zu Fuß, den Rückweg zum Teil mit der Bahn. Es war eine große Leistung für meine Frau.

Den Schluß unserer Reise sollte eine Fahrt in das höhere Gebirge und an die Seen bilden. Mit der Rigibahn fuhren wir bis auf die Spitze des gewaltigen Berges und hatten gegen Abend und auch am Morgen eine wundervolle Fernsicht auf die Berner Alpen, über denen wir die Sonne aufgehen sahen. Mit der Bahn fuhren wir dann wieder herunter, um eine Dampferfahrt über den Vierwaldstättersee zu machen, gingen die Axenstraße und fuhren nach Andermatt, kamen am Reußfall vorbei und durch das Urner Loch. Unser Ziel war der Rhonegletscher. Wir waren in der blauen Eishöhle und sahen voll Staunen und Schrecken die Wildheit des Gletschers.

Um nicht den weiten Umweg der Landstraße zu machen, gingen wir einen Fußpfad vom Grimselpaß hinunter in das Tal der jungen Rhone, aber je weiter wir ihn verfolgten, desto kleiner und unsichtbarer wurde er. Die Dämmerung kam und bald auch die Nacht. Links von uns rauschte zwischen Felsblöcken ein starker Bach, ermüdet setzten wir uns auf die Steine und ich suchte den verloren gegangenen Pfad wieder zu finden. Endlich gelang es mir ihn zu entdecken, es war aber mittlerweile Nacht geworden. Mit neuem Mut, nachdem wir beinah schon daran gezweifelt hatten, daß wir eine menschliche Wohnung fänden, setzten wir den Weg fort, und gelangten endlich an das große Gasthaus hinter dem Grimselpaß. Aber zu unserm Schrecken eröffnete uns der hochmütige Pförtner, es sei kein Platz mehr

frei. Endlich kam der Wirt selbst und er sah ein, daß wir unmöglich weiter gehen konnten, da stundenweit keine andere Möglichkeit der Einkehr gegeben war. Er schaffte Rat und gab uns noch ein Zimmerchen und ein Bett. Es war eine kritische Lage und eine sehr große Anstrengung für uns beide, die wir hinter uns hatten, fast zu groß für uns. Am andern Morgen gingen wir zum Grimselpaß empor, alles war mit Nebel verhängt; auf einmal zerrissen die Wolken und durch diese Öffnung sahen wir ein Stück blauen Himmel und darunter grüne Matten im Rhonetal - wie eine Vision war es, was wir da für einen Augenblick erschauten. Auf der Höhe angelangt, sahen wir drei Personen auf uns zukommen. Es waren unsere Nachbarn Dr. Langenbeck nebst seinen zwei ältesten Kindern. –

Etwas wilderes und schauerlicheres habe ich nie gesehen, als die glatten, abschüssigen Felsen, die sich weit, weit an dem Totensee erstrecken, ohne einen Baum, Strauch oder auch nur einige Grashälmechen. Dazu brauste der Sturm und trieb uns oben den Schnee, unten den Regen ins Gesicht; neben uns brauste die Aar und machte tolle Sprünge über die riesenhaften Felsen. Völlig durchnäßt kamen wir in dem Gasthaus zum Hondeggfall an, wo wir schon eine ganze Anzahl von Leuten vorfanden, denen es wie uns ergangen war. Da auch der Inhalt unseres Rucksacks ganz durchnäßt worden war, blieb uns nichts anderes übrig, als uns ganz ausgezogen ins Bett zu legen, bis wenigstens ein Teil unserer Kleidung getrocknet war. Die Wirtsleute versorgten uns und die anderen Gäste, soweit es möglich war, mit trockener Kleidung und wir hatten noch einen ganz schönen Abend.

Am andern Morgen setzten wir unsere Wanderung bei schönem Wetter fort und gingen durch die Aarschlucht. Wir fuhren von dort nach Wengen im Berner Oberland, wo uns das Ehepaar de Neufville erwartete. Wir verweilten dort einen Tag, fuhren mit der Jungfraubahn nicht auf die Bergesspitze selbst, sondern auf die Haltestelle, von der aus wir einen einzigartigen Blick auf die Jungfrau, den Mönch und Eiger hatten; wir sahen die Lawinen herunterrutschen und hörten den Donner, mit dem sie in der Tiefe aufschlugen. Wenn irgendwo, so überkommt den Menschen im Angesicht dieser Bergriesen das Gefühl der eigenen Kleinheit und die Ehrfurcht vor dem, von dem dies alles geschaffen ist.

Von Wengen fuhren wir nach Luzern, besahen uns Stadt und Gletschergarten und kamen über Zug wieder glücklich nach Oberägerie zurück, von wo wir nach wenigen Tagen die Rückfahrt antraten. Erfüllt von all dem großen, starken Eindrücken kehrten wir nach Hause zurück. Ich freute mich besonders, daß meine liebe Frau, die für alles Große und Schöne so empfänglich war, dies alles mit mir hatte sehen und genießen können.

Im Jahre 1913 suchte ich das hochgelegene Solbad Dürnheim bei Villingen, oberhalb Donaueschingen auf. Ich hoffte, durch die Bäder Linderung meiner rheumatischen Schmerzen zu finden, konnte aber diese gar nicht vertragen, hatte auch so unangenehme Hauswirte, daß ich es nach 14 Tagen vorzog, nach Heiden, jenseits des Bodensees zu gehen. Ich fuhr über Konstanz mit dem Dampfer und dann mit

der Bahn nach Heiden hinauf. Dort fand ich bei christlichen Leuten die beste Aufnahme, verkehrte auch in dem Pfarrhaus der positiv gerichteten Gemeinde und lernte die kirchlichen Verhältnisse der Schweiz kennen. Ein Gegensatz des landeskirchlichen Pfarrers zu dem des positiv gerichteten war nicht vorhanden, da auch der landeskirchliche Pfarrer jetzt positiv war. Mit Bewunderung und heimlichem Neid sah ich an dem eidgenössischen Festtag den nationalen Stolz und die Einigkeit in der Liebe zum Vaterland, wie ich sie auch in Holland gefunden hatte. Mit Trauer dachte ich an die Zerrissenheit unseres deutschen Volkes und die geringe Liebe, die es bei seinen eigenen Kindern findet.

Im Jahre 1914 reiste ich Mitte Juli wieder nach dem Ländli am Ägeriensee. Die Ferienfahrkarten waren billig - für 10 M kam man von hier nach Basel und zurück - und die Preise in der Schweiz waren zum Teil niedriger als bei uns, selbst in unserer Nähe, in Bremke oder dem Eichenkrug. Die Aufnahme, die ich dort fand, war die denkbar freundlichste. Zwar sprach man von der Möglichkeit eines Krieges, aber ich glaubte nicht daran und wenn es einen gäbe, würde er - so wie ich und viele andere der Meinung waren - bei der Furchtbarkeit der neuen Waffen in einigen Tagen zu Ende sein. Auf einmal durcheilte die Welt die Kunde: Der Krieg ist da! Alle Gäste, die die Schweiz beherbergte, suchten so schnell als möglich heimzukommen. Über Basel den Rückweg zu nehmen war, wie ich unterwegs erfuhr, schon nicht mehr möglich. Ich reiste nach dem Bodensee inmitten einer beängstigten und ratlos erschrockenen Reisegesellschaft. Wirklich gelang es mir, mit vielen Unterbrechungen nach Bingen zu gelangen, und erreichte auch Ulm. Je weiter man in Deutschland vorwärts kam, umso zahlreicher wurden die Züge, die Soldaten und Geschütze beförderten. Auf den Wagen standen vielfach scherzhafte oder mutbe-seelte Worte mit Kreide geschrieben, singend und des Sieges gewiß fuhren die Verteidiger des Vaterlandes dem Schicksal entgegen. Mich quälte der Gedanke an meine Amtspflichten, die ich gerade in diesen schweren Tagen nicht erfüllen konnte. Endlich nach drei Tagen kam ich zu Hause an, bewillkommt und heiß ersehnt von den Meinigen. In der folgenden Nacht kam Gerhard aus Neubrandenburg zurück.

Eine schwere Zeit voller Arbeit und gewaltiger Erregungen hob nun an, die Nerven wurden zerrieben durch die Spannung, die Arbeit und die Teilnahme an dem Geschick derer, die Verluste zu beklagen hatten. So mußte ich auch während des Krieges notgedrungen ausspannen. Ich wandte mich im Juli 1915 nach Frankenheim in der Rhön und ließ nach einigen Tagen Mariechen zu mir kommen, die sich zu Hause von den Masern gar nicht erholen konnte. Frau Schmuck im Gasthaus zur Sonne konnte damals ihre Gäste noch mit Butter und Braten versorgen. Auch im folgenden Jahr 1916 war es dort noch sehr gut. Zu Gefährten hatte ich damals meine Tochter Agnes und ihren Verlobten, sowie dessen Vater.

1917, und 1918 war ich in dem Solbad Neuhaus, nicht weit von der Rhön und von Kissingen. Ich fand dort Aufnahme und lauter Liebe und Freundlichkeit in der Villa Krug, wo mir die junge Inhaberin des Hauses, die sonst keine Badegäste nahm,

und obwohl sie, die Katholikin wußte, daß ich evangelischer Pfarrer war, zwei Zimmer zur Verfügung stellte. Im Juli 1918 besuchte mich dort bei seinem letzten Urlaub mein lieber Gerhard. Die Nachricht von seinem Tode traf mich und Mariechen auf dem Villingshof in der Nähe von Hohenzell. 1919 nahm mich mein Freund Börner nach Wildbad mit. 1920 lud mich eine frühere Konfirmandin, Ella Wassermann verheiratet mit Kaufmann Eberhardt nach Eisenach ein, wo ich mit einer Unterbrechung von einer Woche 4 Wochen blieb. Zwischen- durch war ich bei Börners in Weimar.

Auch nach der Winterarbeit mußte ich mich öfter zurückziehen für 8 - 14 Tage. Mein Reiseziel war der Schäferhof bei Münden, auf dem ich mich heimisch fühlte. Einmal war ich auch auf dem Reifenstein bei Leinefelde, wo ich einem alten Benediktinerkloster Frl. von Kortzfleisch eine wirtschaftliche Frauenschule gegründet hatte. Von dort kam sie häufig nach Göttingen und hielt sich schließlich ganz zu meiner Gemeinde. Ich habe sie auch in Hannover beerdigt. Sie lud mich ein, ihr Gast zu sein.

Nachdem ich den Maler Pforr kennen gelernt hatte, wurde Laudenbach mein Ferienaufenthalt, wo mir ein Prophetenstübchen über der Malerwerkstatt zu Gebote stand oder das Gasthaus zum Meißner mir stets bereitwillig seine Tür auftrat. Auch in Marburg bin ich öfter gewesen und im Herbst mehrere Male in Wildungen bei Herrn Zeiß als Gast.

Im Sommer 1922 war Gretli in Holland. Sie reiste mit Empfehlung von Pastor Kolfhaus aus Vlotho, um die holländischen Schulverhältnisse zu studieren, besonders die Leistungen der christlichen Schulen. Sie kam vorzüglich in die Kreise der gereformeerde Kerk und knüpfte wertvolle Beziehungen an. Über Campen, wo sie bei Professor Bornemann war, reiste sie nach Amsterdam, wo sie bei dem lieben Ehepaar Spier wohnte. Diese luden Mariechen ein, im Herbst sie zu besuchen und sie blieb 6 Wochen dort. Ich war während dieser Zeit in Wildungen, Marburg und Meerholz. Im März des folgenden Jahres wurde ich von einem Ausschuß von Pastoren, Professoren und Kirchengliedern aufgefordert, über die Verhältnisse der reformierten Kirche in Deutschland in Amsterdam einen Vortrag zu halten. Das tat ich und knüpfte dadurch die Verbindung mit den gereformierten Kreisen an. Ich besuchte auch Amsterdam und die dortigen Freunde. Im Januar waren Pastor Meyster und der älteste Schoop hier gewesen und hatten eine ansehnliche Summe Geld für notleidende Pfarrer und Pfarrerrfamilien mitgebracht. Sie schickten später noch eine Anzahl von Kisten mit getragenen Kleidern zur Verteilung an Pfarrerrfamilien. Auch Spiers hatten vor Weihnachten schon mehrere Kisten mit Kleidungsstücken gesandt. Das Geld und die Sachen waren uns und vielen anderen sehr wertvolle Unterstützungen in jener traurigen, dürftigen Zeit.

Auch 1923 kamen neue Sendungen, besonders durch Pastor Renting, in Weeterswijk, den ich auch besucht hatte. Aus unserer Kirchenkasse erhielt ich im Jahre 1923 einen Betrag, der kaum nennenswert war. Um so wertvoller war die Unter-

stützung der Glaubensbrüder. Zu meinen früheren Reisen empfing ich zum Teil vom Presbyterium ( ohne meinen Antrag ), zum Teil von Freunden ( de Neufville, Frl. Berger, Frau Rechtsanwältin Henrici jetzt Frau Geheimrat Rosenblath und Herr Börner ) das Geld. Ich wählte stets auch Orte, wo die Preise nicht so hoch waren. Schwer war es immer, daß ich meine liebe Frau zu Hause in vermehrter Arbeit lassen mußte. Die Hoffnung, daß wir in späteren Jahren zusammen ausspannen können, hat sich nur einige Male erfüllt.

Wegen ihres Gesundheitszustandes war sie 1893 und 1905 in dem Schwefelbad Nammen bei Minden, das sie schon als Kind mit Erfolg gebraucht hatte. 1905 hatte sie Mariechen bei sich. Einmal war sie auch in Stützerbach, im Thüringer Wald, wo ihr Vetter Albert Dietrich Pfarrer war, mehrere Male nach Krankheiten war sie in Marburg und in Bielefeld bei ihrer Schwester Emma.

### **Unser Gesundheitszustand**

Unsere Reisen waren eine Notwendigkeit, um uns Ruhe nach angestrenzter Arbeit zu verschaffen und um eingerissene Schäden zu heilen. Meine liebe Frau litt von ihrer Kindheit an an einer nässenden Hautflechte. Die Hände waren fast stets von großen Rissen durchzogen. Mehrere Male wurde auch das Gesicht, dann auch wieder sogar die Kopfhaut und einmal der ganze Körper ergriffen von Kopf bis zu Fuß. Diese Flechte verursachte ein entsetzliches Jucken und überaus starke stechende Schmerzen, brachte auch Schlaflosigkeit mit sich und hat meine liebe Frau bis in die letzten Jahre hinein nicht verlassen. Mit großer Geduld hat sie alle diese Schmerzen ertragen und ihre Arbeiten dabei verrichtet. In den letzten Jahren ihres Lebens wurde ihr Herz schwächer, so daß sie bergauf mit uns schwer gehen konnte, besonders mit mir, da ich einen sehr raschen Gang hatte. Im übrigen war sie gesund, wußte nichts von Erkältungen, setzte sich oft mitten in den Zug, ohne daß es ihr etwas geschadet hätte; ihre Lunge war gesund und sie besaß einen vorzüglichen Magen, der alle Speisen, auch Bier und Zwetschgen zusammen genossen, vertragen konnte.

Dagegen war bei mir von Kind auf der Magen und Darm empfindlich, besonders gegen Fett. Erst nachdem ich erprobt hatte, daß Salzsäure mir gut tat, besserte sich der Zustand meines Magens. Einmal habe ich im Jahre 1909 an einem entzündlichen Zustand des Darmes gelitten. An allen übrigen Organen, Herz, Lunge und Leber usw. war ich vollkommen gesund. Ich habe nie eine Konfirmandenstunde wegen Krankheit aussetzen brauchen. Im Jahre 1900 kamen eigentümliche Zustände über mich, auch auf der Kanzel, in denen ich zwar nicht ganz die Besinnung verlor, aber mich nur mit äußerster Anstrengung und einem Angstgefühl aufrecht halten konnte. Meine Stimme und ich selbst kamen mir vor, als wären sie ganz weit entfernt. Unser Arzt wußte nichts dagegen zu tun. Ich ging darauf zu Professor Ebstein, der sogleich im Bilde war und Öleinlauf verordnete und wirklich. das Mittel half und diese Zustände verloren sich. Aber die so große Arbeitslast, die auf mir lag und die ich selbst noch auf mich lud, bedingte es, daß ich oft recht elend und an

den Nerven angegriffen war. Ich habe nie eine Arbeit von mir wegschieben können, die ich für ersprießlich hielt, besonders von 1895 - 1905 war eine schwere Arbeitslast auf mir.

In einem Winter habe ich gerade 1 ½ Abende in meiner Familie zugebracht, sonst war ich jeden Abend entweder durch die Vereine beansprucht oder in der Studierstube beschäftigt. Meine liebe Frau hat es oft beklagt, daß sie so wenig von mir hatte, mich aber nie zurückgehalten, wenn sie sah, daß meine Arbeit nötig war. Sie selbst saß oft bis in die Nacht hinein mit ihren schwachen entzündeten Augen stopfend und flickend allein. Oft war auch die Dienstbotennot für sie brennend. Wir nahmen deshalb Stützen, ohne gegenseitige Vergütung in unser Haus auf, haben aber mit wenigen Ausnahmen nicht viel Freuden an ihnen gehabt, z.T. sogar großen Kummer und Ärger durch ihre Unwissenheit, Faulheit, böse Geschwätze und andere Fehler. Dagegen war unsere Aufwärterin, Frau Lambrecht, die wohl an 20 Jahre bei uns geholfen hat, die Treue und Gewissenhaftigkeit selbst. Auch Frau Bach hat jahrelang bei uns geholfen in besonders arbeitsreicher Zeit.

Eine Zeitlang war in unserm Hause auch ein Gemeindeglied aus Holzerode, Henriette Waldmann. Ein Menschenkind, wie sie einem ganz selten im Leben begegnen. Solange ihre Mutter lebte, pflegte sie diese, die fast stets im Bett lag und ihre Tochter noch wie ein Kind ansah und behandelte. Sie hatte einen kleinen, kleinen Kramladen, holte sich die Kolonialwaren in ½ Pfd. Tüten ausgewogen in Krebeck, die Brötchen in Göttingen, immer in großer Geschwindigkeit sich eilend, daß sie wieder nach Hause käme. Da der Mutter der Maßstab für die Zeit abhanden gekommen war, mußte die Tochter häufig bei ihrer Ankunft gleich vor ihr Bett kommen und sich Tadel und Schläge geben lassen, was sie geduldig hinnahm. Eines Tages fuhr eine Kutsche von Göttingen vor das kleine Häuschen; ein ungewohnter Anblick für die Holzeröder und ihr entstieg der Bruder der Witwe Waldmann, Wilhelm Öhlschlager, der in seiner Jugend nach Amerika ausgewandert war, in seinem Alter aber sich nach der Heimat sehnte unter Zurücklassung seiner erwachsenen Kinder und seines Vermögens, das er einem Freund zur Aufbewahrung gegeben hatte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Kunde und auch ich suchte den alten Mann auf, der fromm und gottesfürchtig, ein treues Glied der Gemeinde wurde und viel und anschaulich aus Amerika erzählte. Mit dem großen Reichtum, von dem man fabelte, war es aber nichts. Unter allerlei Ausflüchten schickte der Freund aus Amerika ganz selten und wenig Geld, das Öhlschlager dazu verwandte, das kleine Häuschen in Ordnung bringen und ausbauen zu lassen. Nach einigen Jahren starb er. Seine Schwester war ihm vorausgegangen. Da Jette nun von Hause abkommen konnte und auch nicht genügenden Unterhalt sich verdienen konnte, kam sie zu uns, zusammen mit ihrer Ziege; ein rührend bescheidenes Wesen, eine innige Frömmigkeit, ein nicht rastender Fleiß machten sie uns zur lieben Hausgefährtin. Wäre sie Katholikin gewesen, so würde sie Nonne und vielleicht auch eine Heilige geworden sein. Da sie Erfahrung in der Krankenpflege hatte und Lust zum Dienen, machte ich ihr



den Vorschlag, in das Diakonissenhaus zu Kassel einzutreten. Dies tat sie denn auch 1899. Leider stellte sich aber heraus, daß sie krank war und zwar waren die Rückenwirbel von Tuberkulose angefressen, so daß man sie in Kassel zu dem Schwesterndienst nicht gebrauchen konnte. Sie kehrte wieder nach Holzerode zurück und hat wohl noch ein Jahr lang gesiecht. Ihr Leiden nahm immer mehr zu. Ein barmherziger Nachbar holte mit einer Schere die abgefaulten Knochen heraus und eine Nachbarsfrau brachte ihr Essen. Wir versorgten sie, so gut es aus der Entfernung möglich war, und als der Tod sie von ihren Schmerzen, die sie mit großer Geduld und ohne Murren ertragen hat, erlöst hatte, gaben meine Frau und ich ihr das Geleite zum Grabe.

### **Die Familie**

Drei Kinder hatten wir nach Göttingen mitgebracht, und sie fanden hier Freude und Freunde im Garten, in Nachbars - und Freundeshäusern. Am Samstag, den 16. Juli nachm. 2 <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr im Jahre 1892 wurde uns unser 4. Kind geboren, das am 14. August getauft wurde. Unser Töchterchen erhielt den Namen Margarethe; sie war zart, aber doch gesund in der Hauptsache. An ihrem Geburtstag 1893 entdeckten wir das erste Zähnchen. Sie litt öfter an Stimmritzenkrampf, wogegen energisches Benetzen unter der Wasserleitung gewöhnlich half. Wenn sie etwas Schweres gegessen hatte, wurde dies auch die Ursache des Ausbleibens des Atmens. Es war immer ein großer Schreck, wenn sie diesen Zustand bekam, aber mit der Zeit überwand sie diese Anlage und wurde gesund, wenn sie auch immer zart blieb. Früh entwickelte sich bei ihr das Sprechen und die Selbständigkeit.

Einmal vermuteten wir sie im Garten. Als sie aber dort und in den Nachbarhäusern nicht aufzufinden war, liefen wir nach der Polizei in Sorge und Angst. Auf einmal brachte sie unsere Aufwartefrau, Frau Gauer, die sie auf der Treppe eines Hauses in der Langen Geismarstraße gefunden hatte. Sie war damals etwa 2 Jahre alt.

Ein tiefer Schatten fiel im folgenden Jahre in unser Haus. Am 5. Dezember 1893 morgens  $\frac{1}{2}$  3 Uhr starb an Influenza und Bronchitis unser lieber Erstgeborener Hans und wurde am 7. Dezember beerdigt. Es war ein sinniges, kluges, sanftes, frommes Kind, geistig früh geweckt, mit weichem, für das Schöne und Gute empfänglichen Gemüt. Tief war der Schmerz, den wir zusammen trugen. Eine große Lücke war gerissen. Die Fröhlichkeit, die Hans um sich her verbreitete, war aus unserm Hause und aus unsern Herzen für lange Zeit gewichen. Wir setzten ihm als Denkmal den guten Hirten, der sein Schäflein auf den Achseln trägt. Es war der einzige, wirkliche Trost, der uns aufrichtete, daß wir uns sagen durften, unser Kind ist bei seinem Hirten.

Am Sonntag, den 11. November 1894 nachts 2 <sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr schenkte uns Gott wieder ein Kind, ein Töchterchen. Es wurde am 27. Dezember getauft und erhielt den Namen Gertrud. Es war ein gesundes Kind, das allerdings erst spät laufen lernte. Als sie kriechen konnte, machte sie sich ein Vergnügen daraus, die Tapete abzurei-

ßen und den Lehm von der Wand zu kratzen und zu essen. Aber auch an den Kohlenkasten ging sie und einmal wußte niemand, wo sie hingekommen war. Endlich hörten wir ihr Geschrei aus der guten Stube. Sie war in das Ofenloch gekrochen und konnte nun nicht wieder heraus. Mit viel Vergnügen zogen wir den kleinen Schornsteinfeger heraus. Sie entwickelte sich zu einem drolligen, witzigen, aber auch furchtsamen Kind. Dieses leichte Erschrecken führte ihre Mutter darauf zurück, daß sie einige Tage vor der Geburt des Kindes selbst einen großen Schrecken gehabt habe. Ein Student, Adoptivsohn eines Hamelner Pastors, den wir bei uns aufgenommen hatten, von dem uns aber seine Eltern nicht gesagt hatten, daß er geistig nicht ganz normal sei, trat auf einmal nachts leise in unser Schlafzimmer. Ich führte den jungen Menschen in die Eßstube und suchte ihn zur Vernunft zurückzubringen, indessen meine arme Frau wie er gelähmt vor Angst im Bett lag und fürchtete, daß mir der Mensch etwas antue. Ich beruhigte ihn und führte ihn auf seine Stube zurück, der selbst geistig halb abwesend war und veranlaßte den Vater, ihm eine andere Wohnung zu suchen oder ihn überhaupt von der Universität wegzunehmen.

Am Samstag, den 19. September 1896 wurde uns ein Söhnchen geschenkt, von uns besonders willkommen geheißen als Ersatz für unsern ältesten Jungen. Er wurde am 20. Oktober getauft und erhielt den Namen Gerhart. Er war bei der Geburt ein kräftiges Kind, fing aber nach der Impfung an zu kränkeln, ebenso wie Hans die Impfung schlecht bekommen war. In dem folgenden Sommer kam noch Brechdurchfall hinzu, und alle Mittel, die der Arzt anwandte, halfen nicht, und obwohl die Milch in Soxleth-Apparat lange gekocht wurde, vertrug er sie gar nicht. Es bildete sich eine ziemlich starke Rachitis aus, so daß die Beinchen in Schienen kommen mußten. Die Krankheit wurde zwar überwunden, aber er blieb zart. Oft erschreckte er uns abends durch lautes Schreien und Weinen und es war schwer, ihn wieder zur Vernünftigkeit zu bringen. Er war nicht bei sich selber in diesem Zustand und schlief, nachdem er beruhigt war, wieder fest ein. Später entwickelte er sich besonders durch sein Wandern zu einem starken, kräftigen Menschen, der sowohl im Essen als im Ertragen von Strapazen Tüchtiges leistete. In der Schule zeigte er sich geistig geweckt und bedurfte nie des Antreibens oder der Hilfe bei dem Anfertigen der Schularbeiten. Wir schickten ihn die ersten 3 Jahre in die Privatschule von Lehrer Heumann und bald warf er um sich mit subjektivem und adjektivischem Attribut, Deklination und anderen grammatischen unverstandenen Ausdrücken. In seinem Gemüt war er sehr liebebedürftig, in seinem Wesen sehr anschniegend, lebhaft und heiter. Als er 5 Jahre alt war, spielte er mit Paul im Garten. Auf einmal höre ich in meiner Studierstube einen entsetzlichen Schrei und sehe gleich darauf Paul mit Gerhart im Arm zu der Wasserleitung im Hof eilen und rufen " Ich habe Gerhart mit dem Flitzebogen ins Auge geschossen ! Der sofort benachrichtigte Augenarzt Dr. Veith kam und sagte, daß er sofort eine Operation machen müsse. Wir brachten ihn nach Alt-Bethlehem, wo der Arzt sofort an Werk ging, durch unsere Elternherzen schnitten die furchtbaren Schreie unseres Kindes, das ohne Chloroform oder örtliche Betäubung diese Operation aushalten mußte. Gottlob gelang die Operation. Es blieb nur

eine geringe Veränderung des Auges zurück, die ihn am Sehen nicht hinderte, so daß er keine Brille brauchte. Ohne Anstöße kam er durch die Schule.

Am Donnerstag, den 29. März 1900, abends 7 Uhr wurde uns ein 4. Töchterchen geschenkt. Es wurde am 9. Mai getauft und erhielt den Namen seiner Mutter, Großmutter und Urgroßmutter, sowie den von Frau Amtsrat Boedecker, der geliebten Freundin des Hauses, Marie. Das Kind entwickelte sich ohne besondere Krankheiten zu unserer Freude und wurde von den älteren Geschwistern mit erzogen und geliebt. Auch in der Schule machte sie gute Fortschritte und das Lernen wurde ihr nicht schwer, während Gertrud manche Kämpfe in der Schule auszufechten hatte. Besonders schwer wurde Gertrud ja der deutsche Aufsatz, bis ihre geduldige Lehrerin Frl. Pleer ihr es einmal richtig zeigte, wie man so etwas anfasse und sie aus der Zaghaftheit erlöste. Es war eine stattliche Schar von Kindern, die um unsern Tisch saßen. Sie brachten viel Leben und Freude ins Haus und haben uns größeren Kummer nie bereitet. Gottlob waren sie alle hinreichend begabt, keins von ihnen ist einmal sitzen geblieben. Wir konnten sie nähren und kleiden, wenn auch der Zuschnitt unseres Hauses einfach war und blieb. Als einzige in der Klasse brachten unsere Kinder zum Frühstück " halb Butter halb Mus " - Brot mit, während alle anderen belegte Brote aufwiesen. Leckereien wurden gar nicht gekauft. Dagegen wurde der Sinn der Kinder auf das Schöne in der Natur und in der Kunst hingelenkt und mit offenen Augen und Sinnen nahmen sie diese Eindrücke auf. Schon im zeitigen Frühjahr, im Februar, gingen wir in den Wald und suchten die ersten Leberblümchen und Schneeglöckchen, die für weniger geübte Augen noch gar nicht sichtbar waren. Unterwegs gingen wir, vom Geismarholz kommend, unter dem Bismarkturm am " Zauberer " vorbei, einer Buche ( Birke ), deren Narben ein menschliches Angesicht darstellen konnten. Dabei wurden selbst erfundene Märchen und Geschichten erzählt. Später konnte Mutterchen nicht mehr mitgehen, um so größer war die Freude, wenn wir die geliebten Blumen daheim vor ihr ausbreiteten. Hinter dem Kaiser-Wilhelm-Park war im Wald ein tieferer Graben. Dort wurden am Ostertag, nachdem meine Festtagsarbeit vorüber war, die Ostereier versteckt, die ohne es zu wissen, Paul in seiner Botanisiertrommel dorthin getragen hatte. Auf mein Pfeifen hin erschien dann der Hase und jedes bekam sein Teil. Im nahen Ameisenhaufen wurden sie dann von den Ameisen noch bunter gemacht, was aber bei den mit metallischen Farben gefärbten Eiern nicht erreicht wurde.

Ein beliebter Ausflug war der in die Billingshäuser Schlucht. Er führte uns entweder in der Ebene oder über Nikolausberg dahin. Am Jakobsbrünnchen wurde Wasser getrunken und das mitgebrachte Brot und der Apfel schmeckten draußen viel besser als zu Hause. An einer Stelle, die eine Aussicht ins Leinetal bot, mußte man zwischen den Beinen hindurch sehen, dann erschien die Landschaft verändert und noch viel schöner.

Zu Hause wurde manchmal mit ungeheurem Vergnügen " Kappeguckes " gespielt, wobei sich die Schwestern allerdings oft über die derben Schläge der Brüder beschwerten. Auch Schreibspiele, Rätselraten und ähnliche häusliche Vergnügen wurden veranstaltet und mit großer Freude geübt.

Paul wählte sich das Studium der Medizin. Ich ließ meinen Kindern freien Willen darin. Mutterchens Überzeugung war es schon, als Paul noch klein war, daß er Arzt werden würde.

Agnes bildete sich unter der Leitung ihrer Mutter im Hauswesen aus, nahm auch eine Stelle als Stütze bei dem Amtsrichter von Baumbach in Fronhausen an und ging von dort auf die Frauenschule in Berlin, willens sich dem Gemeindedienst zu widmen.

Gretel ging nach einjähriger Zwischenzeit nach dem Verlassen der Schule unter weiterer sprachlicher Ausbildung auf das Gymnasium in Hannover, wo sie auch die Reifeprüfung ablegte. Sie studierte in Göttingen, Heidelberg, Tübingen und Berlin Religion, Deutsch, Geschichte und Kunstgeschichte, machte auch den Dr. phil. Gertrud beschäftigte sich nach der Schulentlassung im Haushalt und war dann ein Jahr lang bei der Tochter meines Freundes de Neufville, die an Pfarrer Burnand in Tramelan in der französischen Schweiz verheiratet war. Sie erweiterte ihren Gesichtskreis und lernte andere Verhältnisse kennen.

Gerhart kam glatt durch alle Klassen der Schule und entwickelte sich auch körperlich gut.

Mariechens Jungmädchenzeit fiel in die Zeit des Krieges. Sie kam zu ihrer Ausbildung in das befreundete Haus von Professor Schaeder in Kiel und machte den schrecklichen " Steckrübenwinter " ( 1917 ) dort mit. Darauf war sie noch einmal 1919 ein halbes Jahr bei der Tochter ihrer Pate Boedecker, Frau von Beyme in Hauschendorf, wo sie die Arbeiten in einem Gutshaushalt kennen lernte.

Seit 1898 wohnte in Göttingen die älteste Schwester meiner Frau, Tante Therese, oder wie sie früher genannt wurde von den Kindern, Tante Heje. Selbstlos und heiter, fromm und zufrieden lebte sie von ihrem kleinen aber auskömmlichen Vermögen und der Pension, die sie von der Universitätsweisenkasse empfing. Sie wohnte zuerst im Kreuzbergweg, dann in der oberen Masch, war zu Hilfeleistungen immer bereit, soweit ihre Kräfte reichten. Einige Jahre zuvor war sie Monate hindurch unser Gast, aber als Gemütsleidende. Sie hatte keine Willenskraft, zu keiner Arbeit, weder zum Aufstehen noch zum Anziehen konnte sie sich entschließen. Seufzend und laut jammernd lag sie im Bett. Ähnliche Zustände, wenn auch nicht so stark, kehrten später, als sie 70 Jahre alt geworden war, wieder. Und da sie nicht mehr allein sein konnte, von den fremden Leuten auch ausgenutzt wurde, brachte ich es dahin, daß sie Januar 1921 zu ihrer Schwester nach Marburg zog. Jetzt lebt sie, wohlversorgt, auf dem Gesundbrunnen bei Hofgeismar.

Auch zwei Neffen meiner Frau müssen Erwähnung finden : zuerst Friederle Zeller, Sohn der Schwester Mathilde in Tübingen. Er kam 1898 als Gehilfe in die Ratsapotheke hierher, hatte sich aber ein höheres Ziel gesteckt. Mit ungewöhnlichem Fleiß arbeitete er das Pensum von Obersekunda bis Prima für sich durch und machte dann die Reifeprüfung in Münden. Voller Leben und voller Interessen, voll Lebhaftigkeit brachte er Bewegung immer um sich her; den Kindern erzählte er Märchen und beschäftigte sich mit ihnen. Als Naturkundiger zeigte er ihnen vieles, zu wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit mir immer aufgelegt. Er studierte in Tübingen Naturwissenschaften und wurde nach Abschluß seiner Studien Lehrer am Olgastift in Stuttgart. Dort habe ich ihn auf seine Bitte hin auch getraut.

Der andere Neffe war Walter Dietrich, der in unserm Hause wohnte und aß, während Friederle nur bei uns zum Mittagessen war. Walter war still, von solidem Charakter, gedrückt durch das geschäftliche Unglück seines Vaters, körperlich schwach, was auch ein Versagen im 1. Examen zur Folge hatte. Er war ein treuer Mensch, der unsern Kindern zwar nicht so nah wie Friederle stand, aber doch ganz zu unserer Familie gehörte.

### **Der Krieg - Verluste und Gewinne**

Vom Jahr 1914 geht, wie bei so vielen Familien, ein neuer Zeitabschnitt an, auch für uns. Alle Gemüter lohten auf in der Liebe zum Vaterland. Es fand eine starke Hinwendung zu Gott statt, selbst religiös bisher gleichgültige Menschen flüchteten angesichts des Großen, das geschehen war, und noch kommen sollte, zu Gott. Die Jünglinge, aber auch die Väter und Mütter und Kinder waren von dem vaterländischen Gefühl und der Bereitschaft zum Opfer durchdrungen. Die Größe der Gefahr brachte alle Stände näher zu einander, bangte ja doch die Waschfrau so gut um ihre Söhne, wie die vornehme Frau. Wöchentliche Kriegsbetstunden versammelten die Zurückgebliebenen zur Stärkung des Gottvertrauens, aber auch zur Demütigung vor dem heiligen Gott. Auch unsere Söhne stellten sich natürlich gern in den Dienst des Vaterlandes.

Paul, der in dem Landkrankenhaus zu Kassel sein Assistentenjahr fast hinter sich hatte, wurde in die Nähe von Mainz kommandiert, und später in das große Gefangenenerlager Niederzwarren vor Kassel. Unter den dortigen Gefangenen waren viele Russen und sie hatten den Flecktyphus mitgebracht. Die hygienischen Einrichtungen waren in jenem Lager sehr mangelhaft, Gesunde und Kranke lagen untereinander. Eine große Zahl von deutschen Bewachungsmannschaften wurde angesteckt, aber auch mehrere Ärzte wurden von der Krankheit ergriffen, unter ihnen auch unser Sohn. Gott sei Dank, daß er ihn uns erhalten hat. Wir durften ihn im Landkrankenhaus, wohin er gebracht worden war, einmal kurz sehen. Nach seiner Genesung konnte er einige Wochen im Elternhaus sein, mußte dann aber noch mal zur Erholung nach Friedrichroda gehen. Die folgende Zeit des Krieges brachte er zumeist bei einem Feldartillerieregiment in Belgien zu; unbeschädigt kehrte er nach

Beendigung des Krieges zurück und fand durch die Zeitschrift " Licht und Leben ", eine freie Arztstelle in Hollenstedt im Kreise Harburg.

Unser Gerhart, der in Oberprima war, machte, wie alle seine Klassengenossen seine Reifeprüfung und begehrte nichts sehnlicher als wie die meisten seiner Mitschüler : in das Feld ziehen zu dürfen. Es war für ihn ein großer Schmerz, als er nicht angenommen wurde ; so meldete er sich zum Sanitätskorps. Mit ihm ging er nach Brüssel, brachte Verwundete nach Deutschland, kam aber nicht zu eigentlicher Krankenpflege. Er war in einem Kloster einquartiert, wo die Nonnen sich recht freundlich zu ihm stellten, ihm auch eine alte Gitarre schenkten, mit der sangesfrohe Junge sich und andern die Zeit verkürzte, aber ihm genügte diese Arbeit nicht, er verlangte ins eigentliche Heer eingestellt zu werden. Er bat uns um die Erlaubnis dazu, doch weitere Schritte tun zu dürfen. Ich schickte ihn mit einem Briefe zu dem Stabsarzt Dr. Heldmann in Kassel und dieser schrieb ihn endlich felddiensttüchtig. Er machte nun seine Ausbildungszeit bei den Feldartillerieregiment Nr. 11 in Kassel durch und nach ihrer Beendigung wurde er mit seinen Kameraden nach Polen geschickt. Er hatte einen üblen Unteroffizier, einen Sohlachtergesellen, der sich ein Vergnügen daraus machte, gerade die gebildeten jungen Leute recht zu quälen. Aber ohne Schaden der Gesundheit wohnte er in den armseligen Häuschen der Polendörfer und in den Baracken, die zwischen den Sümpfen standen, fällte Bäume, machte Wege, schlug Brücken, und dies alles bei mangelhafter Kost, machte, in der Nähe von Warschau eine Ausbildung zum Offizier durch, wurde Leutnant und wurde dann nach Frankreich geschickt, hat dort schwere Strapazen durchgemacht und war an gefährdeten Stellen. Im Juli 1918 hatte er seinen letzten Urlaub, er besuchte mich in Neustadt. Voll banger Ahnung ließ ich ihn ziehen und wenige Tage nach unserm Wiedersehen wurde er an der Somme von einer Bombe, die die Engländer herabgeworfen hatten, getötet. Auf den Wege zum Verbandsplatz starb er, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Ein anderer Todesfall ging diesem in unserer Familie voran. Meine liebe Frau starb am 14. März 1916. Sie war in diesem Winter verhältnismäßig wohl und recht leistungsfähig. Am Freitag, den 3 März machte sie bei warmem Frühlingwetter mit Gretel noch einen Ausflug und kehrte abends hochofrenut heim. In den letzten 14 Tagen vorher hatte sie die ganze Hausarbeit allein getan. Am Sonntag Abend hatten wir drei Freunde bei uns, und in sehr angeregten Gesprächen verbrachten wir die Stunden. Sie fühlte sich so wohl, daß sie sagte : " Ich werde wieder jung ! " Beim Zubettgehen fror sie aber stark und schlief die ganze Nacht nicht. Als ich morgens erwachte, fragte sie mich : " Hast du das schöne Singen und Orgelspielen nicht gehört ? " Ich erschrak heftig, weil ich daran dachte, daß sie wohl himmlische Musik gehört habe. Sie hatte über 39 ° Fieber und der Arzt sagte, daß auf dem linken Lungenflügel eine Entzündung vorhanden sei, und trotz der angewandten Mittel verbreitete sich die Entzündung. Die Besorgnis wurde noch ernstlicher, weil das Herz durch die Erkrankung, die sie im Winter 1912/13 durchgemacht hatte, geschwächt war. Zwischendurch war sie einmal klar und sagte mir am 10. März : "

Gott hat uns ein großes Glück in unserm Leben geschenkt ", dann wieder : " Du warst meine Freude, meine Ehre, mein Stab, mein Glück, hast mich geduldig und freundlich getragen, mich getröstet, mir geholfen, zurechtgeholfen, belehrt. " – " Unsere Kinder sind ein rechtes Geschenk Gottes , jedes in seiner besonderen Art und mit seinen Gaben ! " "Der Herr ist meine Kraft und wird meine Füße machen wie Hirschfüße und wird mich in der Höhe führen " ( Hab. 3, 19 ).

11. März 3 ½ Nrn. Ich : " Darf ich auch ein bißchen zu Dir kommen ? " ( Sie lacht mich an. ) " Gleich lacht sie mich an ! " Sie : " Wie soll ich nicht lachen und mich freuen - jeden Tag, den wir noch beisammen sind ? " ( Sie streichelt mich. )

Der Krankheit war kein Einhalt zu tun ; schon am achten Tage, am Montag, setzte ein schwaches Röcheln ein, am Dienstag um ½ 12 Uhr rief man mich aus der Konfirmandenstunde. Die Besinnung wurde immer schwächer, das Atmen immer beschwerlicher. Ohne starken Kampf hauchte sie um ½ 5 Uhr den letzten Seufzer aus.

Wir waren um ihr Bett versammelt und sagten ihr Trostworte in den letzten Stunden : ich, mit drei Kindern ( Gretel, Gertrud und Mariechen ), ihre Schwestern Helene und Therese und die Gemeindeschwester. Nachts 4.15 Uhr kam Agnes von Berlin. Telegramme an die Söhne waren vom Generalkommando nicht befördert worden. Am Mittwoch telegraphierte ich noch einmal und Paul sowohl als Gerhart erhielten die Todesnachricht Donnerstag früh um 4 Uhr. Paul kam am Freitag Nachmittag 3 Uhr von Verdun her, Gerhard von Styr Sonnabend Abend ½ 8 Uhr. Am Sonnabend 3 ¼ Uhr fand die Beerdigung statt. Pastor em. Nießmann hielt die Rede über den 23. Psalm, der der Entschlafenen gleichwie ihrem Vater besonders teuer war. Die Beteiligung aus allen Ständen war sehr stark. Mehrere 100 Personen hatten sich versammelt, auch eine Abordnung von 10 Mann der kriegsgefangenen reformierten Franzosen.

Das stärkste Gefühl mußte für mich neben dem Schmerz das der Dankbarkeit sein. Gott hatte mir und meinen Kindern viel in ihr gegeben. Ihre tiefe Frömmigkeit, die sie schon in der Jugend in sich trug, wie ich aus ihrem Tagebuch aus ihrem zwölften Lebensjahr ersehe, hat sie ihre ganze Lebenszeit bewahrt. Sie war eine betende Christin, hat uns betend getragen und ist mit ihrem Gebet für alle Anliegen der Kirche eingetreten. Als ich mit dem Kindergottesdienst am 1. Januar 1893 begann, war sie unter den ersten Helferinnen, obwohl sie vier kleine Kinder zu versorgen hatte. Die Mission, die Armen, die christliche Jugendfürsorge lagen ihr warm am Herzen. Ein besonders scharf hervortretender Charakterzug war ihre Wahrhaftigkeit gegen Gott und Menschen. Daneben eine sanfte Gütigkeit und ihre Demut gaben ihr gerade besonderen Reiz. Stark ausgeprägt war ihre Gewissenhaftigkeit, die sich bis in alle Kleinigkeiten erstreckte und sie manchmal in Skrupeln führte. Ihr Leben war Arbeit, von Schonen wollte sie nichts wissen, oft hat sie bis in die Nacht gesessen und mit ihren wehen Augen, in denen sie jahrelang Bindehautentzündung hatte, genäht. Sie hat mir und meinen Kindern nichts als Liebes und Gutes getan.

Daß wir sie so bald hergeben müßten, haben wir bei der froh gefeierten silbernen Hochzeit am 24. Mai 1912 nicht geahnt. Wir begingen diesen Tag im Kreise unserer Kinder und Geschwister mit Freuden und voll von Hoffnung für die Zukunft. Aber die schwere Erkrankung im Winter 1912/13 hatte ihr Herz zu stark angegriffen! Auch eine Kur in Bad Orb, die sie 1913 gebrauchte, hatte die Herzerweiterung nicht beseitigen können und so konnte das geschwächte Organ dem Ansturm der beiderseitigen Entzündung der Lunge nicht sehr standhalten. –

Auch ihre Schwestern betrauernten sie tief. Am Alter stand ihr Helene am nächsten, die auch während der letzten Lebenstage bei ihr war, aber auch mit ihrer jüngsten Schwester war sie innig verbunden, ihr hatte sie die Hochzeit ausgerichtet, als sie sich am 7. September 1909 mit Otto Giesecke verheiratete. –

Verheiratet hat sie keines von ihren Kindern gesehen, aber zu ihren Lebzeiten verlobte sich Gertrud mit Dr. Wilhelm Lütke mann, der damals Referendar war. Verheiratet haben sich die beiden am 3. Oktober 1917. - Wilhelm hat bei den ersten Kämpfen in Belgien mitgefochten, in denen so viele Göttinger Studenten als Freiwillige gefallen sind. Die Kunde von den großen Verlusten traf gegen Abend ein, zugleich mit einigen Verwundeten. Gertrud war voller Angst, und ich ging mit ihr zu mehreren zurückgekehrten Verwundeten, um etwas über Wilhelms Schicksal zu erfahren. Soviel sie wußten, war Wilhelm nicht unter den Gefallenen. Nach wenigen Tagen kam die Nachricht, daß er am Arm verwundet sei und bald kam er selbst und wurde in eine hiesige Baracke gelegt. Der Arm blieb schwach, ist aber jetzt wieder gebrauchsfähig. Die Zeit, die er hier zubringen mußte, benutzte er, um den juristischen Doktor zu machen. Sein einziger Bruder aber ist gefallen. Er war Gymnasiallehrer und hinterließ Frau und Kind.

Nach der Heilung des Armes wurde Wilhelm in die Karpaten geschickt, wo er zum zweiten Mal verwundet wurde. In dem schmutzigen, ungarischen Städtchen, wo er im Lazarett lag, und vorher schon in den eisigen Karpaten, hat er sich wahrscheinlich den Lungenschaden zugezogen, der in den ersten Jahren des Ehestandes zum Vorschein kam. Ein Aufenthalt im Kriegerkurheim zu Davos hat nicht das ganze Übel beseitigt. Aber doch ist er so hergestellt worden, daß er seine Berufarbeit aufnehmen konnte. Ein Rechtsanwalt in Berlin, bei dem er als Referendar zur Ausbildung gewesen war, hatte ihn als Teilhaber in sein Geschäft aufgenommen. Da er aber den Anstrengungen dieses Berufes sich nicht gewachsen fühlte, ging er als Hilfsarbeiter in das Konsistorium in Berlin, Seit kurzem ist er zum Konsistorialrat ernannt worden. Leider ist auch seine Frau von der Tuberkulose ergriffen worden. Eine Kur im Schwarzwald hat sie, wenn auch nicht ganz hergestellt, so doch wesentlich gebessert, so daß sie fähig ist, ihren Haushalt zu besorgen.

Ihren beiden starken Jungen sieht man nichts von der Krankheit ihrer Eltern an. Nach den aufregenden, schmerzvollen Tagen ging ich nach Ostern 1916 nach Lauenbach, wo Agnes auch weilte. Sie reiste einige Tage vor mir ab, um ihre Studien



an der sozialen Frauenschule in Berlin wieder zu beginnen. Als ich nach Hause kam, wurde ich übermannt von dem Schmerz der Einsamkeit. Aber es wartete mein noch eine Erregung : ein eingeschriebener Brief lag da und als ich ihn überflog, sah ich, daß es sich um das Schicksal meiner Tochter Agnes handelte. Dr. med. Winfried Brachmann hielt um die Hand meiner Tochter an und bat um eine Unterredung mit mir und ihr in Berlin. Der Gedanke mich nun auch noch von meiner ältesten Tochter trennen zu sollen und ohne daß ihre Mutter die Entscheidung mit treffen könne, warf mich fast danieder. Da aber Winfried nur kurzen Urlaub hatte, mußte die Entscheidung schnell getroffen werden. Ich bestellte Winfried nach Berlin und ich selbst reiste hin. Winfried war mir von seiner Studentenzeit her als Freund Pauls zwar bekannt, und er war häufig in unserm Hause gewesen, aber ich wollte doch mündlich die wichtige Angelegenheit besprechen. Im Hause von Tante Marie Buch, bei der Agnes wohnte, sprachen sich die beiden, jungen Leute aus und verlobten sich. Am Nachmittag fuhren wir, auch von Gretel begleitet, zu den Eltern Winfrieds nach Dresden. Dort wurden wir herzlich empfangen und als der Vater Brachmann abends die Andacht hielt, wurde ich erst recht froh, da ich erkennen konnte, daß meine liebe Tochter in eine christliche Familie eintreten sollte. Winfried war schon viermal verwundet gewesen und zog nun wieder ins Feld. Aber bald trafen ihn viele Stücke einer Granate, die ihn felddienstunfähig machten. Er kam in ein Lazarett in Bayern und dann auf unsern Wunsch auch hierher. Agnes vollendete ihren Kursus an der Frauenschule und schloß mit dem Examen ab. September 1916 fand die Hochzeit statt. Winfried wurde als Arzt in ein Lazarett bei Orb versetzt. Agnes wohnte bei mir, zog dann aber in das leerstehende Schulhaus zu Lemshausen, um näher bei ihrem Mann zu sein, der nach einer gefährlichen Grippe sich auf der Rasenmühle aufhielt und gegen Ende des Krieges sich in Groß Schneen niederließ. Drei Kinder sind ihnen geschenkt worden.

Bei dem Ende des Krieges kam auch Paul nach Hause. Nach längerem Suchen fand er Gelegenheit sich niederzulassen und zwar in Hollenstedt Kreis Harburg. Er verheiratete sich Weihnacht 1921 mit Käthe Ritter, der Tochter meines Leibfuchs, Pastor Ritter in Sieboldshausen. Ihr ältestes Söhnchen wurde ihnen leider  $\frac{1}{4}$  Jahr alt, wieder entrissen, ein zweites entwickelt sich zur größten Freude seiner Eltern und des Großvaters. Aber ein Wermuttropfen ist auch in dieses Glück gefallen. Im Herbst 1924, nachdem Käthe an Blinddarm und Gallenblase operiert war, stellte sich heraus, daß auch sie an der Lunge leidet. Seit fünf Monaten ist sie nun in einem Sanatorium.

Gretel hat nach Vollendung ihrer Studien ihr Seminar und praktisches Jahr in Hameln und Hannover durchgemacht und fand darauf Anstellung an einer christlichen Schule in Hamburg. Das Verbleiben war ihr unmöglich durch die Pedanterie der Direktorin. Sie machte ihren Dr. phil. und stellte sich dem Evangelischen Preserverband und der Elternbundsbewegung zur Verfügung, nachdem sie zuvor eine Studienreise nach Holland, um die dortigen fortgeschrittenen Schulverhältnisse zu studieren, gemacht hatte. Sie fühlt sich sehr wohl in ihrer Arbeit und kann in dieser wichtigen Sache mithelfen.

Am Tage vor Pauls Hochzeit feierten wir meiner Jüngsten Tochter Mariechens Verlobung mit Kurt Rebermann. Auch er ist im Wingolf gewesen, hat aber nicht viel in unserm Hause verkehrt, und als mir Mariechen Pfingsten 1921 in Marburg ihr Herz offenbarte, war es für mich eine starke Überraschung, die mir zunächst in dem Gedanken an ihre Mutter schmerzlich war. Kurt machte im Dezember seine erste theologische Prüfung in Marburg und ließ sich unter die reformierten Kandidaten in Hessen aufnehmen. Von April 1922 bis April 1924 war er Inspektor des reformierten Studienhauses hier und wurde nach einer Pause von einigen Monaten Hilfsprediger in Twiste in Waldeck. – So sind meine Kinder leidlich alle versorgt. Möge das große Anliegen, das uns Eltern bewegt hat und mich noch bewegt, in Erfüllung gehen, daß wir alle in der Einheit des Geistes Jesu Christi zu Gott der Seligkeit zuwandern mögen.

### **Der Abschied**

Die großen seelischen Erregungen des Krieges, die Anteilnahme an all den Leiden und Verlusten, die so viele Menschen auch in unserer Gemeinde betroffen haben, vielleicht auch eine nervöse Anlage, haben meinen Kräftezustand stark beeinflusst. Nach einer Grippe, die mich im Januar 1918 befiel, merkte ich, daß der rechte Zeigefinger unwillkürlich zitterte. Aber schlimm wurde das Leiden, als ich im Juli 1918 auf dem Willingshof die Todesnachricht von meinem lieben Gerhart empfing. Ich suchte den Nervenarzt Professor Schultz hier auf und er sagte mir, daß meine Krankheit die Schüttellähmung sei, daß aber ein wirksames Mittel für ihre Bekämpfung bis jetzt nicht gefunden sei, da die Krankheit verhältnismäßig selten vorkomme. Und dieselbe Auskunft erhielt ich von anderen Ärzten. Ich wende zwar jetzt noch Mittel an, um die Symptome der Krankheit etwas einzuschränken, aber auch dies will nicht gelingen, so daß ich mein quälendes Leiden wohl tragen muß, bis mich der Herr aus diesem Leben abrufft. Ich mußte mir Beschränkungen in meiner Tätigkeit auflegen, was ich bisher nicht gebraucht hatte, und da für die ausgedehnte Arbeit in der großen Gemeinde eine unbeschädigte Kraft notwendig ist, das Amt an meiner geliebten Gemeinde aufgeben.

Ende Juni 1920 trat ich in den Ruhestand. An meine Stelle trat der von mehreren Seiten empfohlene Pastor Kamlah, der, obwohl von Haus aus lutherisch, doch seine Übereinstimmung mit der reformierten Kirche erklärte und versprach, die reformierte Lehre zu verkündigen und nach ihr sich zu richten. Der Abschied von der Gemeinde, die ich 29 Jahre lang bedient habe, wurde mir nicht leicht. Das Presbyterium veranstaltete eine Abschiedsfeier in der Kirche und am Einführungstage nachmittags im Bürgerpark. Mir waren es der Ehrungen und Lobsprüche zu viele und ich mache mir jetzt noch Vorwürfe, daß ich diese Feier nicht verhindert habe. –

Zur Herstellung meiner Gesundheit überreichten mir die Gemeindepfleger eine größere Summe, die sie gesammelt hatten. Sie ist in der Inflationszeit zerflattert

und mein Ruhestand ist durch vielen Kummer und viele Enttäuschungen getrübt worden. Es ist wahr, was im 118. Psalm steht : " Es ist gut auf den Herrn vertrauen und nicht auf Menschen ."

Bei der Knappheit von Wohnungen war es schwer, eine für mich zu finden. Ich hatte das Pfarrhaus bis auf zwei kleine Stuben und drei noch viel kleinere Kammern, die zum Teil im Erdgeschoß, zum Teil unter dem Dach lagen, meinem Nachfolger überlassen, obwohl ich nicht dazu verpflichtet war und mein Nachfolger sich eben erst verheiratet hatte. Er drängte darauf, daß ich eine andere Wohnung suchen möchte. Endlich fand ich, nach langem Mühen bei dem Nachbar Generalleutnant von Uslar-Gleichen drei kleine Stuben. Ungern wurde der Zwangsmieter aufgenommen und ungern geduldet. Alle möglichen Verbote machten das Zusammenleben beschwerlich und zu einer Qual. Endlich winkte mir eine schöne Möglichkeit : Am 1. Februar 1919 besuchte mich Dr. von Marle, der ums Jahr 1900 mehrere Jahre hier studiert hatte und in meinem Hause ein- und ausgegangen war. Er wollte sehen, wie es mir nach dem Kriege ginge und er machte mir den Vorschlag, ich möge ein Haus kaufen, um dann eine bleibende Stätte zu finden, gab mir auch eine Vollmacht dazu an die Hand. Ich kaufte daraufhin 1919 das Haus Wöhlerstraße Nr.4, konnte aber nicht hineinziehen, weil die drei Stockwerke besetzt waren. Endlich wurde im Mai 1921 die Wohnung, die im dritten Stockwerk lag, frei, und es gelang mir, sie zu erhalten. Wir kamen uns wie Träumende nach den letzten Erfahrungen vor, da die Räume und das Haus still und bequem liegen und für uns auch ausreichen, besonders weil wir eine Fremdenstube in unserm Stock dazubekommen haben. Da das Haus in der jetzigen Zeit zu große Steuern aufbringen muß und Herr von Marle noch hätte zuzahlen müssen, um die Lasten zu decken, verkaufte ich es im Jahre 1922 an die Gebrüder Lechte, mit denen wir im besten Einvernehmen im Hause zusammen leben.

### **Das reformierte Studienhaus und die reformierte Professur**

Nachdem im Anfang des 19.Jahrhunderts alle fünf reformierten Universitäten und fünf reformierte Akademien aufgehoben oder in unierte oder paritätische Anstalten verwandelt worden waren, war es das Verlangen der bewußt reformierten Kreise Deutschlands, daß wieder eine Möglichkeit geschaffen würde, wieder reformierte Diener der Gemeinden auszubilden. Schon in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte der reformierte Pastor in Göttingen den Antrag gestellt, die hannoversche Regierung möge in Göttingen einen reformierten Professor anstellen. In den 60.er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts ,hat mein Vorgänger Dr. Brandis mehrmals darum angehalten, aber es war vergeblich.

Ich nahm 1912 diese Bestrebungen wieder auf und um ihnen einen festen Rückhalt und breitere Grundlage zu geben, forderte ich den Pastor Bleske-Vietor in Hinte, Ostfriesland, der Vorsitzender des reformierten Pfarrervereins und Mitglied der Landessynode war, auch zugleich mit mir im Moderanem des reformierten Bundes

saß, auf, für die Sache in seiner Heimat und in Berlin mitzuwirken. Wir erreichten bei unsern Verhandlungen mit den Räten und dem Kultusminister selbst, erstens die Anerkennung der Notwendigkeit einer reformierten Professur in Preußen, besonders in Göttingen, und zweitens das Versprechen, daß ein reformierter Professor in Göttingen angestellt werden solle. Außerdem machte mir der Minister den Vorschlag, daß ich einen Lehrauftrag für die praktischen Fächer der Theologie erhalten solle, und zu meiner Entlastung in der pfarramtlichen Tätigkeit, solle das Geld für die Gründung einer zweiten Pfarrstelle flüssig gemacht werden. Der bald ausbrechende Krieg machte die Pläne zunichte. Ich ließ aber die Angelegenheit nicht ruhen. Durch mündliche Verhandlungen mit den Mitgliedern der theologischen Fakultät erreichte ich, daß alle Professoren, außer einem, sich einverstanden erklärten. Es wurde verabredet, daß die hiesige Einrichtung nach dem Muster der Erlanger gestaltet werden sollte. Als man 1916 auf ein baldiges Ende des Krieges rechnete, machten wir uns wieder auf den Weg nach Berlin und erreichten die Zustimmung der vortragenden Räte und des Ministers Schmidt, aber unsere Hoffnungen konnten sich wegen der Fortdauer des Krieges nicht erfüllen.

Im Juni 1918 verhandelten wir aufs neue mit dem Referenten Professor Treeltsch, mit Geh. Rat Heumann und mit dem Personalreferenten, der uns sagte, daß er zwar katholisch sei, aber unsere Forderungen für berechtigt und ausführbar halte. Auch der Staatssekretär Becker war mit uns einverstanden. Am 15. Oktober 1918 sollte die Einrichtung wie verabredet ins Leben treten. Da aber wegen der Fortdauer des Krieges die Zahl der Studenten nur ganz gering war, schlug ich vor, den 15. April 1919 zu wählen. Mit dieser Verabredung schieden wir aus dem Kultusministerium. Aber im November kam die Revolution und vernichtete auch unsere Pläne und die Zusagen der Minister. Adolf Hoffmann wollten wir nicht angehen, so ruhte die Sache.

Im Februar 1921 machte der neue Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Haenisch mit seinem vortragenden Rat einen Besuch bei der Universität Göttingen. Ich benutzte diese Gelegenheit, um die Sache wieder in Fluß zu bringen. Ich bat um eine Unterredung mit dem Rat und trug ihm, der natürlich als ein Neuling von der Sache nichts wußte, unsere Pläne und Forderungen vor, schlug auch zugleich als befähigte Persönlichkeit den Pfarrer Karl Barth in Sawenbyl in der Schweiz vor, der sich durch seine Erklärung des Römerbriefes und andere kleine Schriften vorteilhaft bekannt gemacht hatte. Ich hatte Erkundigungen über ihn eingezogen und Professor Miller in Erlangen riet mir sehr zu, ihn zu nehmen, Ich bat den Rat, sich noch mit dem Konsistorium in Aurich in Verbindung zu setzen. Ich lud den Pfarrer Barth behufs persönlicher Kenntnisnahme nach Göttingen ein. Er kam und hielt in der reformierten Kirche eine Predigt. Das Ministerium fragte bei ihm an, ob er bereit sei, als Professor für reformierte Theologie nach Göttingen zu kommen und nach einigen Bedenken sagte er zu. Allerdings konnte bei der damaligen Zusammensetzung des Landtags nicht daran gedacht werden, die Forderungen auf Errichtung einer ordentlichen Professur zu erheben und durchzubringen. Wir

mußten uns mit einem Honorarprofessor begnügen, dessen Anstellung ohne Genehmigung des Landtags vom Minister vollzogen werden kann. Staatsmittel für eine neue reformierte Professur konnten nicht in Anspruch genommen werden. Ich hatte aber von Professor James Good in Philadelphia die Zusage bekommen, daß die reformierte Synode des Westens der Vereinigten Staaten das Gehalt für den Professor aufbringen wolle. Dazu kam noch die Vergütung, die für einen Lehrauftrag vom Ministerium gezahlt wird. So ist es bis jetzt geblieben, aber das Streben muß dahin gehen, Professor Barth in die elfte Gehaltsklasse zu bringen. Mit dem Wintersemester 1921/22 trat er sein Amt an. In der ersten Vorlesung begrüßte ich ihn und stellte die Lage der reformierten Kirche dar. Barth las über den Heidelberger Katechismus und in öffentlicher Vorlesung über den Epheserbrief. Sein Name war unter den Studenten schon so bekannt, daß in der Hauptvorlesung 16 Hörer waren, in der öffentlichen aber an 60.

In den darauf folgenden Semestern wuchs die Zahl der Hörer auf 30 und 90. Seitdem stellt Professor Barth an der Spitze einer neuen Bewegung, die ihr Hauptmerkmal in dem Festhalten an dem göttlichen Wort hat und die, nach dem bisherigen Gang die Aussicht auf eine dauernde Beeinflussung der Theologie hat. Aus allen Gegenden Deutschlands wird Barth zu Vorträgen aufgefordert, von Königberg bis an den Rhein und von Kiel bis nach München. So ist mit Gottes Hilfe das Ziel erreicht worden, das ich vor Jahrzehnten vor mir sah und an dessen Erreichung bisher vergeblich gearbeitet worden war. Noch immer ist besonders das Verhältnis zur lutherischen Fakultät nicht geregelt und ich bin nicht mehr imstande, hier und in Berlin Verhandlungen zu führen und Pastor Vietor ist vor zwei Jahren gestorben. Nun müssen jüngere Kräfte die Sache zur endgültigen Regelung bringen.

Neben der Errichtung der Professor hatte ich zum Dienst für die reformierte Kirche, besonders im nordwestlichen Deutschland und zur Festigung der neuen Einrichtung, sowie zur Förderung der Studenten in wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Beziehung und zur Pflege der Frömmigkeit noch ein anderes Ziel ins Auge gefaßt : die Gründung eines reformierten Studienhauses. Wie aber sollte dieser Plan verwirklicht werden, wo die Kirchen in Deutschland in ihrem Dasein bedroht waren, ihr Vermögen verloren hatten und neue Verfassungen beraten wurden ? Ich übergab die Sache meinem Gott und hielt mich an das Wort aus dem 18. Psalm : " Mit meinem Gott will ich über die Mauer springen ". Da ich meine Tätigkeit auf diesem Gebiet nicht zur Pflege eines öden, zanksüchtigen Konfessionalismus sondern zur Auferbauung der Gemeinde Jesu Christi tun wollte, und da nach meiner Überzeugung die reformierte Kirche besondere Gnadengaben von Gott empfangen hat, die der ganzen evangelischen Kirche zugute kommen sollen, so konnte ich getrost für sie wirken und beten. Und auch dieses Ziel wurde mit Gottes Hilfe erreicht.

Der vorher schon erwähnte Dr. von Marle, der mich am 1. Februar 1919 besuchte, trat mir zur Seite. Er ist ein Christ aus der gereformierten Kerk in Holland, der die

Bewältigung solcher Aufgaben aus seiner Heimat und Familie her kannte. Er wurde für meinen Plan erwärmt und gab aus eigenen Mitteln eine größere Summe, sammelte auch bei Glaubensgenossen in Holland und Amerika so viel, daß ich in den Stand gesetzt wurde, das Haus Wageplatz 4 zu kaufen. Es beherbergte damals unten eine Gastwirtschaft und in den drei Stockwerken des Vor- und Hinterhauses vier Familien als Mieter. Ich erreichte, daß der Wirt, entsprechend seinem Mietvertrage ausziehen mußte am 1. Januar 1921, so daß zehn Räume frei wurden. Da ich damals viel an Sterben dachte und da ich meinen Erben im Todesfalle Weiterungen ersparen wollte, bat ich das Presbyterium einstweilen das Haus auf seinen Namen eintragen zu lassen, bis die reformierte Landeskirche ihre Verfassung fertig habe, denn diese sollte Eigentümerin des Hauses werden. Ich bildete einen Vorstand und leitete die Anstalt, schaffte Geld aus Holland, Amerika, auch aus den Burenstaaten zusammen, richtete das Haus für unsere Zwecke ein, ließ es schön herstellen und kaufte auch das notwendige Hausgerät für die Zimmer der Studenten, für die Küche, stellte eine Hausdame an und verfügte zusammen mit dem Vorstand über die Mitte. Auch eine ansehnliche theologische Bücherei brachte ich zusammen.

Da nun aber die Verfassungsänderungen der evangelischen Kirchen Deutschlands zu lange auf sich warten ließen, wollte ich dem Konsistorium zu Aurich das Haus schon 1921/22 übergeben. Pastor Kamlah bat mich, noch damit zu warten, bis die Verhandlungen über den Anschluß unserer Gemeinde an die Landeskirche geführt würden, damit das Studienhaus in die Wagschale geworfen werden könne und unsere Gemeinde günstigere Bedingungen erhalte. Ich gab dieser Bitte nach, weil ich nicht daran dachte, daß das Presbyterium, dem ich das Haus auf Treu und Glauben einstweilen hatte zuschreiben lassen, jemals auf den Gedanken kommen würde, das Haus dauernd für sich zu beanspruchen. Dies geschah aber dennoch und durch die endlose Verschleppung der Angelegenheit ist noch immer kein fester Zustand vorhanden. Schon die großen Posten, die jährlich im Betrag von ungefähr 2800,- MK aufgebracht werden müssen, müßten davor abschrecken, eine solche Last auf die Schultern einer einzelnen Gemeinde zu legen. Mir hat diese Angelegenheit viele schlaflose Nächte und schweren Kummer gebracht, da mein Werk in Gefahr steht unterzugehen.

Als Leiter des Studienhauses bot sich mir ein bisheriger Pfarrer Schaub aus Hessen an, der jetzt hier Medizin studierte. Er hielt wenigstens die Andachten und sorgte für Ordnung. Im Sommersemester 1921 verwaltete er die Anstalt. Das Haus konnte ganz besetzt werden und bis jetzt haben sich immer mehr Bewerber gefunden, als Stellen vorhanden sind. Da in zwei größeren Zimmern zwei Studenten untergebracht werden können, können wir sieben aufnehmen. Bis jetzt habe ich so viel Geld erhalten, daß wir den Studenten freie Wohnung, freien Morgenkaffee und Abendessen gewähren konnten. Als Inspektor trat Ostern 1922 der Kandidat Rebermann ein, er behielt das Amt zwei Jahre, sein Nachfolger ist Dr. phil. Beckmann. Der Inspektor nimmt alt- und neutestamentliche Schriften mit den Studenten durch oder auch Bekenntnisschriften der reformierten Kirche. Ich selbst habe eine Erklärung des Heidelberger Katechismus und Anleitung zu seiner Behandlung

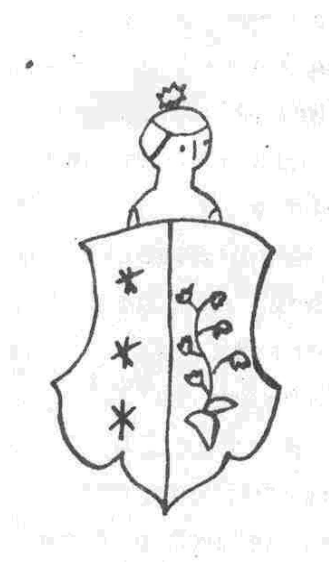
gegeben, bis ich durch mein Leiden im Winter 1924 daran gehindert wurde. Die Heimat der Studenten war Ostfriesland, Hessen, Bentheim, das Rheinland, in einem Fall auch Bessarabien.

In den Kreisen der holländischen gereformierten Kerk war man auf unsere Einrichtung aufmerksam geworden durch Herrn Dr. von Marle und meine Tochter Dr. Margarete Heilmann, die 1922 eine Studienreise nach Holland unternommen hatte. Es bildete sich aus Pastoren, Professoren der vrijen Universiteit und Gemeindegliedern ein Ausschuß, der mich aufforderte, vor diesem Kreise in Amsterdam einen Vortrag über die Lage der reformierten Kirche in Deutschland zu halten. Im März 1923 folgte ich dem Rufe, entledigte mich meiner Aufgabe und erhielt aus jenem Kreise u. einige Tage später in einer Unterredung mit dem Minister Colyn die Zusicherung, daß der Hilfsausschuß für notleidende reformierte Kirchen uns helfen werde. In wahrhaft brüderlicher Weise kam man mir entgegen, Herzen und Häuser taten sich mir auf. Ich wohnte in Amsterdam bei dem Ehepaar Spier, bei dem zuvor schon meine Töchter so freundlich Aufnahme gefunden hatten, besuchte dann alte und neue Freunde in Rotterdam, besondere Pastor Meyster und Herrn Schoep. Darauf Professor Bruwmen in Kempen und Pastor Rentin in Winderwijk.

Ich lernte die Häuser mit ihrer starken christlichen Sitte, die Gottesdienste in den vollen Kirchen, den wissenschaftlichen Betrieb an der freien Universität und eine große Zahl liebenswerter Menschen kennen. Die Stimmung der Mitglieder jener Kirche war, wie auch schon im Kriege, stark deutsch-freundlich. Wie schon im 17. Jahrhundert Holland an der Spitze der Wohltätigkeit stand, so habe ich es auch jetzt noch gefunden. Meine ganze Reise war eine Kette von Beweisen der Fürsorge Gottes. Allenthalben half man mir auf der Reise und in den Häusern und eine solche Fülle von Liebe, meine ich, sei mir noch nie in solchem Zeitraum zuteil geworden. Auf der Rückreise suchte ich meinen Sohn in Hollenstedt auf, der damals gerade den Tod seines Söhnchens mit seiner Frau betrauerte. Noch zweimal war ich bei ihm, jetzt aber vermag ich nicht mehr zu reisen und richte meine Blicke nach der oberen Heimat.

– Ende -

### **Wappen der Familie Heilmann**



Wappen des Hofgerichtsrats Johann George  
H e i l m a n n 1750

Dies Wappen befindet sich auf dem hinteren Deckel einer Bibel, die im Besitz von Fräulein Johanna Schaub in Kassel ist. Charlotte Wilhelmine, Tochter des Hofgerichtsrats Joh. George Heilmann in Hanau, war die Schwester der Frau Pfarrer Grimm in Steinau, also auch einer geborenen Heilmann. Die letztere ist die Großmutter von Jakob und Wilhelm Grimm.

### **Ergänzende Hinweise von Dr. Wilhelm Lütkemann**

In der Hauptsache sind die folgenden Lebenserinnerungen vom Verfasser in den Jahren diktiert, wo er wegen der fortgeschrittenen Schüttellähmung nicht mehr schreiben, ja das Diktierte wohl kaum noch auf Fehler und Ergänzungen durchsehen konnte.

Die Vorbemerkung über den Namen Heilmann ( 8.1-2 ) ist von einer befreundeten Dame ( Lehrerin oder Hausgehilfin ) geschrieben. Der Abschnitt "Aus der Heilmann'schen Familiengeschichte" ( S.3 -21 ) trägt zum Teil ( S.3 -11) Winfried Brachmann's und zum andern Teil ( 8.12 - 20) Mariechen Heilmann - Rebermanns Handschrift . Der Abschnitt " Aus meinem Leben " (S 8.22- 40) ist von dem Verfasser bereits früher (1888 und 1892) selbst niedergeschrieben.

Dann folgt Mariechen Heilmann - Rebermann bis S.44, Helene Dietrich bis S.47 und Kurt Rebermann bis 5.70. Danach setzt wieder die Handschrift der mir mit Namen nicht bekannten Dame ein bis 5.163. Die Verlobungsgeschichte bis Span-



beck ( 8.163- 171 ) hat wieder Mariechen – Heilmann - Rebermann geschrieben; von da ab kommt allein noch die Handschrift der befreundeten Dame vor, bis auf einen kurzen Abschnitt von 8.241 -250, den noch einmal Mariechen Heilmann - Rebermann geschrieben hat .

An der Einteilung, an - gelegentlichen Wiederholungen und auch an Auslassungen, die seine übrigen Kinder - ähnlich wie meine Frau Gertrud - empfinden werden, merkt man, daß Papa nur noch zu - gewissermaßen gelegentlichen - Diktaten, nicht aber mehr zu einer gründlichen Überarbeitung fähig war. Eine Fülle von Ergänzungen würde gewiß jedes seiner Kinder hinzufügen können. Gertrud vermißt z.B. die Beschreibung der Juden- oder

Weichsel-Kirsche, die zwischen Kirche und Pfarrhaus, in der sie zusammen mit Gerhart ihre Wohnung hatte; ebenso die Schilderung der vielerlei Hausgenossen männlichen und weiblichen Geschlechts, wie des jungen Mädchens, das in Bismarcks Todesjahr in der Schule deklamiert hatte:" Unser Bismarck, unser Bismarck, unser lieber Bismarck ist tot", Bismarck immer lispelnd gesprochen; und des Studenten, der bevor Agnes die Spargel stach, noch ein Pfund gekauft und dieses in die Spargelbeete gesteckt hatte, damit die Spargelernte zur Mahlzeit reichte, worauf dann Agnes prompt hereingefallen war. Überhaupt war für Gertrud oft die Versuchung groß, die Schilderungen aus eigenem Wissen zu ergänzen, z.B. auch hinsichtlich des Hahnes ( S.217 ), wie Tante Therese ihn immer wegen seiner Undankbarkeit und Angriffe gegen sie ausgescholten hat, hinsichtlich des Gartens ( ebenda ), wo Papa die schon erwähnte Judenkirsche als eine botanische Seltenheit aufzuzählen vergessen hat, und bei vielen anderen Gelegenheiten. Aber eine sachliche Ergänzung des Geschriebenen kam natürlich nicht in Frage. Es wird sich empfehlen, daß Papas Kinder ihre Ergänzungen für ihre Kinder und Kindeskinde noch selbst niederschreiben.

Ganz offensichtliche Fehler in Daten ( z.B. Geburtstagen ) habe ich verbessert; Zweifelhafte lieber so gelassen, wie es diktiert war. Manche Fehler erklären sich überhaupt daraus, daß nach Diktat geschrieben ist und Papa vielleicht auch nicht mal mehr die Möglichkeit hatte, nachzuprüfen.

Das Wappen zwischen S.2 und 3 habe ich für alle Exemplare der Geschichte durchgepaust, wie überhaupt alle Korrekturen usw. in jedes Exemplar übertragen sind.

Wo ist das auf S. 104 erwähnte Erlanger Tagebuch? Wo das auf S. 166 erwähnte Charakterbild unserer Mutter Marie Heilmann geb. Dietrich? Da alle Söhne und Schwiegersöhne Wingolfer waren, wird es möglich sein, in den Wingolfsblättern die Schilderung vom Wartburgfest 1891, wo Papa seine so wichtigen Duell-Anträge gestellt hat ( vgl. S. 184), nachzulesen.

Ein Verzeichnis der Namen und Orte sowie sonstiger Stichworte befindet sich, nach dem Alphabet geordnet, ganz hinten im Anschluß an den Text.

Wieviel Arbeit das Durchsehen und Nachschreiben gemacht hat, sieht man dem ganzen Werk nicht an; sie ist aber gern geschehen in dem Wunsch, daß Papas Wesen und Wirken seinen Nachkommen Vermächtnis und Ansporn sein möge.

Berlin, Weihnacht 1937

Dr. Wilhelm Lütke mann.